Gottlieb Wilhelm Rabeners

Satiren.

Vierter und letzter Theil.

NEC. LVSISSE. PVDET. SED. NON. INCIDERE. LVDVM.

Mit allergnädigsten Privilegien.

Leipzig,
Im Verlage Johann Gottfried Dycks.
1755.

Vorbericht.

Ich wage es endlich, den vierten und zugleich den letzten Theil meiner satirischen Schriften herauszugeben. Eine für mich wichtige Veränderung in meinem Amte, und die dadurch verdoppelte Arbeit, sind zum Theil Ursache gewesen, daß ich mich seit drey Jahren eines Versprechens nicht habe entledigen können, an welches mich, wo nicht das Publicum, doch wenigstens mein Verleger fleißig genug erinnert hat. Aber in der That ist mein Amt nur zum Theil Ursache an diesem Aufschube gewesen; ich habe noch weit wichtigere Verhinderungen gehabt. Für die meisten Autoren ist der Beyfall der Leser die stärkste Reizung, daß sie muthig, und viel schreiben. Darf ich es wohl gestehen, daß eben dieser Beyfall die wichtigste Ursache ist, warum ich seit drey Jahren mich nicht habe entschliessen

können, den vierten Theil meiner Schriften zu liefern? Die ersten drey Theile haben das Glück gehabt, in Deutschland ihre Freunde, und auch bey Ausländern Leser zu finden. Man ist endlich, auf meine ungeheuchelten Vorstellungen, so billig gewesen, an mehrern Orten zu glauben, daß wirklich ein unendlicher Unterschied zwischen einer Satire und einem Pasquille sey; daß man die Fehler der Menschen lächerlich machen könne, ohne einen Menschen selbst lächerlich zu machen; daß man als Satirenschreiber spotten, und doch mit redlichem Herzen ein Menschenfreund seyn könne. Ja, die Gütigkeit meiner Leser ist noch weiter gegangen: Man hat die Fehler in verschiedenen Ausarbeitungen übersehen, welche vor den Augen der Kritik nicht verborgen bleiben konnten. Männer von Einsicht haben mir diese Fehler verziehen, und nur diejenigen Stellen angezeigt, welche ihren Beyfall erlangten: wie viel Ursache hatte ich, darüber vergnügt zu seyn! Andre Männer, die zwar auch Einsicht genug besassen, aber nur meine Freunde nicht seyn wollten, haben ganz davon geschwiegen: konnte ich mir wohl etwas mehr wünschen! Und dennoch sind alle diese vortheilhaften Umstände die wahre Ursache, daß ich itzo, so ein alter Autor ich auch bin, mich dennoch ganz schüchtern unter das Publicum wage. Wie viel Achtung bin ich der Nachsicht meiner Leser schuldig! Wie viel Ursache habe ich, alles zu vermeiden, was ihnen anstößig seyn kann, um diese verzeihende Nachsicht nicht

zu

zu verlieren! Wie sorgfältig muß ich alle meine Charaktere zeichnen, um keine Originale zu malen, und um mich wider einen Vorwurf sicher zu stellen, der mir, bey meinen menschenfreundlichen Gesinnungen, gewiß der empfindlichste seyn würde! Bisher hat die Kritik mir meine Fehler übersehen; vielleicht in der Hoffnung, ich würde mich bessern: und habe ich mich nicht gebessert, wer wird mich wider diese strenge Richterinn vertheidigen, welche die Nachwelt auf ihrer Seite hat? Geschäffte und Jahre machen einen Satirenschreiber ernsthafter, und eben dadurch bitterer, als es vielleicht der größte Theil seiner Leser wünschet: ist nicht schon das Ursache genug, einen Beyfall zu verlieren, der mir so unendlich schätzbar ist? Ich lebe hier ganz verwaist von meinen kritischen Freunden, ohne deren Rath und Gutachten ich sonst nicht eine Zeile wagte. Sie sind zerstreut, sie sind weit von mir weg zerstreut; diese Freunde, deren ehrliches Herz, und deren reifer Witz mir unvergeßlich seyn werden. Nur einer noch von meinen redlichen Aristarchen ist in Leipzig; und auch dieser Eine ist schon zu weit von mir entfernt. Und wie soll ich mir die freundschaftlichen Lehren derer zu Nutze machen, die itzt in Kopenhagen, in Hamburg, in Zerbst, in Braunschweig, in Quedlinburg, seit einigen Jahren von mir, und vielleicht auf ewig von mir getrennt sind? die in Zürch und Bern entfernt leben? = = = = = = Und was sage ich von unserm Vater Hagedorn, der mich so oft geleitet

hat, und deſſen Andenken auch dieſe Thräne noch heilig ſey! ⁄ ⁄ ⁄ = = = Wäre nicht dieſer Mangel meiner Freunde und meiner Führer Urſache genug, ein Vorhaben zu unterlaſſen, welches mir ſchon damals ſchwer genug ward, da ich es unter ihrem Beyſtande wagte, und welches ich itzo wagen ſoll, da ich von ihrem Beyſtande ganz entblößt bin?

Und doch muß ich es wagen! Aber ich wage es unter einer Gelübde, die ich hier vor den Augen meines Vaterlandes, und, wenn ich ſo prächtig reden darf, vor den Augen der ganzen witzigen Welt thue. Dieſes iſt der vierte, aber gewiß auch der letzte Theil meiner ſatiriſchen Schriften. Ich thue hier einen heiligen Schwur, einen Schwur, der mir heiliger iſt, als er ſonſt den meiſten Schriftſtellern zu ſeyn pflegt: daß ich dergleichen ſatiriſche Schriften, weder unter meinem, noch unter einem verſtellten Namen, weder in monatlichen, noch in fliegenden Blättern weiter bekannt machen werde.

Dieſen Vorſatz rechtfertigen, wenn anders meine Leſer verlangen ſollten, daß ich ihn rechtfertige; dieſen Vorſatz, ſage ich, rechtfertigen ſchon die Urſachen genug, die ich oben angeführt habe. Ein ernſthafteres Alter; Geſchäffte, die täglich gehäuft werden; der Verluſt der beſten Freunde; eine argwöhniſche Vorſicht, die meinem itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher iſt, als ſie mir vor drey Jahren war; Leſer,

ſer, die noch immer gewohnt ſind zu lachen, ſo lange ſie über andere lachen, und welche unverſöhnlich wüten, ſo bald ſie glauben, ihr eignes Geſicht im Spiegel zu ſehen; der geſchwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug ſind, Schlüſſel zu machen, wo keine Schlüſſel nöthig ſind; die tückiſche Bosheit dererjenigen, welche ſich getroffen finden, und ſchweigen, und welche doch hämiſch im Namen dererjenigen ſeufzen, die gewiß nicht gemeynt, und gewiß nicht getroffen ſind; die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfaſſer ſchreibt, die Originale zuerſt ſucht, eine Unbilligkeit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich ſeyn muß: alles dieſes ſind Urſachen, welche mir meinen Vorſatz ernſtlich machen.

Ueberhaupt iſt wohl Deutſchland das Land nicht, in welchem eine billige und beſſernde Satire es wagen darf, ihr Haupt mit der Freymüthigkeit empor zu heben, mit welcher ſie gewohnt iſt, die Laſter, oder die Thorheiten der Menſchen zu ſtrafen. Es giebt Städte in Deutſchland, in denen man nur beſchäfftigt iſt, Reichthümer zu ſammeln, und in denen man kein Laſter weiter kennt, als die Armuth. Wer wird es wagen dürfen, ihren feiſten Bürgern zu ſagen, daß ſie laſterhaft ſind, weil ſie nur mit Ungerechtigkeit wuchern; daß ſie Thoren ſind, weil ſie auf ihren erwucherten Reichthum

ſtolz ſeyn können? Es giebt mächtige Städte in Deutſchland, wo man unter dem prächtigſten Aufwande ſeine Armuth, unter den lärmenden Vergnügungen ſeine innerliche Unruhe zu verbergen ſucht, wo man ſeinen Freund küßt, und umarmt, um ihn niederzuwerfen, wo man über alle Sachen mit einem entſcheidenden Tone urtheilet, um ſeine Unwiſſenheit nicht zu verrathen, wo man ein pöbelhaftes Pasqvill mit lautem Beyfalle annimmt, und ausbreitet, weil man den Einzigen Unglücklichen kennt, den es trift, und wo man im Gegentheile eine lehrende Satire für ein gefährliches Pasqvill hält, weil ſie auf hundert Perſonen paſſen kann, und weil dieſe hundert Perſonen vielleicht noch fühlen, daß ſie Thoren ſind, aber zugleich auch denjenigen verabſcheuen, der ſie an ihre Thorheit erinnert. Und was ſoll ich von denen Städten ſagen, welche ein Sitz der ſchönen Wiſſenſchaften ſind, und wo es ein öffentlicher Beruf iſt, Weisheit und Sitten zu predigen? Vielleicht iſt hier die Satire an der Hand ihrer Schweſter, der Moral, beliebt und ſicher? Nichts weniger! Nur gar zu oft haben die Gelehrten viel Urſache, ſich vor der Satire zu fürchten. Gemeiniglich ſind ſie die erſten, die ſie verdammen; es müßte denn eine Satire aus dem Horaz ſeyn, welcher ſie unmöglich gemeynt haben kann.

Vielleicht iſt ein Patriot mit dem ſehr unzufrieden, was ich hier von den meiſten Städten

ten meines Vaterlandes ſage. Er wird glauben, daß man eben dieſes von den Städten aller Länder ſagen könne. Es kann ſeyn: aber deſto ſchlimmer für die Satire; deſto allgemeiner iſt die Wahrheit des Satzes, den ich oben behauptet habe. Und was will mir dieſer Patriot antworten, wenn ich ihm Paris nenne, wo ein Boileau und Moliere waren, deren Satire ihr König liebte und ſchützte? Es iſt nur ein London, wo auch nicht einmal der gröſte Misbrauch die Billigkeit der Satire verdächtig macht, wo kein Laſter zu vornehm iſt, daß es ſich nicht vor ihrer Geiſſel ſcheuen müſſe. Nur ein London iſt, wo ein lehrender Zuſchauer täglich unter einer Menge von zwanzig tauſend Leſern unerkannt herum gehen, und unbemerkt den Beyfall einſammeln kann, den ſeine Satire verdient. In Deutſchland mag ich es nicht wagen, einem Dorfſchulmeiſter diejenigen Wahrheiten zu ſagen, die in London ein Lord-Erzbiſchof anhören, und ſchweigen, oder ſich beſſern muß.

Je mehr ich allen dieſen Urſachen nachdenke; je ernſtlicher wird mein Vorſatz, niemals dergleichen Schriften wieder zu wagen. Aber dagegen verſpreche ich mir auch von der Billigkeit meiner Leſer dieſes, daß ſie mich künftig mit etwas weniger Zuverſicht, als wohl bisher bey einigen Gelegenheiten geſchehen, für einen Mitarbeiter an witzigen Monatſchriften, oder für den verborgenen Verfaſſer fliegender Blätter ausgeben.

Ich muß befürchten, daß dieses Gelubde vielen von meinen Lesern verdächtig seyn werde. Man weis aus der Erfahrung, daß beynahe kein Geschöpf so meineidig ist, als ein Poet, welcher die Verse verschwört: sollte ein Satirenschreiber mehr Gewissen haben? Ich will mich in diese Vergleichung nicht einlassen. Damit man aber gar keinen Vorwand behalte, an meinem Vorsatze zu zweifeln: so will ich eine wohlbedächtige Einschränkung beysetzen, unter welcher ich mein Gelübde gethan habe. Ich werde gewiß niemals weiter dergleichen satirische Schriften, weder unter meinem, noch fremden Namen, bekannt machen: aber ich werde vielleicht noch verschiedene Abhandlungen von dieser Art schreiben. Ich werde sie der Kritik einiger von meinen Freunden, und meinem verschwiegnen Pulte anvertrauen, und nicht eher, als nach meinem Tode, soll das unpartheyische Publicum zum Richter darüber gesetzt werden.

Ich finde bey diesem Entschlusse hundert Vortheile, und viele Annehmlichkeiten, die ein Satirenschreiber unmöglich haben kann, welcher von der Aufnahme seiner Werke Zeuge ist. Da ich mir, vom Anfange an, das Gesetz gegeben, keinen Menschen durch meine Satiren zu beleidigen, sondern sie so allgemein zu machen, daß es einem billigen Leser unmöglich fallen sollte, einen zu finden, der das Original zum Gemälde seyn könnte: so hatte ich mir ein Gesetz gegeben, welches mir unendliche Schwierigkeiten

verur-

verursachte. So bald ich mit einer Abschilderung fertig war, war dieses meine erste Sorge, daß ich sie gegen diejenigen Gesichter hielt, die ich kannte, um zu versuchen, ob vielleicht zu viel Aehnlichkeit von ihnen in meinem Gemälde wäre. Das Gemälde selbst zu entwerfen, kostete mich immer weniger Mühe, als mich es kostete, solches durch neue Züge, durch mehr Licht, oder mehr Schatten unkenntlich zu machen. Und wenn ich alles gethan hatte, und wenn ich nunmehr glaubte, daß es mit keinem Menschen eine Aehnlichkeit habe, daß es nur das allgemeine Bild eines Thoren sey: so rief doch wohl einer meiner Leser mit bittrer Freude aus: Das ist mein Nachbar! Künftig werde ich eine so ängstliche Vorsicht, weiter nicht nöthig haben. Nun kann ich mir die Originale wählen, wo ich will, ohne einen von ihnen zu beleidigen. Denn erst nach meinem Tode sollen diese Schildereyen bekannt werden. Und da ich Hoffnung habe, noch etliche und zwanzig Jahre zu leben, so zweifle ich, ob sich alsdann noch jemand die Mühe geben wird, den Thoren zu entdecken, den ich vor zwanzig Jahren gemalt habe; denn in zwanzig Jahren ist ein Thor gewiß vergessen, und wenn er auch ein Durchlauchtigster Thor gewesen wäre. Nunmehr kann ich mich viel freyer unter meinen Mitbürgern umsehen, und Züge zu einem Gemälde sammeln, welches ich vielleicht ausserdem, zu schildern noch nicht wagen dürfte, wie ich es nunmehr wagen

darf

darf, da dieſe Schildereyen erſt nach meinem Tode ausgeſtellt werden ſollen. Finde ich künftig einen Menſchen, deſſen Thorheiten verdienen, für die Nachwelt gezeichnet zu werden: ſo ſehe ich dieſen Menſchen, als meinen Poſthumum, an. Die nach mir leben, ſollen nicht einen Zug von ſeinem Geſichte verlieren; aber bis dahin will ich ihn allein kennen, und nur allein über ihn lachen.

Man hat mir wider dieſen Plan den Einwurf gemacht, daß vielleicht in zwanzig Jahren, hundert kleine Umſtände in den Sitten und Gebräuchen meiner heutigen Landsleute geändert, oder gar verloren gegangen ſeyn könnten, die doch oftmals ſchlechterdings zu wiſſen nöthig ſind, wenn man das Feine und das Reizende der Satire ſo empfinden ſoll, wie ein jeder Verfaſſer wünſcht, daß es ſeine Leſer empfinden mögen. Dieſer Einwurf iſt gegründet genug: aber eben dadurch werde ich deſto aufmerkſamer gemacht werden, in meinen Satiren auch das zu vermeiden, was das Perſönliche der Sitten und Gebräuche genannt werden kann; ſo wie ich das Perſönliche der Charaktere bisher vermieden habe. Ich erlange dadurch den groſſen Vortheil, daß meine Satire auch von dieſer Seite allgemein wird. Und kann ich auch diejenigen Umſtände nicht ganz vermeiden, welche ſo flüchtig und veränderlich ſind; wer wird mir es verdenken, wenn ich mein eigner Scholiaſt werde? In dieſem Falle, werden ſelbſt meine

Anmer-

Anmerkungen Satiren auf meine Mitbürger, wenn ich genöthiget bin, der Vergessenheit durch Noten eine Tracht, ein Spiel, ein Ceremoniell, eine Mode, und andere solche Kleinigkeiten zu entreissen, worauf sie doch itzt so stolz sind, und worinnen vielmals heuer ihr ganzer Werth besteht.

Ein andrer Einwurf sollte vielleicht für mich noch wichtiger seyn: Nach meinem Tode werde ich den Beyfall der Leser nicht hören! Es ist wahr; aber auch ihren Tadel nicht! Meine Schriften sind durch die gütige Aufnahme der Kenner und andrer so glücklich gewesen, daß ich mich, wenn ich mich so stolz ausdrücken darf, an dem Lobe meiner Leser gewisser massen schon gesättiget habe. Dieser Beyfall verdient von mir die erkenntlichste Achtung für den Geschmack, und das Vergnügen meiner künftigen Leser. Ich besitze gewiß Eigenliebe genug, dieses Lob auch nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vortheilhafter alsdann für mein Andenken ein so unpartheyisches Lob ist, und je weniger ich hernach im Stande bin, meine Fehler zu entschuldigen, oder wider scheinbare Vorwürfe mich zu verantworten.

Ich habe bey meinen Satiren ein zu freudiges Gewissen, und zu der fortdauernden Billigkeit meiner Leser ein zu grosses Vertrauen, als daß ich hiebey einen Vorwurf befürchten sollte, der mir bey einer Stelle des Seneca eingefallen ist. Labienus, ein Mann, der seinen

repu-

republikaniſchen Haß, und die bitterſten Leidenſchaften unter dem prächtigen Namen eines Patrioten verbergen wollte, welcher ſeine Schmähungen wider die Groſſen in Rom ſatiriſchen Witz und perſönliche Beleidigungen hiſtoriſche Wahrheiten nannte, welcher den Rath zu einem vorher unerhörten Befehle zwang, den in folgenden Zeiten, die Unwiſſenheit, der Aberglaube, und die dumme Bosheit ſo unglücklich gemisbraucht haben. * Dieſer Labienus las einmal eine von ihm gefertigte Geſchichte öffentlich vor

* Seine Schriften wurden auf Befehl des Raths verbrannt. Seneca iſt in ſeiner Praefatione L. V. Controverſiarum ſehr bitter, da er auf die Stelle kömmt. Er hält es für das erſte Exempel, wo verdächtige Schriften auf Befehl des Raths verbrannt worden wären, und vermuthlich mag er ſich auf die Verbrennung der Schriften des Numa Pompilius nicht beſonnen haben, die Livius im neun und zwanzigſten Capitel des vierzigſten Buchs anführt. Seneca freuet ſich, daß dieſe Grauſamkeit erſt zu der Zeit erfunden worden, da es ſchon weniger groſſe Geiſter gegegeben habe. Ich will ſeine eignen Worte hier anführen; ſie ſind ſehr prophetiſch: In hunc (Labienum) primum excogitata eſt noua poena: effectum eſt enim per inimicos, vt omnes ejus libri incenderentur. Res noua et inſueta, ſupplicia de ſtudiis ſumi. Bono hercle publico iſta in poenas ingenioſa crudelitas poſt Ciceronem inuenta eſt. Quid enim futurum fuit, ſi ingenium Ciceronis triumuiris libuiſſet proſcribere. etc. etc. Facem ſtudiis ſubdere et in monumenta diſciplinarum animaduertere, quanta, et quam non contenta certa materia ſaeuitia eſt! Dii melius, quod eo ſeculo iſta ingeniorum ſupplicia coeperunt, quo et ingenia deſierunt etc.

vor, überschlug aber einen grossen Theil davon, und sagte: Das, was ich hier überschlage, soll man erst nach meinem Tode lesen! Seneca kann sich nicht enthalten, hiebey auszurufen: „Wie verwegen muß der Innhalt dieser Stelle „gewesen seyn, daß auch so gar Labienus sich „gescheut hat, sie bekannt zu machen!„* Meine Leser werden sich des ungeheuchelten Bekenntnisses noch erinnern, welches ich in einer weitläuftigen Abhandlung vom Misbrauche der Satire ablegte, da ich den ersten Schritt that, mit ihnen bekannt zu werden.** Ich zeigte damals, daß die vornehmste Pflicht eines Satirenschreibers sey, von der Religion und den Obern niemals anders, als mit der anständigsten Ehrfurcht zu reden, daß er alles sorgfältig vermeiden müsse, was seine Mitbürger, oder den Wohlstand nur auf einige Art beleidigen könne, mit einem Worte, daß er ein rechtschaffner Mann seyn müsse. Ich habe mir Mühe gegeben, bey allen meinen Satiren nach diesen Grundsätzen zu handeln, und meine Leser sind, so viel ich weis, allemal so gerecht gewesen, zu gestehen, daß ich diese heiligen Pflichten erfüllt habe.

* Memini aliquando, cum recitaret historiam, magnam partem conuoluisse et dixisse: *Haec, quae transeo, post mortem meam legentur.* Quanta in illis libertas fuit, quam etiam Labienus extimuit? *M. Annaeus Seneca Lib. V. Controversiarum* in Praefatione.

** S. den Vorbericht zum ersten Theilen dieser satirischen Schriften.

habe. Ich werde sie weiter erfüllen. Ich werde mich unermüdet bearbeiten, der Satire dasjenige ehrwürdige Ansehen zu erwerben, welches ihr als einer Verehrerinn der Religion, als einer Freundinn der Tugend, als einer unversöhnlichen Feindinn der ungesitteten Thoren gebührt, und welches ihr freylich so lange Zeit streitig gemacht worden ist, so lange ein jeder boshafter Pasquillant behauptete, er schreibe Satiren. Durch diese Bemühung hoffe ich den gütigen Beyfall meiner Leser, auch für diesen vierten Theil; ja, ich hoffe so gar auch den Beyfall ihrer Kinder für diejenigen Theile meiner Satiren zu erlangen, die ich erst nach meinem Tode, ihrer billigen Beurtheilung zu überlassen mich entschlossen habe.

Dresden,
am 20 April,
1755.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Antons

Antons Panßa von Mancha

Abhandlung

von

Sprüchwörtern,

wie ſolche

zu verſtehen, und zu gebrauchen ſind;

Dem Verfaſſer zum Beſten, und dem Leſer

zur Erbauung ans Licht geſtellt.

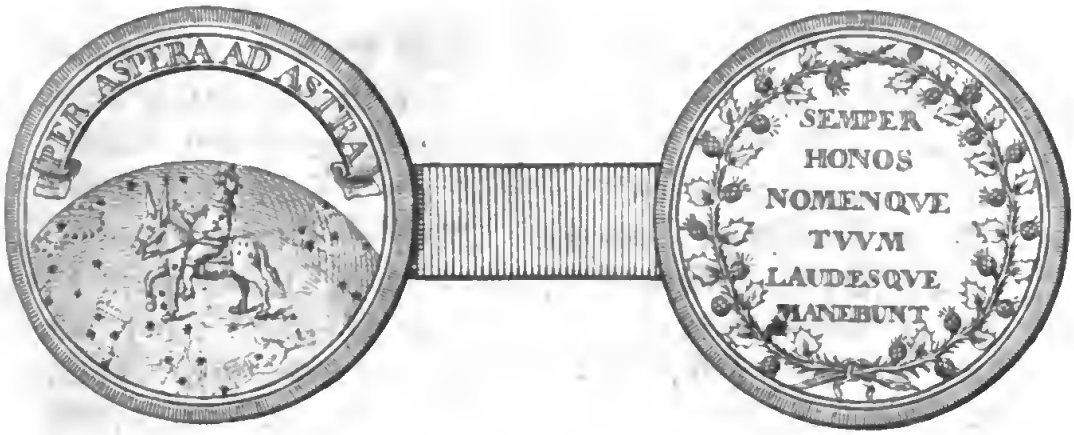
Antons Panßa von Mancha

Zueignungsschrift

an des

grossen Sancho Panßa

grossen Esel.



Zueignungsschrift.

Verewigter Esel,

D eine eignen Verdienste, und das verehrungswürdige Andenken meines Urältervaters, Sancho Panßa, erfodern es von mir als einen wichtigen Theil meiner Schuldigkeit, daß ich diesen Abhandlungen von Sprüchwörtern Deinen Namen vorsetze. Ich nahe mich also Dir mit der ehrfurchtsvollen Verbeugung, mit welcher sich ein verlassener Autor seinem Mäcenaten naht, und lege diese Schrift zu Deinem Hufe nieder. Das Ansehen, in welchem Dein Name bey allen gesitteten Völkern ist, wird diesen Abhandlungen der sicherste Schuß seyn, und durch Deinen Namen, unsterblicher Esel, wird, wie ich, als Autor, zuversichtlich hoffe, auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unsterblichkeit zurück fallen.

Dieses würde genug seyn, gegen Dich mein Vorhaben zu rechtfertigen. Ich glaube, daß ich alles gesagt habe, was ein Client in einer Zueignungsschrift seinem Gönner von Empfehlung, von Verdiensten, von Demuth, und von seinem Mangel zu sagen hat. Aber Du wirst mir hochgeneigt erlauben, mein Esel, daß ich diese Zueignungsschrift gegen diejenigen vertheidige, welche so viel Einsicht, wie Du, nicht haben, und doch Kunstrichter seyn wollen. Glücklicher, ja dreymal glücklicher Esel, der Du in den Tagen des weisen Sancho grau worden bist, wo man Verdienste auch an Eseln verehrte! Wie sehr haben sich die Zeiten zu unsrer Schande verändert! Man verehrt ... aber nicht Verdienste, man verehrt Rang und Pracht; und ein Esel mit einer reichen Decke, wenn er schon die geringsten Verdienste nicht hat, ist uns oftmals verehrungswürdiger, als sieben Weise. Ich finde also nöthig, einige Einwürfe zu beantworten, welche mir wider meine Zueignungsschrift gemacht werden können. Dieses wird mich ganz natürlich auf Deine eignen Verdienste führen. Ich will zeigen, wie groß Du gewesen bist; und wenn ich dieses zeigen will, so darf ich die Welt nur an Deine Thaten erinnern. Wie leicht ist es, Verdienste zu loben, wenn man sie schon findet, und nicht erst erdichten darf! Ein Vorzug, den Du vor vielen Menschen hast, welche Dich nur als Esel kennen.

Was ich hier im voraus angeführt habe, ist die gründlichste Vertheidigung wider einen Einwurf, welchen viele machen werden, so bald sie diese Zueignungsschrift erblicken. Einen Esel zum Mäcenat! werden sie ausrufen. Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwan der erste, der dieses thut? Oder vermißt ihr nur an meinem Mäcenat die menschliche Pracht der Eurigen? Seyd nicht so ungerecht, zu glauben, daß mein Esel dieser Zueignungsschrift unwürdig sey, weil ihr ihn für dumm haltet: Ihr werdet selbst euern Zueignungsschriften ein trauriges Urtheil sprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr absetzen müssen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenat eines Autors zu seyn!

Aber

Aber wird der Esel die Zueignungsschrift lesen? und noch mehr, wird er das Buch verstehn, daß du ihm zueignest? Aber, meine Herren, ist denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein spanischer Esel ist, und ich freylich nur ein deutscher Autor bin. Allein ist es denn so schlechterdings nöthig, daß ein Mäcenat die Schriften liest, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten lesen eure Schriften, und noch mehr, wie viel sind im Stande, sie zu verstehn? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Mutterſprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländischen oder wohl gar in todten Sprachen abgefaßt habt, zu überreichen, von denen sie doch vielleicht nicht einmal die Buchstaben kennen. Genug; sie sehen ihr Bildniß, oder ihr Wapen, sie sehen den prächtigen Band des Buchs, sie sehen ein gekrümmtes Geschöpf murmelnd zu ihren Füssen kriechen, und hieraus schliessen sie, daß dieses Geschöpf ein Autor ist, daß unter ihrem Bildnisse, oder Wapen, eine Zueignungsschrift stehen wird, und daß sie ein Mäcenat sind. Sehen sie also nicht alles, was der Autor will, daß sie sehen sollen, und ist es erst nöthig, daß sie die Zueignungsschrift lesen, und die Abhandlung verstehn müssen?

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bey vielen meiner Tadler der wichtigste ist, und den sie zu sagen, nur das Herz nicht haben. Wirst du von deinem Esel für die Zueignungsschrift nur einen Gulden, oder die geringste Belohnung erwarten können? Nein, ihr habt recht, nicht einen Gulden, nicht die geringste Beförderung. Aber desto uneigennütziger ist mein Vorhaben; desto weniger ist das Lob verdächtig, das ich meinem Esel gebe. Ihr martert euch, und eure Leser, um Tugenden und Verdienste zusammen zu stoppeln, welche ihr euern Mäcenaten anpaßt; Allein bey Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euern Held lächerlich, und die Zueignungsschriften überhaupt verächtlich. Ihr wißt es, und thut es doch, um mit hungri-

gen Händen eine kleine Belohnung zu erhaschen, welche gemeiniglich gar aussen bleibt, oder welche doch euer Mäcenat so spärlich zumißt, weil er, wie August, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den gelernten Gruß, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben so wenig kann ich auf eine Beförderung mir Rechnung machen: Aber wie viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsschriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts ist wohl alles, was ihr durch eure Demüthigung von euerm Mäcenat erpressen könnet. Wiederholt ihr mündlich eure Bitte, so werdet ihr machen, daß er mit einem trotzigen: Vôtre Serviteur! sich von euch wendet, und die geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der sie besser zu brauchen weis. Aber ich will auch einräumen, daß euer Mäcenat einer von den Großmüthigen ist, welche alle Menschen glücklich zu machen wünschen; wird er deßwegen auch im Stande seyn, es zu thun, oder wenigstens es so zu thun, wie ihr es hofft? Und ist er auch so gefällig, daß er sich bey seinem Range neue Verdienste und Hochachtung durch seine Freundlichkeit zu erwerben sucht; so wird er euch zwar in den gnädigsten Ausdrücken das Vergnügen versichern, das er hat, euch zu dienen; allein seine Geschäffte, und der Anlauf so vieler eurer Collegen, wird machen, daß er euch vergißt, da ihr keine Verdienste weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich also durch meine Zueignungsschrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt?

Dieses sind, berühmter Esel, einige von den Einwürfen; die man mir machen wird; aber das ist auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen setzen werde.

So wichtig auch meine Gründe sind; so werden sie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige Deiner besondern Verdienste erinnere, die Dich, grosser Esel, über viele erheben, welche der Witz und der Hunger ihrer Clienten zu verewigen sucht.

Deine

Deine genaue Verbindung mit meiner Familie giebt mir ein Recht, den Ruhm Deiner seltenen Verdienste zu widerholen, welche seit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt gewesen sind. Liebster Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho! Ich neige mich vor Deinem ehrwürdigen Schatten, mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muselmann sich vor dem geheiligten Kameele niederwirft, das vor tausend Kameelen zu dem stolzen Glücke erwählt worden ist, den Alkoran auf seinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt, und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unsrer Zueignungsschriften sind Satiren auf die Mäcenaten unsrer Zeit. Die Verfasser quälen sich, die Welt zu betäuben und zu überreden, daß ihr niederträchtiger Wucherer ein großmüthiger Versorger der Verlassenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beschützer der Musen, daß er gerecht sey, da doch das halbe Land unter seinen Räubereyen entkräftet seufzet. Aber Du, glücklicher Grauschimmel, Du bist von allen diesen Vorwürfen frey, und eben dadurch befreyest Du auch mich von den Vorwürfen der Schmeicheley. So bald ich des grossen Sancho Panßa grossen Esel nenne, so bald versteht mich die ganze Welt, und weis es, daß ich den ehrwürdigen Esel meyne, welcher so viele Tugenden der Menschen, und keines von ihren Lastern gehabt.

Es ist bekannt, und selbst der berühmte Tid Hamet Benengely läugnet es nicht, ob er gleich ein beschnittner Mohr, und Du ein christlicher Esel warst, daß die weisen Sprüche des erleuchteten Sancho mit so viel Kraft auf Deine Ohren herabgewirkt, daß Du der tiefsinnigste Esel deiner Zeit gewesen. Ein grosser Beweis Deiner Fähigkeit war es, da Du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tausend unglücklichen Beschäfftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Grossen in Spanien kaum lernen, welche drey Jahr und länger in Ossuna zu den Füs-

ſen ihrer Lehrer ſitzen. Mehr als ein Baccalaureus in Salamanca war eiferſüchtig auf Dich; Aber Deine Beſcheidenheit gewann das Herz der Neider. Das Wiſſen, welches ſo viele junge Gelehrte unerträglich macht, war für Dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwiſſende Pedanten richten ſich troßig auf: aber Du, der Du ſie am Verſtande und Witze unendlich übertrifſt, hiengſt Deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten Deines Lehrers erinnerten Dich beſtändig an Deine Unvollkommenheiten: Eine Tugend, die unter unſern Schülern nicht allgemein iſt! Ich kenne Deutſche, welche an Deiner Weisheit und Gelehrſamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geſchweige einen Folianten von Deinen Schriften aufzuweiſen hat. Deſto ſchlimmer für uns! Der Schade iſt unſrer Nachwelt unerſetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir Deine Schriften leſen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler Deiner Zeit, wo man noch wenig ſchrieb, und deſto mehr dachte. Bey unſern Zeiten iſt dieſes der Fehler, daß viele ohne Ueberlegung ſchreiben, was Du, weiſer Eſel, nur zu denken, Dich würdeſt geſchämt haben. Hätte Dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können, wie hoch würde Dein Ruhm geſtiegen ſeyn! und dennoch biſt Du ſchon unſterblich, da Myriaden von Schriftſtellern ſeit Deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergeſſenheit geſtürzt worden ſind.

Die Mäßigkeit iſt eine Tugend, welche unſern meiſten Sittenpredigern nicht allemal eigen iſt. Wenigſtens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meiſter der Weisheit hieß, der ſein Brodt durch das Lehren der Moral verdiente, und der alles, was er verdiente, durch die niederträchtigſten Ausſchweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeachtet ſeines Lorbers unter Dir, geſittetem Eſel, ſtehen ſollen. Die ganze Geſchichte des Heldes von Mancha zeigt uns nicht eine einzige Spur, daß Du iemals in einen Fehler gefallen wäreſt, welcher ſo ſehr

menſch-

menschlich ist. Vermuthlich trug die Uebereilung des alten Roßinante, und seine demüthigende Strafe viel zu Deiner Mäßigung bey. Die Welt weis die traurige Geschichte von den Stutten aus Gallicien *. Roßinante war ein lehrender Beweis, das Alter nicht vor Thorheit hilft. Er sah die Stutten, und vergaß sich. Benengely macht zu seiner, und vielleicht auch zu vieler Menschen Entschuldigung, die lehrreiche Anmerkung, daß kein Hengst so alt sey, der nicht noch einmal im May wiehere. Allein die Eseltreiber von Jangois dachten nicht so billig. Die Strafe folgte der Wollust auf dem Fusse nach. Roßinante empfand es, und als eine neue Züchtigung seiner alten Jugendsünden, mußte er die Demüthigung ausstehen, daß der tapfre Quixot sich auf Dich, tugendhaften Esel, setzte, und der stolze Roßinante an deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth ist dasjenige Kleinod, welches auch die für das kostbarste halten, die niemals großmüthig genug sind, andern in der Noth beyzuspringen. Wie sehr beschämest Du, freundschaftlicher Esel, alle diese unempfindlichen Seelen! So gar Roßinanten, der deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauertest Du. Deine Schritte waren noch langsamer, als die Schritte eines gelassenen Esels von Natur sind; Du wolltest dem Unglücklichen Zeit lassen, nachzukommen. Ein Mensch würde sich diese Demüthigung seines Nächsten zu Nutze gemacht, und mit einer stolzen Grausamkeit noch mehr zu seiner Kränkung beygetragen haben: Aber so ungerecht dachtest Du nicht; denn Du warest des weisen Sancho liebreicher Esel. Wie trostlos hiengest Du die Ohren, als Dein Herr, Sancho, durch Zulassung des Himmels und Don Quixots geprellt ward **? Er sah flehentlich auf Dich herab, und wenn er am höchsten flog, so war Deine freundschaftliche Traurigkeit für ihn die kräftigste Stärkung.

Die

* Don Quixots Geschichte B. 3. C. 15. ** B. 3. C. 17.

Die Gelassenheit ist überhaupt eine Familientugend der Esel: Bey Dir aber hatte sie einen weit rühmlichern Ursprung; denn Du warest mit Ueberlegung gelassen. In dem unglücklichen Treffen mit den befreyten Galerensclaven * hieltest Du standhaft die Steine der Undankbaren aus. Quixot, Sancho, und Roßinante lagen um Dich herum. Nur dich konnten die unzähligen Würfe der Verräther nicht stürzen, noch zur Ungeduld bewegen. Quixot seufzete nach seiner Dulcinee, Sancho nach seinem Mantel, Roßinante hieb voll Ungeduld in die Erde; aber von Dir sagt der Geschichtschreiber, daß Du gelassen unter Deinen Freunden gestanden, und mitleidig die Ohren geschüttelt habest.

Bey dieser Deiner Mäßigkeit, Deiner geselligen Freundschaft, Deiner Gelassenheit; konntest Du wohl bey allen diesen Tugenden des geringsten Neides fähig seyn? Nichts weniger! Dein Bezeigen gegen die Esel der Domherren von Toledo ist hievon der stärkste Beweis **. Diese Esel, welche so fett und stark waren, wie die Esel der Domherren natürlicher weise seyn müssen; welche ihr Futter bey der Faulheit ihrer hochwürdigen Herren müßig verzehrten, da Du bey den mühsamsten Abentheuern immer Hunger leiden mußtest; diese Esel, welche zur Ehre der Kirche prächtig aufgeputzt waren, da Deine ganze Decke in einem schlechten Reutküssen bestand; welche muthwillig um Dich herum scherzten, wie Esel von Stande zu scherzen pflegen; welche Dich, als einen dürftigen Layenesel, mit Verachtung ansahen; mit einem Worte, diese Esel der Domherren waren mit aller ihrer Glückseligkeit doch nicht im Stande, nur einen Augenblick Tadel oder Neid bey Dir zu erregen. Wie viel Menschen beschämest Du, genügsamer Esel, welche das Glück der Grossen und Reichen beneiden, und, da sie zu ohnmächtig sind, es ihnen zu nehmen, sich doch wenigstens Mühe geben, die Welt durch Spöttereyen, oder durch Beschuldigungen zu bereden, daß selbige dieses Glückes ganz unwürdig wären.

Bey

* B. 3. C. 22. ** B. 4. C. 43.

Bey keinem von allen Abentheuern hat Sancho Panßa so unverwerfliche Proben seines grossen Geistes abgeleget, als bey Regierung der Insel Barataria *; aber eben dieser Zeitpunkt ist derjenige, welcher auch zugleich Deine tugendhaften Vorzüge am meisten in ein Licht gesetzet hat, das eine Reihe von spaten Jahrhunderten nicht verdunkeln kann. Du warst der Bruder und vertrauteste Freund des glücklichen Sancho. Er wagte es nicht, ohne Dich zu regieren; man mußte Dich, mit kostbarem Zeuge geschmückt, hinter ihm herführen, als er seinen prächtigen Einzug hielt **. Cid Hamet weis von Dir und dem Sancho bey dieser Gelegenheit nichts schmeichelhafters zu sagen, als daß Sancho, welcher ein prächtig aufgezäumtes Maulthier ritt, sich oftmals umgesehen, Dich, sein getreues Thier, zu betrachten, und sich vom Herzen über den glücklichen Zustand zu freuen, in welchem er Dich erblickte. Auch alsdenn warst Du noch sein liebster, sein vertrauter Esel, da ihn die ganze Insel als ihren Statthalter anbetete. Wäre Dir damals wohl etwas leichter gewesen, als das Vertrauen Deines Herrn zu Deinem und der Deinigen Vortheile, und zum Schaden Deiner Feinde zu misbrauchen? Beides hast Du nicht gethan. In der ganzen Geschichte finde ich diesen Umstand am merkwürdigsten, daß während der Statthalterschaft des Sancho Deiner nicht mit einem Worte gedacht wird. Der Leser sieht Dich bey dem prächtigen Einzuge zum letzten male, und bekömmt Dich eher nicht wieder zu Gesichte, als in dem traurigen Augenblicke, da der weise Sancho von der Last der ungewohnten Herrschaft ermüdet, den großmüthigen Schluß faßte, auf Dir, getreuem Esel, der mühseligen Pracht eines Regenten zu entfliehen. In seinem Glücke gelassen zu seyn; sich der Gewalt seiner mächtigen Freunde nicht zu misbrauchen; an seinen Feinden sich nicht zu rächen, wenn man Gelegenheit hat, es zu thun; für seine Vortheile am wenigsten zu sorgen; eine so schnelle Veränderung des Glücks gelassen zu ertra-

* B. 7. C. 45. ** B. 7. C. 47.

ertragen, ja so gar von dem wollüstigen Ueberflusse des Hofs mit geschwindern Schritten sich zu entfernen, als man sich demselben genaht; das sind Tugenden, welche Diogenes unter den Menschen seiner Zeit vergebens suchte, und welche Cid Hamet bey dem Esel des erleuchteten Panßa gefunden hat.

Vielleicht hattest Du diesen jählingen Umsturz der Hoheit Deines Sancho voraus gesehen? Benengely gesteht Dir die Gabe, künftige Dinge vorher zu wissen, ausdrücklich zu *. Ich glaube, er hätte nicht nöthig, Dir Wunder anzudichten. Deine Erfahrung, Deine Einsicht, und der tägliche Umgang mit dem Sancho machten Dich vorsichtig, ohne Wahrsagerkunst, und tugendhaft, ohne ausserordentliche Wunder. Wie viele gleiten bey diesem wichtigen Schritte, welche vorsichtig und erfahren genug zu seyn glauben! Aber ihr Herz ist so tugendhaft nicht, als das Deine war: Und eben darum kann sie weder Vorsicht noch Erfahrung schützen. Ohne dieses tugendhafte Herz müssen sie bey ihrem hohen Glücke schwindlich werden und niederstürzen, wenn sie gleich, wie Du, die Gabe gehabt hätten, zukünftige Dinge vorher zu sehen.

Da Adler wieder Adler zeugen; ist es wohl Wunder, daß ein Theil Deiner guten Eigenschaften auch bis auf Deine späten Nachkommen fortgepflanzt worden ist? Ich verstehe darunter die Mäßigkeit, die Gelassenheit, den Fleiß, und die natürliche Abneigung von allem Hochmuthe. Lauter Tugenden, die man noch bis auf diese Stunde allen denen Eseln in Mancha vorzüglich zugesteht, welche die Ehre haben, in gerader Linie von Dir abzustammen. Ungeachtet sie Dich zu ihrem Anherrn haben; so ist doch nicht ein einziger unter ihnen, welcher zur Ungebühr darauf stolz wäre, oder durch Deine Verdienste den Mangel eigner Verdienste zu verbergen suchte, oder andere Esel in dem Flecken verachtete, welche eben so lange Ohren, eben so breite Rücken, und eben so arbeitsame Knochen haben, aber freylich nicht

* B. 5 C. 8.

nicht von ſo gutem Hauſe, und nicht von ſo edler Geburt ſind, als ſie. Im übrigen wiſſen die Einwohner zu Mancha dieſen Vorzug an ihnen billig zu ſchätzen. Sie verehren den Namen des Sancho, und zugleich verehren ſie das Andenken ſeines Grauſchimmels noch bis auf dieſe Stunde ſo unverbrüchlich, daß ſie ſein Geſchlechtsregiſter mit eben der Sorgfalt fortführen, mit welcher die Roßtäuſcher von Gallicien die Stammbäume ihrer edelſten Pferde glaubwürdig erhalten.

Dieſes wird genug ſeyn können, die Gründe zu rechtfertigen, welche mich bewogen haben, Dir, theuerſter Eſel, gegenwärtige Abhandlungen von Sprüchwörtern zuzueignen. Ich habe die Urſache angegeben, woher ich Dir ſo viel Verbindlichkeit ſchuldig bin; da Du in den Tagen des Don Quixots einen ſo wichtigen Theil unſrer Familie ausgemacht, da Du als des Sancho Freund und treueſter Gefährte Glück und Unglück mit ihm ausgeſtanden haſt. Die wenigen Proben, die ich aus der Geſchichte von Deinen groſſen Eigenſchaften und bewährten Tugenden angeführet habe, ſind, wo ich mich nicht ganz irre, unwiderſprechliche Beweiſe, daß Du wohl verdienſt, mein Mäcenat zu ſeyn. O du Spiegel und Blume der vortrefflichſten Eſel! Wie rühmlich iſt für mich, dieſe meine Wahl! Deine tiefe Weisheit, welche Du den lehrreichen Sprüchwörtern des Sancho zu danken haſt; Deine tugendhafte Mäßigung und exemplariſche Sittſamkeit, welche Dir ſo eigen, und bey uns Menſchen nicht allemal eine Folge der tiefen Weisheit iſt: Deine unverbrüchliche Redlichkeit gegen Deinen Herrn, und Deine Freunde überhaupt; Deine ſtoiſche Gelaſſenheit bey allen Unglücksfällen, welche Dich und Deinen Herrn trafen; die ſeltne Tugend der Zufriedenheit, und die ſchwere Kunſt, das glänzende Glück andrer, die es weniger verdienen, und weniger anzuwenden wiſſen, mit gelaßnen Augen, ohne misgünſtige Empfindungen, anzuſehen; die politiſche Vorſicht, ſich mit dem ungewiſſen Glücke ſeines mächtigen Freundes nicht allzugenau zu verbinden, und die praktiſche

Klug-

Klugheit, ohne Eigennutz und ohne Haß des Volks der Vertraute eines gewaltigen Statthalters seyn zu können; Alles dieses sind Vorzüge, welche Du, tugendbelobter Esel, vor allen Eseln und vor vielen Mäcenaten hast!

Mit einem Worte: Der Fleiß ist des Glücks Vater; das Glück dreht sich geschwinder herum, als ein Mühlrad; wer immer hart schläft, liegt auch auf Steinen weich; ehrlich währt am längsten; hoch macht schwindlicht; wer aufs Gold sieht, dem vergeht das Gesichte; was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem Wege ist; süsse getrunken, wird oft sauer bezahlt; auch aus einem kleinen Loche sieht man den Himmel; wer sich an einen guten Baum lehnt, hat guten Schatten; wer das Spiel nicht versteht, soll die Karten nicht mengen; wer sich selbst zum Schafe macht, den fressen zuletzt die Wölfe; wer die Augen bey sich hat, stolpert nicht; der Teufel steht oft hinter dem Kreuze; guter Weg um, ist keine Krümme; eine goldne Decke macht den Esel nicht zum Pferde; wer auf dem Eise tanzt, der strauchelt; wer zu nahe an das Feuer tritt, verfängt sich den Rock; mancher trägt einen Sack, und heißt seinen Nachbar einen Esel = = = = = = Aber Gott versteht mich! sagte Vater Panßa.

Ich küsse Ew. Eseley den Huf.

J = =

in Westphalen.

Anton Panßa von Mancha.

Abhand-

Abhandlung
von
Sprüchwörtern.

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht *.

Es iſt vor einigen Wochen eine Schrift an unſern Verleger geſendet worden, welche den Titel führt: Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie ſolche zu verſtehn und zu gebrauchen ſind; dem Verfaſſer zum Beſten, und dem Leſer zur Erbauung, ans Licht geſtellt.

In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfaſſer ſeine Abſichten und die Einrichtung des Werks ſelbſt. Es iſt dieſes Schreiben völlig in der Sprache abgefaßt, welche den Stolz eines verarmten Spaniers, und die Demuth eines verlaſſenen Autors verräth. Der letzte Umſtand geht unſern Verleger an, und wir überlaſſen es ihm, wie er ſich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von ſeinen Vorältern und von ſeinen eignen Umſtänden einſtreut, verdienen angemerkt zu werden. Es ſind nützliche Anecdoten zur Lebensbeſchreibung des unſterblichen Don Quixots, die wir noch zur Zeit in keiner von allen Auflagen gefunden haben. Der Verfaſſer erzählt uns, daß der berühmte Stallmeiſter Sancho Panßa von Mancha ſein Urältervater geweſen ſey. Da er nach dem Tode ſeines Ritters der

* Das nachſtehende Sprüchwort: **Wem Gott ein Amt giebt ꝛc.** iſt mit dieſem Vorberichte im Jännermonate des tauſend ſiebenhundert und funfzigſten Jahres in die **vermiſchten Schriften zum Vergnügen des Verſtandes** und Witzes als ein Verſuch eingerückt, und im Jahre tauſend ſiebenhundert und acht und vierzig gefertigt worden.

witzigſte und weiſeſte Kopf in ganz Mancha geweſen: ſo habe er ſich durch eben dieſen Witz und ſeine weiſen Sprüchwörter viel Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den Barbier, und den Geiſtlichen des Orts, überſehen zu können, und deßwegen habe er ſich lieber in der Geſellſchaft ſeines Eſels und ſeiner übrigen Familie eingeſchloſſen, als daß er mit jenen die alte Freundſchaft hätte fortſetzen ſollen. Dieſes ſey der Grund zu ſeinem Unglücke geweſen. Der Geiſtliche habe unter die Leute gebracht, daß Herr Sancho kein alter Chriſt ſey, und kein Schweinfleiſch eſſe. Die Inquiſition ſey aufmerkſam gemacht worden, und habe ihn zum Feuer verdammt, weil ſie gefunden, daß er vernünftiger gedacht und weiſer geſprochen, als die alten Chriſten ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt geweſen. Der rechtſchaffene Sancho ſey alſo wirklich verbrannt, und der erſte Märtyrer der Sprüchwörter geworden. Dieſes Unglück habe ſeine ganze Familie zerſtreut. Des Herrn Verfaſſers Aeltervater, welcher ſich durch ſeine hohen Gemüthsgaben, ſchon bis zur Würde des unterſten Schulzens im Flecken Mancha empor geſchwungen gehabt, habe ſich entſchloſſen, lieber ſeinem Vaterlande, als ſeinem angebornen Verſtande zu entſagen. Er ſey mit ſeinem reichen Vorrathe von Sprüchwörtern nach Liſſabon geflüchtet. Aber auch bis dahin habe ihn der heilige Haß des Geiſtlichen von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wunder ſey er den Händen der Inquiſition entronnen und in die Niederlande gekommen, wo er ſein Leben witzig und kümmerlich zugebracht, und eine zahlreiche Familie hinterlaſſen. Hier giebt der Herr Verfaſſer noch viele Nachrichten von ſeiner Familie an, die aber vielleicht nur ihm wichtig ſind. Wir können mit ſeiner Erlaubniß nicht unerinnert laſſen, daß er bey dieſer Gelegenheit den Stolz ſeines Vaterlandes ein wenig zu ſehr verräth. Er will behaupten, daß die Niederländer ihren meiſten Witz ſeiner Familie zu danken hätten. Ja er treibt dieſe lächerliche Einbildung ſo hoch, daß er glaubt, verſchiedene ihrer größten Kunſtrichter hätten die

Geſchick-

Geſchicklichkeit, andere mit ihren lateiniſchen Wahrheiten zu betäuben, bloß der Erfindung ſeines Urältervaters zu danken; als dieſer, wiewohl mit unglücklichem Erfolge, die Kunſt gelehrt, zu ſchreyen, wie ein Eſel *.

Die Umſtände, welche der Herr Verfaſſer endlich von ſeinem eignen Leben beygefügt, können uns auch gleichgültig ſeyn. Nur dieſes verdient angemerkt zu werden, daß er ſich zu J... einem Städtchen in Weſtphalen, aufhält, und bey einer mäßigen Einnahme ſo lange ruhig leben und Bücher ſchreiben will, bis er ſeine Verbeſſerung findet.

Die drey letzten Seiten ſeines Schreibens beſtehn in den gewöhnlichen Autorcomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnſüchtigen Vortheile, die Großmuth des Verlegers zu reizen ſucht. Das ganze Werk möchte ungefähr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfaſſer ausgeführt hat, ſind dieſe: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand. Jung gewohnt, alt gethan. Gut macht Muth. Ehrlich währt am längſten. Kleider machen Leute. Gedanken ſind zollfrey. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Alte Liebe roſtet nicht. Ein Quentchen Mutterwitz iſt beſſer, als ein Centner Schulwitz. Friſch gewagt, iſt halb gewonnen; und andre mehr.

Der Verleger zweifelt, daß dieſes Buch Beyfall finden werde, da man es auſſerhalb Weſtphalen ſchwerlich verſtehen, am wenigſten aber das Feine davon einſehen könne. Er will daher nur eine Probe davon liefern, und die beiden Artikel: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand; und Kleider machen Leute, als einen Verſuch abdrucken laſſen. Von der Aufnahme dieſes Auszugs wird das Schickſal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieſer, wider Vermuthen Beyfall finden: ſo iſt er entſchloſſen, dieſe Abhandlung einer Sammlung andrer ſolcher Schriften vordrucken zu laſſen.

* S. Don Quixote 6 Buch 25 Cap.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.

Wenn irgends ein Sprüchwort ist, dessen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird: so ist es dieses, wenn man sagt: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.** Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfassung meines Vaterlandes sehr genau kennen zu lernen, so getraue ich mir sehr wohl zu behaupten, daß wenigstens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verstand nicht eher erlangt haben, als bis sie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil ist, ich weis nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verstande begabt gewesen. Ich sage mit gutem Vorbedachte: Kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz lassen, welche die Ausnahme von dem Sprüchworte machen, und das Amt zwar seit langer Zeit, noch bis diese Stunde aber nicht den geringsten Verstand haben.

Ich finde von unserm Sprüchworte verschiedene Lesarten. Ein sehr altes Manuscript, welches, wie ich aus verschiedenen Umständen vermuthe, zu Heinrich des Voglers Zeiten geschrieben worden, liest ausdrücklich: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand**; und dieser Lesart habe ich mich bedienet. Die meisten der neuern Schriftsteller sagen hingegen nur: **Wem er ein Amt giebt** ꝛc. Beide Lesarten haben ihren guten Grund, und beide sind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt sich die Art zu reden, wem Gott ein Amt giebt, noch wohl entschuldigen. Itzt braucht man diese Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derselben beschwerlich

zu fallen. Dieſes mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einigermaßen zu ändern. Inzwiſchen muß ich doch zum Ruhme unſrer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervor zu ſuchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit ſo zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man ſich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtſamen ſich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, ſo oft ich iemanden alſo reden höre, von dem ich ſonſt ſehr wohl weis, daß ihn die göttliche Fügung am wenigſten beunruhiget. Es iſt dieſes ein Zeugniß, daß die Religion bey uns noch nicht ganz abgekommen iſt. Man darf mir nicht einwenden, daß dieſe Art von Gott zu reden nur ein Ehrenwort ſey. Ich glaube es ſelbſt; aber das thut nichts. Es iſt dieſes immer noch eben ſo rühmlich, als es einem gebornen Römer iſt, der ſich vor dem Segen des heiligen Vaters niederwirft, und in ſeinem Herzen über ihn lacht.

Dieſes hat mich bewogen, das Sprüchwort nach ſeiner alten Lesart beyzubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erkläret, ohne zu beſorgen, daß mich diejenigen welche ſtärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker halten werden.

Ich nehme es alſo für bekannt an, daß Gott das Amt giebt. Es hebt dieſer Satz dasjenige gar nicht auf, was man aus der Erfahrung darwider einwenden möchte. Recht wahrſcheinlich iſt es freylich nicht; aber ein guter Ausleger weis alles zuſammen zu reimen.

Ich halte mich in einem ſehr kleinen Städtchen auf, und doch iſt es noch immer groß genug, meinen Satz zu behaupten. Außer dem Nachtwächter weis ich niemanden, welcher auf eine erlaubte Weiſe zu ſeinem Amte gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohlverdienter und abgedankter Soldat haben verhungern müſſen: (denn dieſes iſt immer die gewiſſe Belohnung derer, welche ſich für das Vaterland verſtümmeln laſſen:) wenn er nicht zu dieſem wich-

tigen Posten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerschaft so weit gebracht war, daß sie ihn als einen Hausarmen ernähren sollte. Man machte ihn ohne sein Ansuchen zum Nachtwächter, und sein Beruf muß wohl rechtmäßig seyn, weil er den Amtmann nicht bestochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter ist. Dieses ist der einzige Mann in der Stadt, der sein Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeygehen muß ich auch erinnern, daß er zugleich der einzige in unserm Orte ist, welcher den Verstand eher hatte, als das Amt.

Mit den übrigen ist es ganz anders beschaffen. Der Stadtschreiber hatte, als Advocat, das Unglück, daß er wegen seiner Geschicklichkeit, die verschiedene Obere aus Unverstand Betrügerey nannten, in die Inquisition kommen sollte. Seine Sache war so beschaffen, daß er nach dem Eigensinne altväterischer Rechte gewiß den Staupbesen würde bekommen haben; aber ein Edler Wohlweiser Rath sahe die unvermeidliche Folge davon ein. Der größte Theil von ihnen stund in einer so genauen Verbindung mit ihm, daß sie gewiß an seinem Staupbesen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeisters Hochedlen am Galgen ersticken müssen, wenn man diesen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entrissen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmanninn die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte seine Unschuld dergestalt an den Tag, daß er sich mit Ehren von seinem Handel befreyt sah. Der Frau Bürgermeisterinn war der Hals ihres theuren Gemahls so lieb, daß sie vor Freuden nicht eher ruhte, bis diesem angefochtnen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der ganzen Bürgerschaft anvertraut, und er ungesäumt zum Stadtschreiber erwählt wurde. Ein jeder seiner Vorgesetzten glaubte, er sey diesen Dienst sich selbst schuldig, weil ein jeder wünschte, daß man sich bey dergleichen besorglichen Fällen auf gleiche Weise seiner annehmen möchte.

Wie

Wie der Amtmann zu ſeinem Dienſte gelangt iſt, das weis die ganze Stadt. Er hatte durch ſeine patriotiſchen Bemühungen es ſo weit gebracht, daß ganze Dörfer wüſte, und eine anſehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabey gemacht, ſetzte ihn in den Stand, unverſchämter zu ſeyn, als ſein Vorfahr, welcher einfältig genug war, ſich einzubilden, daß man es mit dem Landsherrn nicht redlich meynen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meyne. Er ſtürzte dieſen gewiſſenhaften Tropf, und bemächtigte ſich ſeines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich iſt, als daß man ſie tadeln ſollte.

Es ſind nicht mehr als zween Prieſter in unſrer Stadt. Der oberſte davon wäre vielleicht noch itzt Candidat, wenn er nicht die Geſchicklichkeit beſeſſen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geiſtliches Amt anſuchten. Er meynte es aber mit ſeiner chriſtlichen Gemeine ſo gut, daß er ſich den Capellan zu ſeinem Collegen ſelbſt auserſah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieſes lieben Mannes ihm vortheilhaft zu ſeyn ſchien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Paſtors Jungfer Muhme zu heirathen, welcher ſehr viel daran lag, einen dummen Ehmann zu haben.

So gar bis auf den Küſter erſtreckt ſich in meinem Städtchen dieſe Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den beſten Brandtwein brennt: ſo hat es der Kirchenvorſteher für billig gehalten, ihm das Küſteramt, und die Unterweiſung der Jugend anzuvertrauen.

Dieſe wenigen Exempel beweiſen ſchon genug, wie wunderbar oftmals die Wege ſind, zu einem Amte zu gelangen. Dieſe Ausſchweifung würde überflüßig ſeyn, wofern ich nicht verſichern könnte, daß der Stadtſchreiber, der Amtmann und die Geiſtlichen in Geſellſchaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben ſoll.

Diejenigen, welche ſich dieſes Sprüchworts: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand: auf eine ſo bequeme Art zu bedienen wiſſen, ſind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Läſterer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unſern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorſorge nur gar zu matt geworden, und faſt gänzlich abgekommen ſey. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Chriſtenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beſte Advocat verzweifeln würde.

Ich finde beſonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieſes ſagen. Es ſind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es ſind die ſelbſt, welche die Aemter bekommen, oder es ſind endlich die, welche als Zuſchauer über die wunderbare Führung und Beſetzung der Aemter erſtaunen. Die letzten fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Troſt, daß Gott, welcher nach ihrer Meynung ſo vielen Narren Aemter giebt, auch ſie nicht unverſorgt laſſen, und wenn ſie verſorgt ſind, auch ſie alsdann mit dem nöthigen Verſtande ausrüſten wird, den ſie nicht haben, und den ſie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen.

Dieſe Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und ſie beſchämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich ſind, da ſie keinen Verſtand haben, und ihn doch nicht vermiſſen.

Noch weit ſtärker aber iſt das Vertrauen zur göttlichen Vorſorge bey denenjenigen, welche die Pflicht auf ſich haben, die Aemter zu beſetzen. Bey verſchiednen von ihnen würde ihr Betragen unſinnig ſeyn; man würde ſie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eignen Vaterlandes, für die gefährlichſten Böſewichter halten, wenn man ſieht, wie unbedachtſam ſie bey der Beſetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß ſie überzeugt ſind: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand:

ſtand: ſo iſt dieſer Widerſpruch gehoben. Sie können dieſes mit einer deſto gewiſſern Zuverſicht hoffen, da ſie an ihren eigenen Perſonen ein ſo erſtaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugniſſe aller ihrer demüthigen Clienten gegenwärtig die verſtändigſten Männer, die weiſeſten Väter der Stadt ſind, ungeachtet ſie vor der Erlangung ihres Amts die unverſtändigſten Narren waren. Dieſe wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, ſo oft ſie ein Amt beſetzen müſſen.

Ich weis nicht, ob irgend ein Amt wichtiger iſt, als das Amt eines Seelſorgers. Die üble Beſetzung eines ſolchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenſchaft nach ſich ziehen. Wenigſtens würde ich ſehr unruhig ſeyn, wenn ich für die Beſetzung eines ſolchen Amtes ſorgen ſollte. Aber wie glücklich ſind nicht diejenigen, welche ſich darauf verlaſſen, daß der Verſtand ſich ſchon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schickſal gehabt, einer Prieſterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm ſein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, ſein Schäfer geſtorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh ſorgfältig wartete, die Kunſt verſtünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bey ſeinem Amte ehrlich wäre; dieſen ausfündig zu machen, war freylich eine ſchwere Sache, die alle mögliche Behutſamkeit erfoderte. Denn, wenn eine Schäferey durch Verwahrloſung ausſtirbt: ſo iſt dieſes manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplariſches Leben, oder durch Unachtſamkeit des Pfarrherrns die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomiſch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geſchickten Schäfer ausfindig gemacht, und in ſeine Dienſte genommen hatte. Er erzählte mir dieſes mit Freuden,

den, und that dabey viel gute Wünsche für seine Schäferey. Morgen, fuhr er fort, morgen müssen sie noch bey mir bleiben, mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt, und wir wollen tausend Spaß mit ihm haben. Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weis, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt: so kann ich nicht läugnen, ich erschrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erstaunte, als ich einen grossen schwarzgekleideten Körper auf die Kanzel steigen sah. Sein Gang, seine Mine, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbelmäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherze seinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgestellt. Ich sagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit solcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch schütterte. Mein Reitknecht? sagte er endlich. Zerreiß mich der Teufel, wenn es nicht mein Informator ist! Er ist Magister und nicht ungeschickt. Er will noch heuer ein Gesangbuch für mein Dorf zusammen drucken lassen, und es meiner Gemahlinn zueignen. Es ist ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken. Ein vortrefflicher Charakter, dachte ich bey mir selbst, und schwieg ganz beschämt still. Ich hörte ihm zu, weil ich sonst nichts zu hören hatte, und hielt bey seinem albernen Gewäsche eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indessen ohne Eigenruhm zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Urältervater, Sancho Panßa, mit seinem Esel geredet hat, weit vernünftiger gewesen ist, als dieses neuen Seelsorgers heilige Rede an seine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloß. So gleich stellte sich unser Seelenhirt auch ein, und das erste Compliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunsche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daß er sagte: Komm er, komm er, Herr Magister, trink er das Glas Brandtwein, es ist ihm sauer geworden; aber er hat auch,

der

der Teufel hole mich! gepredigt wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne er ſich ab, das leide ich mein Seele nicht; und wenn er einmal auf mich ſchmält: ſo ſoll mich der Donner erſchlagen, wenn ich ihn nicht über die Kanzel herunter werfen läſſe, daß er die Beine in die Höhe kehrt. Da! trink er! Und darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein groſſes Glas aus. Wir ſetzten uns zu Tiſche; ich war dem ungeachtet ganz kleinmüthig, und ſahe die armen Bauern als eine verrätherne Heerde an. Ich as wenig. Weis er denn, Herr Magiſter, ſagte der Edelmann, wofür ihn Herr Panßa angeſehen hat? Für meinen Reitknecht! Das wundert mich nicht, rief der ſchon halb trunkne Pfarrer aus. Die Diener des Herrn ſind den rohen Weltkindern immer ein Anſtoß, und Herr Panßa hat noch ketzeriſch Blut in ſeinen Adern. Wäre er, wie ſeine Aeltern, verbrannt worden: ſo hätte unſere Religion auch einen Verächter weniger. Ich entfärbte mich über dieſen Unſinn, und war eben im Begriffe, ihm nach ſeiner Narrheit zu antworten, als unſer Wirth merkte, daß ſich dieſer Auftritt mit Verdruß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglaſe, und brachte es ſeinem Pfarrer auf die Geſundheit aller hübſchen Mädchen zu, welcher redlich Beſcheid that; und auf dieſe Weiſe ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihro Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu ſehen, daß Ihro Gnaden nebſt dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tiſch ſanken, ohne daß er ſelbſt auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er ſchon vor Tiſche war. Ich ſchlich mich fort, weil ich merkte, daß er einen Religionsſtreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von ſeinem Pfarrer hielte? Ich halte ihn, ſagte ich, für einen Mann ohne Verſtand, ohne ... Ach, ſagte er, was Verſtand! Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand! Er iſt mein Informator geweſen, ich habe ihm die Pfarre ſchon lange verſprochen, und um deßwillen hat

er

er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was ich verſpreche, das halte ich als ein Cavalier. Der Kerl wird ſchon werden. Sauſen kann er, wie ein Teufel! Hier verſtummte ich auf einmal. Ich ſahe, daß der Herr das Wohl und die Unterweiſung ſeiner Kinder nicht für ſo wichtig gehalten, als die Erſparung einiger Thaler Geld; ich ſchloß, daß er es mit ſeinen Bauern nicht ſo boshaft, als ich anfangs geglaubt, meynen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er ſeine eigenen Kinder anvertraut hatte; daß er noch immer glaubte, Gott habe dieſes Amt ſeinem Pfarrer gegeben; und daß er gewiß hoffte, er werde den Verſtand, der ihm fehlte, ſchon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bey der Erzählung dieſes Abentheuers länger aufgehalten, als ich Willens geweſen, und als es vielleicht einigen meiner Leſer lieb ſeyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geiſtlichen Standes eben ſo orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es ſchien mir um deſto nöthiger, hievon etwas umſtändlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen ſeyn wird, wie es komme, daß man bey der Beſetzung andrer Aemter, welche nicht die Seele, ſondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, ſo ſorglos ſeyn, und nach allen eher, als nach dem Verſtande und der Geſchicklichkeit des Candidaten, fragen kann. Alle Stände ſind voll von Beweiſen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorſatz, mein itztlebendes Vaterland zu ſchreiben, ſonſt würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es iſt noch übrig, daß ich von der zwoten Gattung der Menſchen ein paar Worte ſage, denen unſer Sprüchwort bey allen möglichen Fällen zum kräftigſten Troſte gereichet. Es ſind dieſes diejenigen, welche Aemter ſuchen. Sie ſind ſo vorſichtig, daß ſie keine mühſame Unterſuchung anſtellen, ob ſie auch den nöthigen Verſtand haben, der zu den Aemtern erfodert wird. Eine ſolche Unterſuchung verriethe ein Mistrauen, welches ihrer männlichen und geſetzten Religion

zuwi-

zuwider, dem geliebten Vaterlande aber sehr schädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt sehr viel daran, daß diese Herren Aemter kriegen; und wenn sie sich nicht eher darum bewerben sollten, als bis sie von ihrem Verstande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, so würde, ungeachtet unsers sehr bevölkerten Landes, eine grosse Menge Aemter unbesetzt bleiben müssen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieses? Sie ängstigen sich daher gar nicht mit dergleichen kindischen und unpatriotischen Fragen: Wo werden wir den Verstand hernehmen? Der dem Vieh sein Futter giebt, der wird auch für ihren Verstand sorgen; und sie geniessen bey dieser nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückseligkeit, die ein Mastschwein hat, welches um Weihnachten feist ist, ohne daß es den Sommer über für seine Mastung gesorgt hat. Wenn ich drey Candidaten beysammen stehen sehe, so kann ich, ohne die Liebe des Nächsten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zween davon keinen Verstand haben, und bey dem dritten ist es noch vielmals ungewiß. Unsre Aeltern sind gemeiniglich gegen die Vorsorge des Himmels so erkenntlich, daß sie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringsten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankömmt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verstand so zu bilden, daß er dereinst zur Uebernehmung eines Amts, und zu dessen würdiger Bekleidung fähig ist. Es wäre dieses unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben so, und dennoch haben Kinder dieser Väter Aemter bekommen, ohne daß jemand die unbescheidne Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob sie auch Verstand genug besässen. Solche Kleinigkeiten geben sich von sich selbst. Sie haben nunmehr Verstand genug, und sie haben zu viel Verstand, als daß sie in diesem Falle wegen ihrer eignen Kinder bekümmert seyn sollten. Ja sie machen sich ein Gewissen daraus, und sie sind deswegen zu loben. Es ist unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu stören, oder in ihrem Werke zu meistern. Sie haben wohlgestalte Kinder gezeugt, und

die

die wenigſten male war es ihre Abſicht, ſie zu zeugen. Die Natur hat ſie ohne ihre Vorſorge ſo wohlgeſtalt hervorgebracht. Und da der Körper das Vornehmſte an den Menſchen, wenigſtens heut zu Tage, iſt, ſo überlaſſen ſie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verſtandes, als eines ſehr zufälligen, und nicht unentbehrlichen Theils des Menſchen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er iſt noch in ſeiner zarten Kindheit von achtzehen Jahren; deßwegen hat der gnädige Papa noch nicht ſo grauſam ſeyn, und ihn der Aufſicht der Franzöſinn entreiſſen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waſchen muß. Er iſt ein vortrefflicher Kenner von der Nätherey, und verſteht die Schattirung der bunten Nath beſſer, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch iſt ein Sudler gegen ihn. Er weis alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht ſelbſt die ſchmackhafteſten Speiſen, und unter der ganzen Armee iſt niemand, der die Paſteten ſo leckerhaft backen kann, als dieſer junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers, oder elenden Gemeinen: ſo würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniß des Chriſtenthums, der nöthigſten Wiſſenſchaften, und der Welt angeführt, und durch beſtändige Arbeit zu ſeinen künftigen Dienſten abgehärtet haben. Aber ſo niederträchtig erzieht man den Sohn eines groſſen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande ſchont man dieſen theuern Körper; zu ſeiner Gemüthsergetzung läßt man ihn kochen, nähen und ſticken. Er iſt ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anſtrengen muß, wenn es ihm nicht gehen ſoll, wie den jungen hitzigen Ochſen, welche ſich leicht verrücken, wenn man ſie zu jung einſpannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugeſehn, mit was für einer edlen Unverſchämtheit er nur ohnlängſt dem Kammermädchen in den Buſen griff, und ſie iſt vor Lachen bald auſſer ſich gekommen, als ihr die alte Franzöſinn, bey der dieſer zarte hoffnungsvolle Knabe beſtändig aus billiger Vorſorge im Bette liegen mußte, vor

etlichen

etlichen Wochen klagte, daß er ſie des Nachts nicht mehr ruhig ſchlafen ließ. Der loſe Schelm! ſagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte ſie, daß es Zeit wäre, ihn in die Welt zu laſſen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bey der erſten Gelegenheit wird dieſer allerliebſte Sohn eine Anzahl bärtiger und tapfrer Männer, die unter ihm ſtehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich ſpürte, wie ihm der Verſtand, der zu einem ſolchen Commando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen wie der älteſte Muſketier, er ſäuft wie ein Corporal, hat ſich ſchon zweymal mit dem Lieutenant geſchlagen, ſeinem Oberſten ſich einige mal widerſetzt, und alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Maitreſſe hat er noch; doch wird er nächſtens für eine ſorgen, damit er ſeinem Herrn Vater in allem gleich werde. Iſt nicht dieſes alles ein Beweis, daß der Verſtand mit dem Amte kömmt? und hätte wohl iemand geglaubt, daß, bey einer ſolchen Erziehung, derjenige mit ſo vieler anſcheinenden Hoffnung für ſein Vaterland fechten ſollte, welcher, menſchlichem Anſehen nach, nur geboren war, für ſein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muß das Land ſeyn, in welchem ein Ueberfluß von ſolchen Perſonen vorhanden iſt, bey denen man ungewiß bleibt, ob ſie ſich beſſer vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm ſchicken!

Indeſſen muß ich geſtehn, daß nicht der Militärſtand allein ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; ſondern daß wir durch die weiſe Sorgloſigkeit unſerer Aeltern und Vorgeſetzten, und durch die natürliche ſich ſelbſt gelaſſene Dummheit des größten Theils unſrer hoffnungsvollen Jugend, denenjenigen glücklichen Zeiten ſehr nahe gekommen ſind, wo man einen Candidaten, welcher die nöthige Geſchicklichkeit und den Verſtand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Meſſen ſehen laſſen wird. Ich

bin verschiednen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, daß ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieſſe, ſo vielen Dank ſchuldig, daß ich mir ein Gewiſſen daraus mache, dieſe Abhandlung zu ſchlieſſen, ohne ſie im Vorbeygehen ein wenig zu verewigen, und der Nachwelt ihre Verdienſte um das Vaterland nach meinem Vermögen kenntbar zu machen.

Cajus iſt werth, daß ich ihn zuerſt nenne. Seinen wahren Namen muß ich verſchweigen, um ſeine Beſcheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächſtens im Anhange der Zeitungen nebſt einer genauen Beſchreibung ſeiner Perſon und Kleidung. Denn wenn er in ſeinem Vorhaben glücklich iſt, wie ſeine Anſtalten nicht anders vermuthen laſſen: ſo wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es ſind ihm landsherrſchaftliche Caſſen anvertraut. Ob er nun gleich weder ſchreiben noch rechnen kann: ſo kennt er doch das Geld ſehr gut, und iſt in ſeinem Amte ſo unermüdet, daß er nirgends keine Reſte, auſſer in ſeiner Caſſe, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieſer wackre Mann verdient, iſt dieſe nicht die geringſte, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu ſeyn ſcheint. Als ein unſchuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er ſeinen innerlichen Beruf, und bediente ſich mit vieler Geſchicklichkeit einer Gelegenheit, ſeiner Mutter einen Theil ihres Geſchmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren ſeinem werthgeſchätzten Herrn Vater die Caſſe erbrochen. Im ganzen Städtchen iſt keiner, der mit einer ſo witzigen Art die Schnupftücher aus der Taſche ziehen kann, als er thut. Dieſe Beſchäfftigungen haben ihm von Jugend auf nicht ſo viel Zeit gelaſſen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachſagen, daß er itzo, da er zwanzig Jahr alt iſt, ſeinen Namen nicht zu ſchreiben weis, noch das geringſte von Rechnungsſachen verſteht. Dieſes hat ſeinen Papa ganz natürlicher Weiſe

auf

auf die Gedanken gebracht, daß es sehr wohl gethan seyn würde, sich den lieben Sohn adjungiren zu lassen. Und ich sehe nicht die geringste Schwierigkeit, welche diese väterliche Absicht hindern sollte. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und da der Herr Vater so lange Zeit sein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu seyn: so hoffe ich gewiß, der Herr Adjunctus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher so dumm ist, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einsicht, und ist daher im Stande gewesen, sich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, so viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigstens so dumm gewesen sind, als sein Sohn, und noch itzo dem Verstande eines Pachters nicht gleich kommen. Da sich sein Sohn zu gar nichts schickt: so hat er dem gnädigen Herrn sein Anliegen erzählt; und beide sind einmüthig darauf gefallen, der Junge soll ein Doctor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doctor zu werden. Der Vater schmeichelt sich, daß ihm Gott gewiß mit der Zeit eine Professur, und sodann wenigstens so viel Verstand geben werde, als seiner Meynung nach, zu einem Canonicat erfodert wird. In der That sehe ich nicht, was ihn in seinem frommen Vertrauen stören sollte.

Der Organist in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohl gewachsen ist, reiche Westen trägt, über alle Sachen ein entscheidendes Urtheil fällt, und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünscht sehr, ihn als Hofmeister bey einem Jungen von Adel zu sehen. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten besitze, die dazu erfodert werden, und ich glaube, daß er in kurzen eine einträgliche Hofmeisterstelle bekommen wird. Es ist wahr, daß er von allem dem nichts versteht, was ein junger Cavalier lernen soll. Er ist auch niemals, so wenig, als itzo, im

Stande geweſen, ſich ſelbſt zu regieren. Er iſt, wie ihm einige mürriſche Leute nachſagen, in ſeinen Ausſchweifungen niederträchtig, in ſeiner Wirthſchaft unordentlich, in ſeinen Urtheilen pöbelhaft. Was ſchadet das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reiſen gehen müſſen, wenn dieſe Eigenſchaften hinderten, ein Hofmeiſter zu ſeyn! Genug, er ſpielt gut l'Hombre; er kann die Kunſt, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küſſen; er iſt unverſchämt; und hat er gleich keinen Verſtand: ſo wird ſich das ſchon geben.

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer ſo ausgemachten Sache, als das Sprüchwort iſt: **Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verſtand**, ſo lange aufgehalten habe: ſo will ich hier den Schlüſſel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe, und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieſes Sprüchworts überzeugt ſind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeiſter an einem gewiſſen Hofe zu werden. Es ſind viele Vortheile bey dieſer Station, und mancher groſſe Gelehrte verdient in ſeinem Leben ſo viel nicht bey aller ſauern Mühe mit ſeinem Kopfe, als ich ſodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füſſen verdienen könnte. Ich bin um deßwillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es iſt wahr, es ſcheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeiſter erkoren hätte. Mein linker Fuß iſt ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter iſt etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern ſchiele ich; die Arme ſind durch die engliſche Krankheit ſehr verwachſen, und weil ich einen Anſatz zur Waſſerſucht habe, ſo zweifle ich faſt, daß ich ſolche hohe Capriolen werde machen können, als mein ſeliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwiſchen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht iſt, daß Gott demjenigen Verſtand giebt, dem er ein Amt giebt: ſo iſt es eben ſo leicht zu hoffen, daß er einem Krü-

pel

pel gesunde Gliedmassen geben wird, den er zum Tanzmeister machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebohrnen Narren ein verständiger Mann werden soll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüpel bliebe: so würde doch das gemeine Wesen von einem gebrechlichen Tanzmeister bey weitem nicht so viel Schaden zu besorgen haben, als es von einem Manne befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeschickt, und bey dessen Verwaltung ohne Verstand ist. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn also wohl annehmen; und der geneigte Leser wird künftige Messe das Vergnügen haben, eine systematische Abhandlung von den Regeln der Tanzkunst von mir zu erhalten. Verstehe ich gleich nicht das geringste davon: so habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuversicht zu versprechen, mit welcher sich so viele Schriftsteller schmeicheln, die sich zum Bücherschreiben so wenig schicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, ist die Furcht vor dem Hose. Es geschieht zuweilen, daß die vornehmsten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein scarronischer Körper stellt mich vor ihren verführerischen Liebkosungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weiß mehr Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müssen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in so gefährliche Umstände verwickelt sehen sollte. Denn keusch bin ich, wie meine Väter, und diese unzeitige Keuschheit hat mich mehr, als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeister zu seyn, wäre gleichwohl eine hübsche Sache!

Kleider machen Leute.

In dieſen drey Worten liegt eine unerſchöpfliche Weisheit verborgen. Sie ſind der Schlüſſel zu den erſtaunlichſten Begebenheiten des menſchlichen Lebens, welche ſo vielen, und den Philoſophen am meiſten, unbegreiflich vorkommen. Sie ſind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückſeligkeiten zu erlangen, um welche ſich ein groſſer Theil der Menſchen vergebens bemühet. Thoren ſind es, welche ſich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienſte, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückſelig und uns zu wahrhaftig groſſen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grauſam ſind unſre Moraliſten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle dieſe ängſtlichen Bemühungen? Kleider, glückſelige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienſte, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr iſt mir nichts ſo lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem ſchlechten Aufzuge; und das iſt mir ganz unerträglich, wenn ein ſolcher Mann darum, weil er ehrlich iſt, angeſehen und bewundert zu ſeyn verlangt. Wie lange muß er ſich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur ſo weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einiger maſſen gelitten wird. Eine ängſtliche Bemühung, ſeinen Pflichten Gnüge zu thun, bringt ihn in dreyßig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man ſtellte ſich einen ſolchen Mann vor, welcher mit ſeinen altväteriſchen Tugenden und einförmiger Kleidung ſich in eine Geſellſchaft von vornehmen Kleidern zum erſten male wagt. Er muß ſehr glücklich ſeyn, wenn ihm der Thürſteher nicht den erſten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er ſich auch bis

in

in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Ihro Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Ihro Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lackey weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Camine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Ihro Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder, es ist heute Gesellschaft im Zimmer! - - - Aber wäre es nicht möglich - - - Kurz, nein! Ihro Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von grossen Verdiensten, welcher sich redlich, und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung der Antichambre zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäfftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Ihro Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narrn, welcher die Treppe herauf gefaselt kömmt, und den Schweiß seines betrognen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken, Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung

gegen ſeine Vorfahren hat er ſich in Acht genommen, verſtändiger zu werden, als ſie geweſen ſind. Sein Herz iſt boshaft, ſo viel es ihm ſeine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringſte nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder ihm ſelbſt dienen könnte; und womit er jemanden dient, das ſind leere Gnadenverſicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, ſpielt gern und unglücklich, und Ihro Excellenz freuen ſich mit offenen Armen über die Ehre ſeines Zuſpruchs. Nun iſt unſer redlicher Mann ganz vergeſſen, und es iſt ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entronnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geſchieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht beſſere Kleider, und geringere Verdienſte?

Man thut der Welt unrecht, wenn man ſagt, daß ſie bey den Verdienſten rechtſchaffener Männer unempfindlich, und blind ſey. Sie iſt es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äuſſerliche Pracht öffnen, und ſie durch ein vornehmes Geräuſch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß ſich ein groſſer Geiſt in ein ſchlechtes Kleid verſteckt? Die Welt iſt eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürſtlich gekleidet ſind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man ſtelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertauſche die Kleider.

Ihro Gnaden werden ſich gefallen laſſen, das ſchwarze Kleid dieſes ehrlichen Mannes anzuziehen, und ſeine etwas bejahrte Perücke aufzuſetzen. Wie dumm ſehn Ihro Gnaden aus! Die dreiſte und unverſchämte Miene iſt mit einem male verſchwunden. Aller Witz, deſſen ein prächtiges Kleid fähig war, iſt verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er ſo vielmal der artige Herr, der allerliebſte artige Herr, der ſchalkhafte Baron geweſen. Er kömmt. Er macht ſeine Verbeugung noch immer ſo gut, und ungezwungen als ſonſt. Man

lacht

lacht darüber. Er will die Hand küſſen; man ſtößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern ſich über die Unverſchämtheit dieſes gemeinen Menſchen. Man hält ihn für einen Juformator, welcher bey ſeiner gnädigen Herrſchaft nicht gut thun, und etwas mehr ſeyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeſchmackt, wie pedantiſch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein ſacre bleu! Man lacht über den Narrn, und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausſtoſſen.

Nunmehr erſcheint der redliche und verdienſtvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erſcheint das erſtemal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet ſeine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, deſſen Sittſamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihn auf eine gnädige Art, und die Fächer rauſchen ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er ſetzt ſich mit Anſtand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieſer Herr ſeyn müſſe; es kennt ihn keine. Sie laſſen ſich in ein Geſpräch mit ihm ein; er redet beſcheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt ſie mit, und ſein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt ſie mit Geſchmacke; man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatsſachen, man findet ſeine Gedanken ſehr fein; man redet Böſes von den übrigen Logen, er ſchweigt, und auch ſein Stillſchweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu beſcheiden iſt, in einer fremden Geſellſchaft auf eine boshafte Art witzig zu ſeyn. Die Oper iſt zu Ende. Er hat die Gnade, ſeine Nachbarinn an die Kutſche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanſtändigkeit. Er darf die Hand küſſen, und Ihro Excellenz wünſchen, indem ſie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückſelige Veränderung! Der gnädige Herr! der, welcher nur vor wenig Stunden noch

beſchämt am Camin ſtand, und allen Bedienten lächerlich war, iſt itzo die Bewunderung der ganzen Geſellſchaft! Man erkennt ſeine Verdienſte, denn man ſieht ſeine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entſcheidenden Werth unſrer Verdienſte zu danken haben: ſo ſcheue ich mich nicht zu geſtehen, daß ich wenig Perſonen mit ſo viel Ehrfurcht anſehe, als meinen Schneider. Ich beſuche ſeine Werkſtatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich ſehe, wie Verdienſte, Tugenden und Vernunft unter ſeinen ſchaffenden Händen hervorwachſen, und theure Männer durch den Stich ſeiner Nadel aus Nichts hervor ſpringen, ſo, wie das erſte Roß an dem Ufer muthig hervor ſprang, als Neptun mit ſeinem gewaltigen Dreyzack in den Sand ſtach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er Erlauchte Männer und Gnaden ſchuff. Er ſchnitt eben einen Domherrn zu, und war ſehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer ſeiner Geſellen arbeitete an einem geſtrengen Junker, welcher ſich von ſeinem Pachter zwey Quartale hatte vorſchieſſen laſſen, um ſeine hochadlichen Verdienſte in der bevorſtehenden Meſſe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen, und ſeufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung, und die Entwickelung ihres Weſens zu warten ſchienen. Unter der Bank ſtack ein groſſes Packt ſchlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künſtler und andere niedere Geſchöpfe. Zwey Jungen, welche noch nicht geſchickt genug waren, ſaſſen an der Thüre, und übten ſich an dem Kleide eines Poeten. Ich ſtund bey dem Meiſter, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich an-

annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und grosser Männer bin. Mein Schneider ist zu dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Grossen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig, und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe: so kleinmüthig werde ich im Namen des gröſsten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bey einer Trödelbude vorbeygehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterscheid auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragnen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schlieſse, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen, und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Die-

Diejenigen, denen zum Troſte ich dieſes Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienſte weiter beſitzen, als welche ſie dem Anſehen ihrer Kleider zu danken haben, werden ſo gerecht ſeyn, und die Ehrenbezeugungen, welche dieſen Kleidern gemacht worden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen ſie nichts an, und es iſt wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn ſie ſich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern ſchuldig iſt. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man dieſe meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bey den meiſten geſchehn, fortführe, die Verdienſte der Kleider ſich anzumaſſen: ſo werde ich und meine Freunde ſie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem ſolchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm ſagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, ihre Weſte meiner unterthänigſten Devotion zu verſichern. Ich empfehle mich ihrem geſtickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienſte ihres reichen Aufſchlags. Der Himmel erhalte ihren Sammetrock der Kirche und unſrer Stadt zum Beſten noch viele Jahre! u. ſ. w.

N. S. In dieſem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünſchen, oder nicht wünſchen ſoll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdienſten ihrer Kleider ſo, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieſes Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorſchlag gethan, daß der Handlung zum Beſten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daß niemand ein reiches oder ſeidnes Kleid an„ziehen ſoll, bis er es bezahlt habe, und ein jeder ſoll zu „dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und „Kaufmanne bey ſich tragen.„ Was ſoll das für ein Lärm werden! und wie viel angeſehne Kleider werden vor unſern Augen verſchwinden! Der Vorſchlag iſt ſo vernünftig und billig, und der Handlung ſo zuträglich, als einer

ſeyn

seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, welche weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr Ansehen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was sie vorzüglich, groß, liebenswürdig, und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in = = = = = und bey vornehmen Versammlungen seyn!

Antons Panßa von Mancha
Fortsetzung
seiner
Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht *

Herr Anton Panßa von Mancha ist über die Nachricht sehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem schlechten Vertriebe seiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient sich des allgemeinen Rechts der Autoren, und spricht allen seinen Lesern ohne Barmherzigkeit den guten Geschmack, und auf allen Fall auch den Verstand ab. Er glaubt Recht dazu zu haben, weil er überzeugt ist, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch ist er so großmüthig, daß er seinen Lesern Zeit zur Besserung lassen, und es noch einmal versuchen will, ob er sie ganz verloren geben, oder vielleicht noch hoffen soll. Er hat

* Ward in der Monatschrift, in welche man dieses Sprüchwort im Jahre 1750. zum Versuche eingerückt, demselben vorgedruck

hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchworte: Ehrlich währt am längsten, einzurücken. Er verspricht sich hievon einen bessern Erfolg, weil dieses praktischer ausgeführt sey, als die ersten beiden Sprüchwörter. Fände wider alles Vermuthen auch dieser Versuch keinen Beyfall, so will er entweder seine Hand von dem verstockten Publico ganz abziehen, und nicht eine Zeile mehr in seinem ganzen Leben schreiben; oder er will zwey Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den Staat, und das andere wider die Religion gerichtet seyn soll, um seinen Verächtern, und unwitzigen Lesern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beyfall, Geschicklichkeit genug habe, sich durch diejenigen Wege berühmt und unsterblich zu machen, welche nach dem itzigen allgemeinen Geschmacke, und die sichersten sind, bey einem kleinen Verstande und noch geringerm Witze vor andern bemerkt zu werden.

Ehrlich währt am längsten *.

Ich speiste in der letzten Ostermesse auf Schellhafers Saale, und kam an einen Tisch zu sitzen, wo ich mir die Gesellschaft nicht merkwürdiger hätte wählen können. Sie bestund aus einem Kaufmanne, welcher zween sehr vortheilhafte Bankerute gemacht hatte, und itzo in weit bessern Umständen steht, als seine betrognen Gläubiger. Der zweyte war ein Regimentsquartiermeister, der vor einiger Zeit die sämtlichen Regimentsgelder verspielt hatte, und ohne den vollgültigen Vorspruch seiner jungen und schöngebildeten Schwester gewiß würde haben hängen müssen. Der dritte war der Spieler, der ihm diese Gelder abgewonnen hatte, und nunmehr in der Messe aus bewegenden Ursachen

* Dieses Sprüchwort ist ebenfalls im Jahr 1748. gefertigt, und im Jahr 1750. der obenbenannten Monatsschrift eingeschaltet worden. Diese Anmerkung wird vielleicht manche vorwitzige Ausleger um ihren Schlüssel bringen.

ſachen ſeine Bekanntſchaft vom neuen ſuchte. Der vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müſſen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das ihrige gebracht, und in die elendeſte Armuth geſtürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Miniſterio ſehr unzufrieden war, daß es ihn abgeſetzt, und ſeine Caution eingezogen hatte, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht verſehen, als daß er die Depoſitengelder zu ſeiner eignen Nothdurft verwendet. Der ſechſte endlich war ein Doctor Juris, und ehedem berühmter Rechtsconſulent, welcher einige Jahre im Zuchthauſe zugebrache hatte, und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit unterſagt war. Ich habe die Urſache davon niemals errathen können; ſie muß aber ſehr wichtig geweſen ſeyn: denn wegen alltäglicher, und gemeiner Betrügereyen ſind die Advocaten nicht gewohnt, ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieſer Doctor ſich beſtändig zu obiger Geſellſchaft hielt, und es ſchien, daß ſie ihn auf den Fall ernährten, dafern einer oder der andere von ihnen eine Defenſion pro avertenda tortura, brauchte, wovor ſie nicht eine Stunde ſicher waren. In dieſer vortrefflichen Geſellſchaft brachte ich einige Stunden, nicht ohne Erbauung zu. Aus ihren Geſprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer waren, welche die groſſe Welt kannten, und alles, was ſie redeten, ſprachen ſie mit einer ſo dreiſten Freymüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen ſeyn würde, daß dieſes Leute wären, welche nur ſo lange noch frey herum giengen, als es der Himmel und der weltliche Arm wollte.

Mitten unter den Geſprächen von verſchiednen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerutte Kaufmann ein Glas, und brachte die Geſundheit aus: Ehrlich währt am längſten! Ich erſchrack, weil ich glaubte, es ſey eine Satire auf die ganze Geſellſchaft. Noch gröſſer aber war mein Erſtaunen, als ich ſahe, daß die ganze Geſellſchaft die Meſſer fallen ließ, nach den Gläſern griff, und mit einmüthi-

müthiger Stimme rufte: Ehrlich währt am längsten! Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bey dieser Gesundheit stutzte, und mein Glas etwas langsamer austrunk, als sie. Sie spotteten darüber, und fragten mich nach der Ursache meiner Unentschlüßigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu sagen, weil ich weis, daß niemand gefährlicher ist, als ein Schelm, der ehrlich seyn will. Ich wandte daher vor, daß ich bey mir selbst nachgedacht hätte, wo dieses Sprüchwort herkäme, und wie weit es gegründet wäre. Wissen sie das nicht? rief der bankerutte Kaufmann, das will ich ihnen sagen. Alle Sachen, die man nicht sehr braucht, währen am längsten; denn sie werden am wenigsten abgenutzt. Dieser Ladenwitz brachte unsern ganzen Tisch in Bewegung, und die ehrliche Gesellschaft konnte sich kaum vor Lachen fassen. Sie haben, hol mich der Teufel, Recht, schwur der Regimentsquartiermeister, und lachte vom frischen so stark, daß man kaum die Musikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, schien damit nicht zufrieden zu seyn, sondern verlangte eine genauere Bestimmung des Worts Ehrlich, nicht darum, wie er sagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, sondern weil er sich in keinen Streit einlassen wollte, bevor ein jeder in der Gesellschaft seine eigentliche Meynung davon gesagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen Wortstreit hinaus laufen möchte. Verba valent, sicut nummi, antwortete der geflüchtete Vormund. Ich weis nicht, was hier zu Lande Mode ist. Bey uns währt ehrlich am längsten, weil es eine Gesundheit ist, und Gesundheiten trinkt man, weil man dabey Gelegenheit hat, einmal zu trinken, nicht aber, daß man pedantische Untersuchungen darüber anstellen wolle. So gar pedandisch nicht, als sie meynen, versetzte der Doctor. Das Wort Ehrlich wird in zweyerley Verstande gebraucht: terminative, und applicative. Was Ehrlich terminative heißt, das weis auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weis, so ist er

eben

eben der Pöbel. Applicative ehrlich sind diejenigen, welche eine Sache cum grano salis ansehen. Und da alles, was in der Welt ist, dem Menschen zum Besten erschaffen ist: so ist auch die Ehrlichkeit dem Menschen zum Besten gegeben. Sie ist ein Mittel zu unserm Zwecke zu gelangen. So bald wir finden, daß sie unserm Zwecke zuwider ist: so wäre es eine Thorheit, sich ungeschickter Mittel zu bedienen; und diese Thorheit begeht niemand, als der Pöbel, der nicht verstehet, quid juris? Und das von Rechtswegen rief der abgesetzte Beamte, und suchte durch eine ernsthafte Amtsmiene seinem gesprochenen Urtheile das Gewicht zu geben. Ich war der einzige, der seine Meynung noch nicht gesagt hatte. Man verlangte sie von mir, und ich antwortete, daß diese Gesundheit nichts mehr sagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gehe dem Könige und dem Lande wohl! Ich wäre in Gesellschaften gewesen, wo diese Gesundheit von Leuten getrunken worden wäre, welche den König und das Land betrogen hätten. Das läßt sich hören, meynten sie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyrolerinn, welche meiner kritischen Gesellschaft in die Hände fiel, unterbrach unsere Wortforschung, und wir giengen aus einander.

So bald ich in mein Quartier kam, suchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, dem ich die zweyte Auflage von der gegenwärtigen Schrift dediciren werde, und der mit mir in einem Hause lebt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traff ihn eben bey der Abendmahlzeit an, da er einen Hering voll Verdruß über die verderbte Welt, doch mit ziemlichem Appetit verzehrte. Ich erzählte ihm die Ursachen meines so späten Besuchs, über den er sich zu wundern schien. Ich machte ihm eine Beschreibung von meiner Gesellschaft, und von den neuen Wahrheiten, die ein jeder von ihnen bey dem Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

„Da sehn sie es, sagte er; nun werden sie mir bald „recht geben. Sie sind nur zufälliger Weise in eine Ge„sellschaft von sechs Personen gekommen, wo nicht ein ehr„licher Mann dabey gewesen, und wo der ehrlichste ver„dient, in der Bütteley, und nicht auf diesem Saale zu es„sen. Habe ich nun wohl Unrecht, daß ich alle Gesell„schaften so sorgfältig meide? Wer noch ein redliches Herz, „und einen Tropfen patriotisches Blut in Adern hat, der „kann dergleichen Frevel ohne innerlichen Jammer nicht an„sehen. Diese ganze Gesellschaft nährt sich von den erpreß„ten Raubereyen unglückseliger Mitbürger, welche kaum „Wasser und Brodt zu der Zeit haben, da ihre Henker „beym Weine und bey den niedlichsten Speisen über die „Ehrlichkeit der unterdrückten Unschuld spotten. An den „Pranger sollte man diese Nichtswürdigen stellen; aber „nein, man verehrt sie noch, man schmeichelt ihnen, und je„der sucht seinen Antheil von ihrer gemachten Beute zu er„haschen. Man giebt ihnen Gelegenheit, ihre Bosheit „noch höher zu treiben, man erhebt sie zu Ehrenämtern, „man besoldet sie wohl für ihre Spitzbübereyen, und läßt „dagegen andere in Kummer und Elend schmachten: redliche „Männer, welche ihr Leben fürs Vaterland aufopfern, ih„ren letzten Blutstropfen für den König und die Untertha„nen mit Freuden hingeben würden; aufrichtige Patrioten „läßt man verhungern. Ich rede nicht von mir, noch von „dem Unrechte, das man mir bey meinen redlichsten Absich„ten angethan hat. Ich übersehe es mit Großmuth, und „habe gelernt, mit meinen Umständen zufrieden zu seyn. „Wie gesagt, ich rede nicht von mir, noch von meinen „übelbelohnten Verdiensten. Niemals aber kann ich gleich„gültig bleiben, wenn ich höre, daß die Unschuld darbt, „und die Verruchten sich blähen. Durchgehen sie unsere „Stadt itzo, da in der Messe Leute von allen Orten zusam„men kommen. Suchen sie mir den redlichen Patrioten, „den Mann, dessen größter Ruhm in der Ehrlichkeit be„steht, den Mann ohne Falschheit. Suchen sie ihn, aber

„über-

„übereilen ſie ſich nicht. Der geringſte Kramer, welcher „ſein ganzes Vermögen auf dem Rücken herum trägt, iſt „abgerichtet, den andern durch Freundlichkeit, durch Zu„reden, durch ungeſtümes Bitten zu betrügen; und daß „dieſer nur in Kleinigkeiten betrügt, davon hält ihn nicht „ſein Gewiſſen, nein ſein Unvermögen, ſeine Armuth hält „ihn ab. Er geht niemals vor dem Laden eines groſſen „Kaufmanns vorbey, ohne eiferſüchtig zu ſeyn, daß dieſer „oder ſeine Aeltern ein gröſſeres Vermögen zuſammenbetro„gen haben, als er iemals hoffen kann. Inzwiſchen thut „er doch in ſeinem Herzen die Gelübde, ſich und ſeinen Kin„dern zum Beſten, ſo lange zu betrügen, bis er auch ein „angeſehener Kaufmann werden kann. Kleine Schelme „entſchuldige ich noch immer eher, als Schelme von Stande; „dieſe ſchaden mehr und werden ſeltner beſtraft. Noch die„ſen Vormittag habe ich einen elenden Kerl in das Gefäng„niß führen ſehen, welcher aus Hunger, und wie ich nachdem er„fuhr, aus äuſſerſter Bedürfniß, worinnen er ſich mit ſei„ner Frau, und einigen unerzognen Kindern befindet, ſich „hatte gelüſten laſſen, einem königlichen Pachter die Bör„ſe aus der Taſche zu ziehen. Dieſer merkte den Diebſtahl, „ergriff ihn bey den Haaren, und hielt ihn ſo feſt, bis die „Stadtwache dazu kam. Der Kerl verdient ſeine Strafe, „es iſt wahr; ich kenne aber auch den Pachter, welcher der „gröſte Böſewicht im Lande iſt, und unter dem ſcheinba„ren Vorwande, das landesherrſchaftliche Intereſſe zu beob„achten, Steuern und Gaben der Verfaſſung gemäß einzu„treiben, und die Juſtiz zu befördern, eine ganze Pflege „ſeufzender Unterthanen mit ſeiner legalen, und ſchreibenden „Bande plündert. Das Geld, welches der Unglückſelige „ihm entwenden wollte, war ein Theil der erpreßten Beu„te, und wenn alle diejenigen, welche zu dieſem Raube das „Ihrige beytragen müſſen, die Freyheit gehabt hätten, die„ſen ungerechten Haushalter auch ſo, wie er ſeinem Die„be that, in gefängliche Haft zu bringen, ſo würden hun„dert Hände nicht zugereicht haben. Mit einem Worte:

„Kleine Diebe überliefert man der ſtrafenden Gerechtigkeit;
„vor Hauptdieben zieht man den Hut mit Ehrfurcht ab.
„Das iſt noch nichts; die Zeiten werden noch viel ſchlimmer
„werden. Unſere Jugend iſt ſchon ſo boshaft, als ihre
„Väter, wie weit wird ſie es nicht künftig bringen! In
„den erſten Jahren gewöhnt man die Kinder zur Verſtel-
„lung, bey zunehmenden Alter wird eine Falſchheit daraus,
„welche in den männlichen Jahren in eine berufsmäßige Be-
„trügerey ausbricht. Aber ſie ſehen es nicht beſſer in dem
„Hauſe ihrer Aeltern, wo der Vater alle diejenigen, mit
„denen er zu thun hat, die Mutter den Vater betrügt, und
„wo es bey einer ſo verderbten Zucht die Kinder ſo weit
„bringen, daß ſie im Stande ſind, Vater und Mutter zu
„betrügen! Herr Panßa, ach lieber Herr Panßa, was für
„eine Nachwelt; was für Zeiten werden daraus werden!
„O wie glücklich iſt derjenige, welcher ſie nicht erlebt! Und
„wie glücklich ſind wir beide, die wir nach dem ordentlichen
„Laufe der Natur den größten Theil unſerer Jahre in dieſer
„falſchen betrügeriſchen Welt ſchon durchgelebt haben! Wie
„blind iſt die Welt! Wie wenig verſteht ſie ihr wahres
„Glück! Wir ſuchen tauſend Abwege, dasjenige Glück zu
„erlangen, welches unſere Zufriedenheit befördern ſoll. Wir
„arbeiten uns durch eine nicht zu überſehende Menge von
„Widerwärtigkeiten durch; wir ertragen Froſt und Hitze;
„wir ſtellen uns der größten Beſchimpfung, den empfind-
„lichſten Vorwürfen unſers eignen Gewiſſens bloß, und
„warum dieſes alles? Damit nach unſerm Tode, oder
„wohl gar noch bey unſerm Leben, die Welt ſagen möge:
„Das war ein Schelm! Mit welcher Gemüthsruhe, mit
„was für Zufriedenheit würden unſere Tage vorbey flieſ-
„ſen, wenn wir um nichts beſorgt wären, als den Namen
„eines ehrlichen Mannes, eines rechtſchaffenen Patrioten zu
„erlangen! Dazu gehört die Unruhe, die Mühe, die Ge-
„fahr bey weitem nicht, welche erfodert wird, ein Betrüger
„zu heiſſen. Wir dürfen nur reden, wie wirs meynen,
„thun, was wir verſprechen, und andern diejenige Billig-

„keit

„keit wiederfahren laſſen, die ein jeder von dem andern er-
„wartet. Wir ſind überzeugt, daß wir uns nicht glücklich
„machen können, ohne die Beyhülfe unſers Mitbürgers.
„Wir ſind niederträchtig genug, ſolche mit den größten
„Schmeicheleyen zu verlangen. Wir verſprechen ihm da-
„gegen alle Dienſtfertigkeit, alle Freundſchaft von unſrer
„Seite, und haben doch die Abſicht, ihn zu betrügen. Un-
„ſer Mitbürger denkt auch ſo. Er ſchmeichelt uns, er ver-
„ſpricht uns, er ſchwört uns Freundſchaft und Redlichkeit
„zu. Wir betrügen beide einander. Keiner traut dem an-
„dern. Wir ſcheuen uns einer vor dem andern. Keiner
„erlangt ſein Glück, welches von einer beiderſeitigen Hülfe
„abhängt. Und wenn auch der eine von uns zu ſeinem groſ-
„ſen Endzwecke, zu ſeinem geſuchten Glücke gekommen zu ſeyn
„ſcheint; ſo iſt es gewiß nur derjenige, welcher den andern an
„Bosheit und Schelmerey übertroffen hat. Aber dieſes Glück
„iſt mit einer beſtändigen Angſt und Sorge verknüpft. Al-
„le Augenblicke muß er gewärtig ſeyn, daß ihn ein andrer
„darum bringt, welcher in der Kunſt zu betrügen ihn über-
„trifft. Und dieſes geſchieht allemal. Wie ruhig muß ein
„Mann ſeyn, welcher das Vermögen hat, andern redlich
„zu dienen, und ihnen mit Freuden dient! Es bittet ihn
„ein anderer redlicher Mann um ſeine Hülfe. Er hilft ihm
„durch einen aufrichtigen Rath, durch einen zu rechter Zeit
„eingelegten Vorſpruch bey den Obern, er hilft ihm mit ſei-
„nem Vermögen, und macht dadurch ihn, und ſeine gan-
„ze Familie glücklich. So viele er glücklich gemacht hat,
„ſo viele aufrichtige Freunde hat er ſich erworben. Alle ei-
„fern um die Wette, erkenntlich zu ſeyn und ſein Glück wie-
„der zu befördern. In allen Geſellſchaften rühmen ſie die-
„ſen ehrlichen Mann; wider alle ſeine Feinde vertheidigen
„ſie ihn. Sie warnen ihn, ſo bald ſie merken, daß etwas
„zu ſeinem Schaden geſchmiedet wird. Sie wagen ihr gan-
„zes Vermögen daran, ihn von dem Unglücke zu retten,
„das ihm bevorſteht. Sie freuen ſich, wenn er ihm ent-
„gangen iſt. Und wenn auch, wie es immer geht, die

„Bosheit ihn auf einige Zeit niederdrückt: so beweinen sie „sein Unglück mit redlichen Thränen, und erwarten den „Augenblick mit ängstlicher Ungeduld, welcher niemals aus„sen bleibt, die Unschuld zu retten, und die Redlichkeit zu „krönen. Sind die Vortheile so wichtig, wenn Privat„personen es ehrlich mit einander meynen, wie viel grösser „muß die Zufriedenheit bey denenjenigen seyn, welche das „Glück auf einen Posten gestellt hat, wo sie viel tausend „Menschen bloß durch ihre Redlichkeit glücklich machen kön„nen? Ein jeder, der ihm begegnet, und den er auch nicht „kennt, ist sein Freund und Beschützer, weil er durch seine „Vermittelung einen Theil des Glücks erlangt hat, welches „er einem ganzen Lande zuströmen lassen. Tausend Fa„milien liegen täglich auf den Knieen, und beten für das „Wohl eines solchen Mannes. Tausend sind untröstbar, „wenn ihn Neid und Verleumdung von dem Posten ver„drängen, den er so rühmlich bekleidet hat. Doch wie ru„hig muß ein solcher redlicher Patriot den letzten Augenblick „seines Lebens erwarten, wenn er sich so vieler großmüthi„gen Thaten bewußt ist: wenn er weis, daß ein ganzes „Land bey seinem Grabe Thränen weint, Thränen, welche „von Dankbegierde und von Liebe herrühren! Kostbare „Thränen! wenn er glauben kann, daß nicht einer unter dem „Volke ist, welcher nicht willig seyn sollte, mit seinem Le„ben das Leben des redlichen Mannes, dieses Vaters des „Vaterlandes zu erkaufen; wenn er gewiß hoffen kann, „daß noch die Enkel seiner Mitbürger durch ihn glücklich „werden müssen! Wie unendlich kostbar ist eine Minute von „dem Leben dieses wackern Mannes, gegen eine lange Rei„he nagender Jahre, in denen sich ein vornehmer Böse„wicht ängstigen muß, welcher Seufzer der Unterthanen er„preßt, das Armuth der Stadt verschwendet, und sein un„gewisses Glück auf das Unglück ganzer Familien baut! „Unter den tiefsten Verehrungen flucht ihm der Mund der „gedrückten Unschuld, und fleht den Himmel um Rache wi„der diesen Betrüger. Selbst diejenigen, welche bey sei-

„nem

„nem Ueberfluſſe = = = und trunkenen Ehrfurcht = = =
„das prächtigſte Leichengerüſte = = = und allenfalls eine ge-
„künſtelte = = = = = ſie ſehen jenes als ein Schavot an = = =
„der verfluchte Ueberreſt des Böſewichts = = = wenn ich be-
„denke, daß zweyerley Umſtände = = =„

Ich weis nicht mehr, was mein Patriot in ſeinem Eifer geſagt hat. Ich ſchlief ganz natürlicher Weiſe über ſeiner Predigt ein. Selbſt die letzten Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe. Ich habe ſie ſo gebrochen hergeſetzt, wie ich ſie hörte, und ich ſchlief ſo lange fort, bis mich der Wachsſtock an die Finger brannte. Ich erwachte darüber, und hörte, daß er immer fortredete. Er hatte vor groſſem Eifer nicht gemerkt, daß ich eingeſchlafen war. Ich war nicht im Stande mich zu ermuntern. Ich ſtund auf, und ſagte: Ja ja, auf dieſe zweyerley Umſtände kömmt es freylich an, und wünſchte ihm eine gute Nacht. Sie ſind ſchläfrig, wie ich merke, antwortete er; morgen wollen wir weiter davon reden, und ich will ihnen das Buch hinunter bringen, wovon ich itzo gedacht habe. Schlafen ſie wohl!

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Patrioten nicht allemal zufrieden, Er ſieht die Welt an, wie es die alten Betſchweſtern machen, welche über alle Sünden ſeufzen, weil man ihren abgelebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu ſündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte Buhlſchweſter, welche auch unter den Runzeln hervor liebäugelt, und nicht eiferſüchtig iſt, wenn andre ſich vergnügen. Ich finde dieſe Gelaſſenheit meiner Geſundheit ſehr zuträglich. Die meiſte Zeit bin ich mit der Welt wohl zufrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Poſtwagen mache, wo ich niemals misvergnügter bin, als wenn ich allein fahre, und wo ich mich mit einem jeden Reiſenden, der neben mir ſitzt, in Bekanntſchaft und Geſpräche einlaſſe, wenn er auch auſſerdem ſo beſchaffen iſt, daß ich zu Hauſe ſeine Geſellſchaft gewiß meiden würde.

Ich bleibe dabey, daß es nirgends ehrlicher zugeht, als in der Welt, und daß man sehr behutsam seyn muß, wenn man andern ihre Redlichkeit streitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, daß er nichts versteht? Keine Frauensperson, sie mag auch noch so frey leben, ist eine Hure, ehe sie zu Falle kömmt. Sollte es etwas so leichtes seyn, einem nachzusagen, daß er nicht redlich, daß er ein Schelm sey? Ich will beweisen, daß nur wenig Menschen diesen Titel verdienen, und daß es mehr Redliche in der Welt giebt, als man nimmermehr glauben sollte.

Den ganzen Grund meines Beweises setze ich darauf: Vor Gerichte darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht sein Verbrechen gesteht, und dessen überführt ist. Da nun, wie bekannt ist, die Richter die billigsten Leute in der Welt sind: so haben wir Ursache, diese Gerechtigkeit nachzuahmen. Jeder Mitbürger hat sich in dergleichen Fällen als einen Richter, und seinen verdächtigen Nächsten als einen Delinquenten anzusehen, welcher eher nicht verdammt werden darf, bis er seiner Unredlichkeit überführt ist; noch mehr, bis sein eignes Geständniß da ist, daß er ein Schelm sey. Dieses ist der Grund, worauf ich den ganzen Bau meines Beweises setze, und mich dünkt, er ist fest genug.

Es giebt nur wenig Elende, welche ihre Betrügereyen vor Gerichte gestehen, und weil sie so thöricht sind, so werden sie andern zum Exempel bestraft. Wie viele Männer werden künftig, vielleicht wider ihr eignes Vermuthen, als redliche Männer gelten, da ich nicht zulasse, daß jemand ein Schelm sey, der es nicht selbst gesteht; und ich wollte fast wetten, daß nicht ein einziger unter ihnen so treuherzig seyn werde, dieses zu gestehen.

Wenn meine Leser von dieser grossen Wahrheit überzeugt sind, wie ich hoffe, daß sie es durch einen so klaren Beweis nunmehr seyn werden: so können sie sich sicher in die grosse Welt wagen, ohne zu befürchten, daß ihnen ein Schelm begegnen werde. Ich verspreche mir eine ansehnliche

liche Belohnung für dieſe Entdeckung, da ich mich einer unzähligen Menge Männer annehme, deren Redlichkeit bisher ziemlich verdächtig geweſen iſt. Sie dürfen ſich nur hüten zu geſtehen, daß ſie Betrüger ſind, ſo wird es ihnen nichts ſchaden, wenn ſie auch ihrer Betrügereyen ſonnenklar überführt wären.

Ich bin ſchon ſo glücklich geweſen, durch dieſe heilſame Erfindung mir einen Vornehmen von Adel zum Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im Begriffe war, zu geſtehen, daß er ein Betrüger ſey, weil es ihm alle Welt unter die Augen ſagte. Er hatte ſeiner Gemalinn ein anſehnliches Vermögen mit Spielen und lüderlicher Geſellſchafft verſchwendet, und ſich dennoch immerzu des Namens eines redlichen Gemahls und zärtlichen Vaters angemaßt, ob es ſich gleich zuletzt zeigte, daß er keines von beiden ſo gar ſorgfältig geweſen war. Er hatte Gelder aufgenommen, und bey Cavalierparole verſprochen, ſie wieder zu bezahlen. Seine ſchriftlichen Verſicherungen und Wechſel ſchloß er allezeit mit den Worten: Leiſte gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder ſeine Cavalierparole, noch die eidliche Verſicherung vermögend geweſen, ihn zu bewegen, daß er ſeine einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs brach aus. Kein einziger, ausgenommen der Richter, erhielten dabey, was ſie zu fodern hatten. War etwas natürlicher, als daß alle Welt ſagte, daß dieſer Cavalier ein unredlicher Gemahl, ein grauſamer Vater, ein zu verabſcheuender Betrüger ſey? Im ganzen Lande gab man ihm dieſen Titel. Ich habe ihn gerettet! Ich warnte ihn, nicht das geringſte einzugeſtehen! Einen Theil der Wechſel ſchwur er großmüthig ab, und für die übrigen Schulden waren Unglücksfälle genug da, auf welche er ſich berufen konnte. Die Welt hat es mir, vornehmlich aber der Geſchicklichkeit ſeines Advocaten, zu danken, daß ſie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr hat. Und wenn, wie die Rechte ſagen, derjenige der Ehrlichſte iſt, welcher ſeine Ehrlichkeit unter den Händen des Scharfrich-

ters, und bey der Tortur behauptet hat: so ist niemand ehrlicher, als mein Cavalier, wider den schon fünf Volumina Acten zeugten, daß er ein Betrüger sey, und welcher doch nunmehr, Troß allen Gesetzen, in Sicherheit ist, daß niemand, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, es wagen darf, ihn also zu nennen. Kurz, er gestund es nicht, und darum blieb er der ehrliche Mann, der er vorher gewesen war. Es besteht diese Ehrlichkeit nicht etwan nur in einer blossen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel ist davon überführt. Er behauptet nach, wie vor, einen ganz ansehnlichen Charakter, den er sonst führte. Er heißt noch immer Ihro Gnaden. Selbst diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, sind genöthigt, zu bekennen, daß sie unterthänige Diener von ihm sind; sie empfehlen sich seiner hohen Protection Demuthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für sein kostbares Leben. Man sieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Gesellschaft kömmt, und räumt ihm eine Stelle ein, welcher sich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch so ehrlich wäre, niemals anmassen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er sonst gewesen ist. Die gnädigen Fräulein lächeln, wenn er ihnen die Hände küßt. Der Landadel erkundigt sich, ob etwas zu seinem gnädigen Befehle sey. Er borgt wieder, er verpfändet seine Cavalierparole vom neuen; mit einem Worte, er ist der ehrlichste Mann von der Welt; er, welcher schon ein rechtskräftiger Betrüger war! Und woher alles dieses? Er gestand seine Betrügereyen nicht, und blieb ehrlich!

Die Klagen der Milzsüchtigen sind allgemein, daß unter Freunden weder Treu und Glauben, noch Redlichkeit mehr sey. Diese Klagen sind ungerecht. Wenigstens werden sie künftig überflüßig seyn. Denn durch meine liebreiche Vermittelung wird es nunmehr so weit kommen, daß man nicht mehr wissen wird, wo man mit allen Freunden hin soll. Ich verlange, niemanden für einen falschen Freund

zu

zu halten, der es nicht zugesteht, daß er es ist. Es ist billig, was ich verlange, und nur mir hat man es zu danken, daß künftig alles von Freunden wimmeln wird. Glückselige Zeiten, welche unsere Vorfahren nicht erlebten, und um welche uns jener kleinmüthige Weise sehr beneiden würde, welcher sich nicht einmal getraute, ein kleines Häuschen voll Freunde zusammen zu bringen! So weit wird es kommen, daß man sich nicht sicher auf die Gasse wagen darf, ohne zu besorgen, daß man unter den zärtlichen Umarmungen redlicher Freunde ersticke.

An keinen Ort gehe ich lieber hin, als in Auerbachs Hof zu Leipzig. Das ist in der Messe der rechte Sitz von Freundschaft! Wie küßt man, wie umarmt man einander! Sonst glaubte man vielleicht, es wären Verstellungen, falsche Complimente, kaltsinnige Freundschaftsbezeugungen, wohl gar gefährliche Schmeicheleyen: wie gesagt, sonst glaubte man vielleicht dieses. Aber von der nächsten Messe an, wird man ganz andere Meynungen hegen, da ich die Welt so überzeugend belehrt habe, daß keiner ein falscher Freund heissen könne, der es nicht selbst gestehe.

Ueberhaupt habe ich angemerkt, daß der Mensch unter allen Thieren am artigsten zu leben weis. Wir freuen uns, wenn wir einander gesund sehen, wenn wir erfahren, daß es uns wohl geht. Wie viel Wünsche verschwenden wir bey dem Wechsel des Jahrs, bey feyerlichen Tagen, und sonst! Ein Fremder, der zum erstenmale zu uns kömmt, sollte schwören, daß das ganze Land mit unterthänigen, mit gehorsamen, mit ergebensten Dienern bevölkert, und nicht einer darunter wäre, welcher dem andern etwas zu befehlen hätte. Es ist wahr, man hat uns Schuld gegeben, daß dieses alles nichtsbedeutende Worte wären; daß derjenige den meisten Hochmuth besässe, der am unterthänigsten grüßte, und daß die im Herzen uns gemeiniglich verfluchten, welche uns mit dem Munde das meiste Gute wünschten. Diese Beschuldigungen sind ungerecht, und ich hoffe, sie werden wegfallen, so bald mein Grundsatz wird bekannt und allgemein

werden.

werden. Es ist ohnedem unverantwortlich, von der Freundschaftsbezeugung und den Complimenten so leichtsinnig zu urtheilen, als viele bisher gethan haben. Der Mensch, wenigstens der Mensch, der, nach unsrer Art zu reden, zu leben weis, hat ausser den Complimenten, so gar wenig Vorzüge vor den übrigen Thieren. Will man ihm auch diese Vorzüge rauben, wie unglücklich wird er seyn! Und will man ihm gar zur Last legen, daß er diese Vorzüge nur gebrauche, andere zu betrügen, und unglücklich zu machen, wie tief setzen wir alsdann den Menschen unter das Vieh herab! Hätte ich wohl etwas rühmlichers thun können, als daß ich die Ehre des größten Theils des menschlichen Geschlechts auf eine so überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigstenmale unter die Menschen gerechnet werden, welche zu leben wissen: so muß ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie sind mir eben die Verbindlichkeit schuldig, welche ich von den übrigen Theilen vernünftiger Creaturen erwarte. Man hat die meisten von ihnen in dem Verdachte gehabt, daß sie in ihrer Art so wenig redlich sind, als andere. Künftig darf man ihnen diesen Ruhm nicht streitig machen, und das haben sie mir zu danken. Nunmehr können sie von ihrer grossen Belesenheit, von ihrer Unpartheylichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beste, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem sie durch ihre Schriften ein ganzes Land beseligen. Man ist schuldig, es ihnen zu glauben. Keiner wird mehr ein Pedant seyn, der es nicht selbst von sich sagt; keiner wird sich des Vorwurfs einer dummen Unwissenheit wider seinen ausdrücklichen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugnisse ihrer wichtigen Verdienste, ihrer gründlichen Wissenschaften und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Großsprechereyen gehalten hat; und alle Zueignungsschriften werden unpartheyische Denkmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten seyn, welche zeither niemand lesen mögen, weil man in dem Vorurtheile

urtheile ſtund, daß es niederträchtige und eigennützige Schmeicheleyen wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein jeder ſich des gemeinen Weſens ſo ſorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewieſen habe, daß keines Menſchen Ehrlichkeit uns eher verdächtig ſeyn darf, bis er uns das Gegentheil ſelbſt zugeſteht!

Der geneigte Leſer wird mir großgünſtig erlauben, daß ich mich hier ein wenig erhohle. Dieſer Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger iſt mir ſehr ſchwer geworden. Es war ein verzweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonſtrit. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Beſten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich dieſe groſſe Wahrheit ausgeführt, und feſt geſtellet habe, daß niemand ein Schelm iſt, als wer es ſelbſt von ſich geſteht: ſo wird es meinen Leſern nicht mehr paradox vorkommen, wenn ich behaupte, daß ehrlich am längſten währt. Dieſes giebt uns den Schlüſſel zu tauſend Begebenheiten, bey welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zaubernden Rache beſchuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetiſches Verzeichniß der berühmteſten Männer unſerer Zeit einrücken, von denen, auſſer ihnen, alle Welt verſichert, daß ſie die größten Schelme und Betrüger ſind, und die doch in ſo vergnügten und glücklichen Umſtänden leben, daß ſie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, niemand ins Geſicht ſagen darf. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da ſie es niemals zugeſtehen, daß ſie Betrüger ſind, ſo zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie haben ſich einer des andern nicht zu ſchämen, weil gewiß einer ſo ehrlich iſt, wie der andre, und ich habe gegen ihre Glücksumſtände ſo viele Hochachtung, daß ich mir nichts vortheilhafter wünſchen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundſchaft. Ich werde mich der Kürze,

ſo

ſo viel möglich iſt, und ſo viel es ohne Abbruch der Wahrheit geſchehen kann, befleißigen.

Ihro Hochwürdige Gnaden . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

„So geht es, wenn man uns Autoren nicht die gehöri„ge Freyheit läßt, die für die ſchönen Wiſſenſchaften doch „ſo unentbehrlich iſt. Ich bin mit der Einrichtung gar „nicht zufrieden, daß man erſt alle Bücher muß cenſiren „laſſen. Ich bin im Namen meines Verlegers ganz un„tröſtbar, daß mir hier eine der ſchönſten und wichtigſten „Stellen weggeſtrichen worden iſt. Ich hatte das alphabe„tiſche Verzeichniß nach den drey Hauptſtänden eingetheilt. „Jeder Stand nahm etliche Bogen ein, und ich verſprach „alle Jahre noch eine kleine Nachleſe von den jungen Be„trügern, welche uns jährlich zuwachſen. Es hätte dieſes „auch alle Meſſen etliche Bogen betragen können, und mein „unglückſeliger Verleger hatte ſchon einen vortheilhaften „Ueberſchlag gemacht, wie hoch es ihm kommen würde, „wenn er in zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des „Theatri Europæi zuſammen drucken lieſſe. Aber leider! die „ganze Rechnung war vergebens. Aller triftigen Vorſtel„lungen ungeachtet war es nicht möglich, es durch die Cen„ſur zu bringen. Ich meines Orts verliere am wenigſten „dabey. Mein Entſchluß iſt ſchon gefaßt. Künftige Meſſe „will ich dieſes Verzeichniß als ein beſonderes Werk zu Ba„ſel in groß Octav drucken laſſen. Auf jedes Exemplar „werden zwey und vierzig Kreuzer pränumerirt. Für jede „Nachleſe, welche ordentlich kommen ſoll, werden „zwölf Kreuzer gezahlt. Wer zehn angeſehene und glückli„che Betrüger mit ihrem umſtändlichen Charakter einſendet, „erhält ein Exemplar auf Schreibepapier umſonſt. Geht „das Werk gut ab, wie ich gewiß hoffe, ſo verſpricht der „daſige Verleger bey der neuen Auflage die vornehmſten Be„trüger in Kupfer ſtechen zu laſſen. Es wird mir ein Ge-

„fallen

„fallen geſchehen, wenn man mir von Zeit zu Zeit Nach-
„richt giebt, was der eine oder der andere für ein Ende ge-
„nommen hat. Es kann geſchehen, daß viele davon auf
„dem Rabenſteine ſterben, oder ſich ſelbſt erhängen; und
„es ſoll mir ſehr lieb ſeyn, weil ich dadurch Gelegenheit er-
„halte, dieſes Werk luſtig, und zugleich erbaulich zu ma-
„chen, da ich mir Mühe geben werde, von einem jeden der-
„ſelben die Umſtände ſeines Todes und ſeiner Aufführung
„dabey, ſo genau als möglich iſt, zu beſchreiben. „

Bey dieſer Gelegenheit muß ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deßwillen noch zu vergeben iſt, weil ich ſie ſo aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hatte, daß keiner ein Schelm ſey, der es nicht ſelbſt bekenne, und daß alle Leute ehrlich wären, welche es von ſich ſelbſt ſagten: ſo war ich mit der ganzen Welt misvergnügt. Beſtändig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meiſtern. Es kam mir vor, als gienge man mit vereinten Kräften darauf um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es gieng mir, wie es abergläubiſchen und furchtſamen Leuten geht, welche immer Geſpenſter ſehen, wo keine ſind. Ich glaubte, man ſey in dieſem Unternehmen ſchon ſehr weit gekommen, und es ſey hohe Zeit, ſich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht im Kurzen ganz vergebens ſeyn ſollte. In dieſem unbedachten Eifer ſetzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koſte auch was es wolle. Ich glaubte ſehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, beſonders drey Sachen zu vertheidigen, deren, wie ich glaubte, ſich kein Menſch mehr annähme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worinnen ich meinen verirrten Mitbürgern ſehr patriotiſch zu Gemüthe führte, wie unrecht ſie thäten, daß ſie das ſechſte Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz und gar vertilgen, und den Sonntag abſchaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich ſo viel zuſammen geſchrieben, daß es ein ziemliches Octavbänd-

chen

chen hätte werden können, wenn es gedruckt worden wäre. So weit kann sich ein Mensch vergehen, der die Welt nicht kennt; und so vieles Unrecht kann man seinem Nächsten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeusserlichen beurtheilt! Zu meinem gröſsten Glücke fand ich keinen Verleger. Sie entschuldigten sich alle, das Werkchen würde nicht gehen; es würden sich keine Käufer finden; man würde es für eine Schrift wider den Staat ansehen, und es sey gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen. Ich würde viele von den Grossen beleidigen, wenn ich mich des sechsten Gebotes so öffentlich annähme. Ich würde die Armee wider mich aufbringen, und unsere studirende Jugend würde noch sehr glimpflich urtheilen, wenn sie mich für einen traurigen Pedanten hielte. Selbst viele von denen, welche das sechste Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müßten, würden mirs in ihrem Herzen wenig Dank wissen. Wider die Abstellung des Sonntags zu eifern, sey gar vergebens. Der Sonntag bleibe wohl ohne meine Predigt, und es sey noch niemand darauf gefallen, ihn abzuschaffen, so wenig als den Montag, und noch viel weniger. Es liege den Leuten an Beybehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werde krank werden, wenn kein Sonntag mehr wäre, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unser Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil sie an diesem Tage am besten sich putzen, am bequemsten mit einander plaudern, und den Anzug einer ganzen Gemeine, welche sie sonst nur stückweise richteten, beurtheilen und am sanftesten schlafen könnten. Ein grosser Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im Verborgenen müßig gehen müßte, hätte an diesem Tage die christliche Gewissensfreyheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieses der einzige wesentliche Umstand ihrer Religion wäre, durch welchen sie sich von den blinden Heiden unterschieden, daß sie

an

an dieſem Tage müßig giengen. Sollte meine Abſicht etwan dieſe ſeyn, den Leuten die Feyer des Sonntags nach dem Exempel unſrer ungeſitteten Vorfahren anzupreiſen: ſo möchte ich es nur ſelbſt verlegen, oder es dem Waiſenhauſe in Halle geben; denn bey uns würde ſich ſo gar der Seßer ein Gewiſſen daraus machen, dergleichen oft aufgewärmtes Gewäſche zu drucken. Was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte, das verſtünden ſie gar nicht, und lieſſen ſich auch nicht darauf ein, weil ſie ſich nicht getrauten, ſo viel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das waren ohngefähr die Antworten, welche mir faſt in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem koſtbaren Werke hauſiren gieng. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit; aber auch umſonſt, welches faſt unglaublich iſt, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch ſo billig, und bot mir zur Vergeltung Scrivers Seelenſchaß an, wofern ich den Vorſchuß auf meine Gefahr thun, zwey hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweyte Auflage nichts verlangen, und für alle Verantwortung ſtehen wollte.

So empfindlich mir damals dieſe abſchläglichen Antworten fielen: ſo ſehr erfreue ich mich itzo darüber. Ich habe die Welt ſeit dem viel beſſer kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängſtigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne itzo vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, andern zum Exempel, welche eben ſo thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des ſechſten Gebots habe ich mit eignen Händen in den Camin geworfen, und ſie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduction von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlichkeit habe ich zu meiner eignen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten daran ſpiegeln, und nicht wieder in die Verſuchung fallen möge, etwas ſo kindiſches zu ſchreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung anſehen, und mir eben

die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendsünden auf eine anmuthige und lesenswürdige Art bekenne. Ich will bey dieser Gelegenheit etliche Stelle davon hier einrücken, und ich versichere meine Leser, daß ich über dieses voreilige Beginnen mehr Thränen vergossen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erstaunende Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, itzo bin ich ganz anders gesinnt; itzo weis ich, daß diese Welt die beste ist; itzo weis ich, daß niemand verdient, ein Schelm genannt zu werden, welcher es nicht selbst bekennt.

Nach diesem abgelegten Glaubensbekenntnisse will ich einige Stellen davon hier einrücken:

. . . . . und dieses wären also die wichtigsten Ursachen, warum ich der Meynung bin, daß man das sechste Gebot als ein Cäremonialgesetz ansehen, und es noch einige Zeit, bis sich die äusserlichen Umstände ändern, beybehalten möge.

Es wird freylich mehr Beredsamkeit erfodern, zu beweisen, daß die Ehrlichkeit unentbehrlich sey, und daß ihre Beybehaltung in unser ganzes Leben und in unsre oekonomische Glückseligkeit einen so merklichen Einfluß habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben, und ich schmeichle mir gewiß, da ein jeder nur auf seinen Nutzen sieht, so werde auch ein jedweder seines eignen Nutzens wegen meinen heilsamen Lehren und Vermahnungen Beyfall geben. Es betrifft hier nicht, wie bey den ersten Puncten, die Seligkeit eines Menschen. So viel bescheide ich mich wohl, daß ich von etwas wichtigerm handeln muß, wenn ich den Beyfall meiner Leser gewinnen will, und daß man mit jenem nur Kinder, und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas wichtigerm; ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befestigung ihres Glücks, mit einem Worte, von allem dem, was uns in der Welt am nö-

nöthigſten, und vor allen Dingen, am liebſten iſt; von dem rede ich. Wem dieſes am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorſtellungen, durch meine wohlgemeynten Bemühungen, ſoll er groß, ſoll er angeſehen, ſoll er glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nur haben, daß er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache anſehen, daß er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten ſoll. Vielleicht ſcheint dieſes Anſinnen noch vielen etwas zu hart, ich will mich näher erklären.

. . . . . .

Ich würde ihrer menſchlichen Schwachheit zu viel zumuthen, wenn ich verlangen wollte, daß ſie wirklich ehrlich ſeyn ſollten. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen ſelbſt nachzuahmen. Ich ſage ſchon ſehr viel, daß ich dieſes einräume, und ich meyne nur die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch ſo viel Cärimonien machte. Itzo iſt es freylich ſo weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Religion ſpottet, und niemand zu leben weis, welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht. . . . . .

In allen Ständen, in allen Geſellſchaften, wo ich hinſehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch ſehr billig ſeyn wollen, wenn ſie dieſelbe noch denjenigen zulaſſen, welche ihr Stand, oder ihr Alter nöthigen, ſich an die alten Moden zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. . . . . .

Hierinnen geht man zu weit! Man ſchadet ſich ſelbſt! Da ich ſo billig bin, und unmögliche Sachen von ihnen nicht verlange; da ich ihnen nicht zumuthe, ehrlich zu werden, ſondern nur haben will, daß ſie ehrlich ſcheinen mögen: ſo kann ich dieſes als ein Recht von ihnen verlangen. Nicht

meinetwegen verlange ich dieſes. Nein, ihres eigenen Nutzens wegen wünſche ich es. Man verſpotte die Ehrlichkeit nur nicht öffentlich; nur öffentlich ſchäme man ſich nicht des Namens eines ehrlichen Mannes! Dieſes verlange ich. Mehr nicht! Man mache es mit der Ehrlichkeit, wie es ein wohlgezogner Jüngling mit einem ehrwürdigen Alten macht, wenn er ihm begegnet. Er grüßt ihn, ohne ſich viel um ihn zu bekümmern. Aber er grüßt ihn, um nicht ungeſittet zu ſcheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit iſt alt genug, ſie iſt ehrwürdig genug, daß wir ihr einige äuſſerliche Höflichkeiten erzeigen. Freylich iſt ſie zu alt, und zu mürriſch, als daß wir ihren täglichen Umgang, und eine nähere Bekanntſchaft mit ihr wünſchen ſollten. Das iſt meine Abſicht gar nicht. Ein jeder iſt ſich ſelbſt ſo viel ſchuldig, daß er den äuſſerlichen Wohlſtand in Acht nehme, daß er auf dieſem Theater die Maske eines ehrlichen Mannes vor das Geſicht halte, daß er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit ſpotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig iſt, oder das uns zu ſchwer fallen ſollte? Uns, die wir von Natur zur Verſtellung ſo ſehr geneigt ſind? Da ich, wie ich hoffe, meinen Leſern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das iſt, was ich von ihnen bitte: ſo will ich auch mit wenigem zeigen, wie groß der Vortheil iſt, den ſie zu erwarten haben, wenn ſie meinem Rathe folgen. = = =

= = = = = = = = = = = = = = = = = =

Allen Ständen, Leuten, die es am wenigſten glauben, Leuten, die von Betrügerey leben, dieſen iſt die Ehrlichkeit, oder welches einerley iſt, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichſten = = = = = = = = = = = = =

= = = = = = = = = = = = = = = = = =

Ich will mit meinen Beweiſen bey den Richtern und Advocaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich ſind, und es giebt deren noch verſchiedne unter ihnen. Da dieſe die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben, und lieber bey einem redlichen Gewiſſen verhungern, als bey einem

nem angenommenen Scheine der Ehrlichkeit groß und reich werden wollen: so haben sie meiner Ermahnungen nicht nöthig. Ich rede nur von dem grossen Haufen = = =

de, die traurige Urſache iſt, daß ein nur einigermaſſen vorſichtiger Client ſich ſcheuet, den Weg Rechtens zu ergreifen, und ſich lieber mit Schaden vergleichen, als mit ſeinem völligen Untergange den Proceß gewinnen will. Dieſe Weisheit, ich will es nur geſtehen, habe ich nicht von mir ſelbſt. Sie gründet ſich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welcher weit ehrlicher ausſieht, als er iſt, und er befindet ſich ungemein wohl dabey. = = = = = = Die Richter, denn die Richter ſind auch Menſchen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen ſeyn, und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu ſprechen, an ſtatt daß ſie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit ablegen müſſen, von welcher viele von ihnen auſſerdem ſo gar abgeſagte Feinde nicht ſind. Sie ſind ſchon etwas behutſamer. Bey einer gerechtigkeit liebenden Miene ſind ſie immer im Stande, alles, was ſie ſagen, von Rechtswegen zu ſagen, und ſie ſind in der Kunſt ſich zu verſtellen, ſo geſetzt, daß ſie auch in dreyſig Jahren noch, denn ſo lange währt gemeiniglich der geringſte Proceß, eben die ehrliche Miene beybehalten, welche ſie gleich anfangs machten, als der Krieg Rechtens befeſtigt ward. Ich finde um deßwillen bey den Richtern wenig zu erinnern, und es ſind nur einige, welche ſich ſo unvorſichtig bezeigen, daß man es ihnen gleich an dem Maule anſehen kann, daß ſie mit den Advocaten einſtimmig geworden ſind, ſich in die Beute zu theilen. Dieſe wenigen werden ſich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel anderer erbauen, und vorſichtiger werden, damit ſie, obſchon nicht ehrlich, doch reich werden mögen. = = = =

Auf der Börſe, (man wird mich vielleicht auslachen, daß ich ſo etwas behaupte, aber es ſey drum!) auf der Börſe, ſage ich, iſt die Ehrlichkeit beynahe unentbehrlicher, als irgendswo. = = = = = = = = = = Was ich hier ſage, iſt freylich kein allgemeiner Satz. = = = = = = = = = =

Man darf nur eine Stunde lang in einer solchen Gesellschaft seyn, so wird man von dem, was ich behaupte, überzeugt werden. Mir ist es so gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo verschiedne zusammen kamen, von denen man mich versicherte, daß sie angesehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Miene und einem so zerstreueten Gesichte in das Zimmer, daß ich mir, ehe ich wußte, wer sie wären, nichts gutes zu ihnen versahe. Ich nahm meine Börse in Acht, und verbarg meine Uhr, weil ich sie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Absicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein machte sie offenherzig. Der eine erzählte, wie viel er bey einem unmündigen Verschwender gewonnen habe, dem er auf die Versicherung, daß sein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein ansehnliches Capital zu seinem nothdürftigen Plaisir, wie er es nennte, theils im baaren Gelde, theils an verschiednen Waaren, und theils an altem doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeschossen habe. Ein andrer zog eine Bilance vor, nach welcher er dreyßig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Messe Bankrutt machte, wobey er versicherte, daß keiner von den Anwesenden, noch von ihren Correspondenten, sondern nur einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu geniessen wüßten, drey bis vier Geistliche, und etliche benachbarte von Adel Einbusse haben sollten. Noch ein andrer erzählte den Profit, den er mit Cassenscheinen gemacht, welche er einigen abgedrungen, die Wechselzahlung gehabt hätten. Weil sich dieser unter die Gelehrten rechnet, und in der That noch etwas mehr versteht, als ein Frachtzeddel zu schreiben: so las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwiesen, und mit Exempeln bestätigt hatte, daß man so viel Procent nehmen dürfe, als man bekommen könne. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man sich bedienen kann, wenn man ohne

Beunruhigung ſeines Gewiſſens, einen Wechſel abſchwören wolle. Den Schluß machte ein weitläuftiges Verzeichniß aller möglichen Unglücksfälle, die ein jeder zu ſeinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankerutt, ſich und ſeiner Frau zum Beſten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geſchickte Herr Verfaſſer wird es ſelbſt verlegen, und er hat ausgerechnet, daß er wenigſtens dreytauſend vierhundert und ſechs und funfzig Exemplare vertreiben wolle, wenn ſich ein jeder von ſeinen Freunden, welcher ſich eines oder des andern dieſer glücklichen Handgriffe mit gutem Vortheil bedient, ein Exemplar davon an ſich zu kaufen, entſchlieſſen ſollte. Ich weis nicht, wie es kam, daß er mich für einen holländiſche Juden anſahe. Meine Miene, welche freylich die vortheilhafteſte eben nicht iſt, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländiſcher Jude ſey, bat er mich, ſo viel Exemplare, als ich könnte; unter meine Freunde zu vertheilen. Er verſprach mir drey Groſchen vom Gulden Rabatt, und verſicherte mich, daß ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe fünfhundert Gulden dadurch verdienen könnte. Zu meiner Aufmunterung geſtund er mir im Vertrauen, daß er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Praktiſche Anweiſung, wie die Handelsbücher geſchickt zu verfälſchen wären, und worinnen der wahre Nutzen gezeigt würde, den eine Handlung habe, wenn zweyerley Handelsbücher geführet würden. Er machte mir die Schmeicheley, daß er gewiß glaubte, ich würde ſehr geſchickt ſeyn, ihm bey Verfertigung dieſes Buchs beyzuſtehen, und bat mich ſehr verbindlich darum. Ich ſahe mich genöthigt, ihm zu bekennen, daß ich kein Kaufmann, am wenigſten ein holländiſcher Jude, wäre. Er, und die ganze Geſellſchaft erſchraken darüber, und ich merkte, daß ihre unvorſichtige Offenherzigkeit ſie gereute. Sie drehten ihr Geſpräche, ſo viel als möglich war, ab, und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallnen Münzſorten,

von

von den schweren Impoſten, und von den verderbten Zeiten. . . . . .

Damit ich zeige, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin, ſo muß ich hier öffentlich bekennen, daß nur wenige ſind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine ſo ausnehmende Art bloß geben. Die meiſten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was iene mit dem Munde bey einer trunkenen Vertraulichkeit geſtunden. Welche von beiden die ehrlichſten ſind, kann ich nicht wohl entſcheiden.

Anderweitige Fortſetzung.

Alte Liebe roſtet nicht.

Wer nicht die eigentliche Bedeutung einer jeden Sylbe von dieſem Sprüchworte genau beſtimmt, dem wird es eben ſo gehen, wie es mir eine lange Zeit gegangen iſt. Er wird ſich wundern, daß man hat einen Saß zum Sprüchworte machen können, dem die Erfahrung alle Tage widerſpricht. Sind wohl unter zehen Ehen fünfe, wo die alte Liebe nicht geroſtet iſt? Und auch unter dieſen fünfen ſind wenigſtens drey, wo die Liebe noch nicht gar zu alt iſt.

Dieſe anſcheinenden Widerſprüche werden wegfallen, wenn man dieſe Wahrheiten annimmt, daß eine Liebe von vier Wochen ſchon eine alte Liebe, und im Eheſtande ein Jahr ſchon eine Ewigkeit iſt. Seße ich dieſes zum voraus, ſo wird man, wie ich hoffe, noch hin und wieder Exempel finden, wo eine alte Liebe von vier Wochen, und eine ewige Liebe von einem Jahre noch nicht geroſtet ſind. Freylich darf man die Sache nicht höher treiben; aber das iſt auch die Abſicht unſers Sprüchworts nicht.

Man wird ſolches noch allgemeiner machen können, wenn man es nicht von der Liebe verheiratheter Perſonen verſteht.

verſteht. In der That glaube ich auch, daß es wider die wahre Bedeutung des Wortes, und wider den Sprachgebrauch iſt, wenn man die Liebe auf dieſe Art verſtehen will. Für den Eheſtand gehört Pflicht, und für unverheirathete Perſonen Liebe.

Es wäre eine groſſe Uebereilung von meinen Leſern, wenn ſie glaubten, daß ich dieſe Einſchränkung bloß aus einem misvergnügten Andenken wagte, welches bey mir von einer übelgewählten, und unglücklichen Ehe herkomme. Es iſt vorbey, und ich habe meiner Frau alle Beleidigungen vergeben, da ſie ſo billig geweſen, und geſtorben iſt. Ich habe nicht nöthig, mich weiter zu entſchuldigen. Der allgemeine Gebrauch unſrer Sprache iſt für mich die beſte Entſchuldigung. Ich will nur noch ein paar Exempel anführen.

Vor Liebe ſterben: Von wem ſagt man das, als von jungen Perſonen, die ſich noch nicht verheirathet haben? Ein verliebtes Paar: Sind das Mann und Frau? Eine ewige Liebe zuſchwören: Thut man das nicht vor der Verbindung? Die Liebe iſt blind; gewiß nicht in der Ehe, denn alsdenn ſieht eines des andern Fehler nur gar zu genau. Er ſchmachtet vor Liebe. Wer? der Mann? Ja wohl der Mann; aber vor Liebe zum Kammermädchen. Das laß ich gelten! Und die gnädige Frau? die iſt raſend verliebt = = = = = in den Heyducken. Tauſend Redensarten wollte ich anführen, wo das Wort Liebe nur von unverheiratheten, niemals von verehlichten Perſonen, oder in dieſem Falle nur poetiſch und metaphoriſch gebraucht wird. Wenn man dieſes einräumt, ſo iſt unſer Sprüchwort gerettet, und es bleibt allemal wahr, daß alte Liebe gegen Perſonen, die ſich nicht verheirathet haben, niemals roſtet.

Aber auch bey verehlichten Perſonen findet es ſeinen Platz, wenn die Liebe von andern Sachen, als von der Frau oder dem Manne verſtanden wird. Mein reicher Nachbar, ein Mann, der niemals denkt, als wenn er Geld zählt, hat ſeine Frau nur aus Liebe zu ihrem Vermögen

mögen geheirathet. Dieſe Liebe dauert nunmehr ins vierzigſte Jahr, und roſtet nicht, ſo alt ſie auch iſt. Er liebäugelt gegen das Geld ſeiner Frau noch eben ſo zärtlich, als er es im erſten Jahre that. Seine Frau iſt vergeſſen; ſchon vor neun und dreyßig Jahren vergeſſen. Er würde ſich gar nicht mehr darauf beſinnen, daß ſie ſeine Frau wäre, wofern ſie ihn nicht alle Tage durch ihr eigenſinniges Zanken daran erinnerte.

Macht es Climene beſſer? Sie liebt. Ihren Mann? Nichts weniger. Sie liebt die Pracht, welche ſie, in Anſehung des Ranges, führen darf, den ihr Mann bekleidet. Sie heirathete; nicht ihn, denn ſie hatte bey aller Eitelkeit doch zu viel Geſchmack, einen Mann zu heirathen, den die vornehmen Ausſchweifungen ſeiner Jugend ekelhaft gemacht hatten. Sie heirathete ſeinen Wagen mit ſechs Pferden, und ſechs Bedienten. Dieſe Pracht liebt ſie noch itzt ſo ſehr, als in der erſten Woche ihrer Vermählung. Ihr Mann, das hochgebohrne Vieh, folgt den gewohnten Ausſchweifungen nach, und iſt viel zu galant, als daß er ſeine Frau ein einziges mal daran erinnern ſollte, daß er ihr Mann ſey. Climene haßt ihren Mann, und liebt ſeine Equipage. Eine Liebe, die gewiß nicht eher roſten wird, als bis man ihren ſtolzen Reſt auf einem prächtigen Trauerwagen zur Ruhe bringen wird!

In dieſem Verſtande will ich wohl glauben, daß alte Liebe auch bey verheiratheten Perſonen nicht roſten wird.

Wider den Roſt der Liebe zwiſchen verehlichten Perſonen iſt ein abwechſelnder Zank ein bewährtes Mittel. Durch eine beſtändige Ausſöhnung wird die Liebe immer neu. Eheleute, die ſich die Fehler nicht ſagen, welche ſie an einander wahrnehmen, nähren, bey dieſer verſtellten Zurückhaltung, beſtändig einen Groll, welcher die Liebe nicht aufkommen läßt. Aber ein werthes Paar, das ſich aus voller Lunge zankt, und ſich die Fehler ohne Verſchonung vorwirft; das iſt immer geneigt, ſich bald zu verſöhnen. Nun iſt ihnen das Herz leicht. Sie haben beide ihre Fehler

erfahren; ſie ſind vom Zanken ermüdet, ſie ſchweigen beide ſtille. Der Mann, welcher mit zornigen Schritten in dem Zimmer auf und ab gieng, ſieht ſeine ſchöne Hälfte in einem Winkel bittre Thränen vergieſſen. Es iſt zwar das Haupt, und hat ein Recht zur Herrſchaft, welches ihm Schrift und Geſetze geben; aber ein paar weibliche Thränen ſchwemmen dieſes ganze prächtige Gebäude der Herrſchaft vom Grunde weg. Er bleibt vor ihr ſtehen; mein Kind, ſagt er: aber ſie bleibt ſtumm, und nunmehr verdoppeln ſich ihre Thränen, da ſie die Reue ihres Mannes merkt. Er naht ſich ihr, und nimmt ihre beleidigte Hand, die ſich trotzig zurücke zieht. = = = = Aber mein Engel! und er bemächtigt ſich mit einer zärtlichen Gewalt dieſer rebelliſchen Hand. Nun verdoppelt ſich das Schluchzen. Der Mann ſoll es empfinden, wie ſehr ſeine unſchuldige Frau beleidigt worden iſt; denn eine Frau, die ſich mit ihrem Manne zankt, iſt allemal unſchuldig. Er ſetzt ſich neben ſie; ſie weint noch. Er ſchlägt ſeinen Arm ganz bußfertig um ihren Hals; ſie ſieht ihn mit einem Blicke an, der Vergebung hoffen läßt. Er küßt ihre Hand, und ſie ſeufzet. Er küßt ihren Mund, und die Thränen vertrocknen. Sie küßt ihn wieder; doch mitten unter dem Küſſen, murrt ſie noch zärtlich über das erlittene Unrecht. Er weis ſie ganz zu beruhigen. Und nun wundern ſie ſich beide, wie es möglich geweſen, daß ſie ſich über eine ſolche Kleinigkeit haben zanken können. Sie lieben ſich beide ſo empfindlich, als in den erſten vier und zwanzig Stunden ihrer Ehe. Nun ſchwören ſie einander zu, ſich ewig und ohne Verdruß zu lieben: Und zanken ſich doch in den nächſten vier und zwanzig Stunden noch einmal, verſöhnen ſich auf eben dieſe Art noch einmal, und ſchwören noch einmal. Auf dieſe Art bleibt ihre Liebe immer neu; ſie kann nicht roſten, denn ſie fangen alle vier und zwanzig Stunden vom neuen an, ſich zu lieben. Ein ſolcher Zank iſt in der Ehe, wie ein fruchtbares Gewitter im Sommer.

Vielleicht wundert man sich, warum ich dieses Bild so sorgfältig ausgemalt habe? Es ist eine Schmeicheley, die ich meinem Wirthe schuldig bin, welcher auf dergleichen Art übermorgen fünf und zwanzig Jahr im Ehestande lebt. Er und seine Frau lieben sich so herzlich, wie die Kinder; sie zanken sich aber auch so. Vierzehn Jahre hat er sich mit ihr gezankt, zwölf Jahre mit ihr ausgesönt, und ein Jahr ungefähr rechnet er auf die Zeit, wo sie beide geschmollt haben. Diese beständige Abwechselung hat ihm seinen Ehestand so neu gemacht, daß er seine Frau noch diese Stunde nicht überdrüßig ist. Er liebt sie vom ganzen Herzen; und sollte sie sterben = = = ich wünsche es dem ehrlichen Manne nicht = = = aber sollte der Himmel über sie gebieten; er würde untröstbar, ganz untröstbar, seyn. Wenigstens in den ersten vier Wochen würde er nicht heirathen.

Ich habe oben gesagt, daß die Liebe, welche nicht rostet, vornehmlich nur von der Liebe unverheiratheter Personen zu verstehen sey. Mich dünkt, ich habe diese Wahrheit schon deutlich genug erwiesen, aber zum Ueberflusse will ich noch ein paar Geschichte erzählen, welche sie ganz unumstößlich machen sollen.

Meine alten Landsleute, die Spanier, sind wohl unstreitig diejenigen, die bey ihrer ernsthaften Liebe am beständigsten lieben. In Buentara, einem Städtchen am pyrenäischen Gebürge, lebten, unter der Regierung Ferdinands, zwo junge Personen, die sich schon im ersten Jahre zwar kindisch, doch vorzüglich liebten. Diego und Isabelle waren ihre Namen. Beide waren die einzigen Erben ziemlich reicher Kaufleute. Die Aeltern schienen mit dem vertrauten Umgange ihrer Kinder sehr wohl zufrieden zu seyn. Die Liebe macht vor den Jahren verständig und alt; daher kam es, daß unser junges Paar schon in denen Jahren, wo andre Kinder noch nicht aufhören zu spielen, sich ernsthaft liebte, und eine ewige Treue schwuren. Der junge Diego saß halbe Nächte unter dem Erker seiner Gebieterinn, und kratzte ihr, nach der Gewohnheit des Landes, auf der Cither seine

ne Liebe vor. Dieſes Vergnügen dauerte nicht lange. Ein unglücklicher Zufall machte, daß ſein Vater auf einmal ſein ganzes Vermögen und ſeine Freyheit verlor. Iſabellen rührte dieſer Umſtand nicht mehr, als ſie das Unglück eines Freundes rühren mußte. In ihrer Liebe machte es keine Aenderung; und weil ſie großmüthig genug war, ſo gab ſie ihrer Mutter zu verſtehen, daß ſie nunmehr durch Beſchleunigung der Heirath die beſte Gelegenheit habe, dem Diego zu zeigen, wie uneigennützig ihre Liebe ſey. Der Vater, ein vollkommener Kaufmann, war ganz andrer Meynung. Er rechnete nach, und fand, daß Diego nicht liebenswürdig genug ſey. Seine Tochter zwang er, einen reichen Wittwer zu heirathen, deſſen kränklicher Körper alle Hoffnung machte, daß er bald ſterben würde. Der unglückliche Diego hatte das Verſprechen der Aeltern, und das Herz der Iſabelle vor ſich; aber er war zu arm, als daß der Richter ſeine Anſprüche hätte billig finden ſollen. Es war ihm unmöglich, länger an dieſem Orte zu leben. Er floh in ſeinem achtzehnten Jahre aus ſeinem Vaterlande; und Iſabelle, die nur ihr ſechzehntes Jahr erreicht hatte, war bey einem ſehr zärtlichen Abſchiede zu tugendhaft, ihm etwas mehrers zu erlauben, als die Hoffnung, daß ſie ihn ewig lieben werde. Diego ſuchte, nach den Regeln der ſpaniſchen Romane, ſeinen Tod im Kriege. Dieſen fand er nicht; aber dafür eine traurige Gefangenſchaft, welche ihn hinderte, ſeiner Freundinn Nachricht von ihm zu geben. Iſabellens unglückliche Ehe dauerte nicht länger als acht Jahre, da ihr eiferſüchtiger Tyrann ſtarb, und ihr das Andenken vieler misvergnügter Stunden, zugleich aber auch ein anſehnliches Vermögen verließ, welches durch den Tod ihres Vaters um die Hälfte vermehrt ward. Nun war ſie Herr von ihren Schätzen, und ihrer Hand. Sie ſuchte ihren Diego; aber es war unmöglich, einige Nachricht von ihm zu erlangen. Zehen Jahre lang erwartete ſie ſeine Rückkunft, nach dem Beyſpiele einer zärtlichen Penelope; welche Geſchichte aber ſo ſonderbar iſt, daß nicht einmal die Dichter das Herz gehabt haben, ſie

für

für etwas anders, als für eine Fabel, auszugeben. Endlich bekam Isabelle die schreckliche Nachricht, daß ihr Diego schon vor funfzehn Jahren in einem unglücklichen Treffen geblieben sey. Sie weihte seinem Andenken die redlichsten Thränen, legte seinetwegen öffentliche Trauer an, und ließ sich sodann das Zureden ihrer Freunde bewegen, sich wieder zu verheirathen. Inzwischen hatte Diego das Glück gehabt, aus seiner Gefangenschaft zu entkommen. Er erfuhr in Barcelona, daß Isabellens Tyrann gestorben, und ihre Hand noch frey sey. Er flog nach Buentara, und der Unglückliche vernahm, daß seine Geliebte, nur vor einigen Wochen eine neue Wahl getroffen habe; aber zugleich erfuhr er auch, zu seiner grossen Beruhigung, mit wie viel Sehnsucht Isabelle seine Rückkunft erwartet, und sich zur neuen Heirath eher nicht entschlossen habe, bis man ihr seinen Tod versichert. Er wagte es nicht, sie zu sprechen; denn er hörte, ihr Mann sey so eifersüchtig, daß man selbst in Spanien seine Eifersucht tadelte. Er gab ihr schriftlich die Versicherung von seiner alten unverrosteten Liebe; und eben dergleichen Versicherung erhielt er von ihr. Er ließ ihr bey seinem Abschiede wissen, daß er in die amerikanischen Colonien gehen würde, sein Glück durch den Handel zu versuchen. Isabelle war untröstbar. Diego fand in Amerika sein Glück, und gelangte durch eine Heirath zu grossen Schätzen. Er lebte mit seiner Frau sehr zufrieden, und wußte an ihr nichts zu tadeln, als daß sie nicht Isabelle war. Diese hatte sechs Jahre unter der Tyranney ihres Eifersüchtigen geseufzet, und ihr Unglück alsdenn doppelt empfunden, wenn es ihr einfiel, daß es ihre eigne Wahl gewesen, und daß sie mit ihrem Diego hätte glücklich leben können, wenn sie nur noch einen Monat mit dieser Wahl angestanden. Der Tod war zum zweytenmale so gefällig, sie aus diesem Joche zu reissen. So bald die Zeit vorbey war, welche, nicht die Liebe, sondern der Wohlstand zur Trauer erfoderte; so gab sie sich Mühe, zu erfahren, ob Diego lebe. Sie erfuhr gar bald, daß er in Mexiko sey. Man wußte nichts von seiner

ner Heirath; und vor heftiger Liebe vergaß sie, sich darnach genauer zu erkundigen. Eben diese Liebe verhinderte sie, auf den Zweifel zu fallen, ob sie wohl ihrem Diego im vierzigsten Jahre noch eben so reizend seyn werde, als sie es im sechzehenten gewesen war. Sie eilte von den Füßen der pyrenäischen Gebürge nach Mexiko, in Begleitung eines ihrer nahen Verwandten, der ein Kaufmann war. Sie kam gesund an, und war trunken von zärtlicher Hoffnung, daß sie wenigstens nunmehro die Glückliche werden würde, welche sie seit dreyßig Jahren zu seyn gewünscht. Eben war sie im Begriffe, ans Land zu steigen, als sie ihren Diego an dem Ufer gehen sah, um dessen Arm sich ein Frauenzimmer sehr vertraulich geschlungen hatte. Sie glaubte zu träumen; die Kniee zitterten ihr, und sie fiel in die Arme ihres Vetters zurück. Ohnmächtig? Ja freylich! Was wäre das für ein Roman, wo die Heldinn nicht wenigstens einmal ohnmächtig würde? Endlich erhohlte sie sich; sie klagte ihr Unglück ihrem Vetter, dem die Ursachen dieser verliebten Wallfahrt nicht ganz unbekannt waren. Der Schluß ward gefaßt, daß sie sich verborgen halten, und mit dem nächsten Schiffe nach Cadix zurück gehen solle. Es geschah dieses nach wenigen Tagen, die sie anwandte, von dem Glücke ihres angebeteten Freundes genaue Erkundigung einzuziehen. Sie hielt sich während derselben sehr sorgfältig verborgen; und er hatte keine Vermuthung, daß ihm diejenige Person so nahe sey, welche vielleicht allein vermögend gewesen wäre, so viel bey ihm auszuwirken, daß ihn die getroffene Verbindung mit seiner liebenswürdigen Frau gereuet hätte. So großmüthig war Isabelle, ihrem Diego eine Unruhe zu ersparen. Sie blieb in Cadix, in dem Hause ihres Verwandten. Sie that dieses, um demjenigen näher zu seyn, der ihr Herz hatte: So würde ich sagen, wenn ich einen förmlichen Roman schriebe. Aber weil ich den nicht schreibe, so will ich aufrichtig gestehen, daß ich es nicht weis, warum sie es that. Hier brachte sie dreyzehen Jahre in einer todten Einsamkeit, unter den zärtlichsten Seufzern nach

ihrem

ihrem Diego, zu. Ihr Verwandter gab ihr mit jedem Schiffe Nachricht, daß er gesund und vergnügt lebe; Sie freute sich über sein Glück, und vergoß stille Zähren, daß nicht sie dieses Glück mit ihm theilen sollte. Die beständig wiederholte Nachricht, daß die Frau des Diego gesund sey, benahmen ihr alle Hoffnung, und brachten sie auf die frommen Gedanken, in ein Kloster zu gehen. Die Widerwärtigkeit, die sie in der Welt ausgestanden hatte, und der Kummer, der ihr freundschaftliches Herz nagte, machten ihr diesen Einfall angenehm und ernstlich. Der Geistliche, dem sie die Sorge für ihre Seele anvertraut hatte, ermunterte sie noch mehr dazu, und freute sich, daß er dem Himmel ein geheiligtes Opfer, und dem Kloster eine reiche Wittwe zuführen sollte. Binnen der Zeit hatte Diego so viel Reichthümer erworben, daß er, ob er schon ein Kaufmann war, doch glaubte, er habe genug. Er wünschte sich, solche in seinem Vaterlande ruhig zu geniessen, und wer Lust hat, Böses zu denken, der kann glauben, daß er es auch darum wünschte, um sein Leben in der Gesellschaft der unvergeßnen Isabelle zu beschliessen. Er eröfnete sein Vorhaben seiner Frau, und diese widersprach ihm nicht; denn in der neuen Welt hatte man vor zweyhundert Jahren verschiedne Exempel, daß die Weiber den Männern nicht widersprachen. Sie begaben sich beide zu Schiffe, und näherten sich glücklich den Küsten von Spanien. Nun werden meine Leser den Ausgang dieser Geschichte bald argwohnen können. Vielleicht sind sie für mich besorgt, was ich mit seiner Frau anfangen will, in deren Gesellschaft er nach seinem Vaterlande zurücke kehrte? Der Sache ist bald abzuhelfen. Sie sind noch hundert Meilen von Cadix entfernt. Vielleicht kömmt ein Sturm, vielleicht ein Seeräuber? Aber sie nähern sich der Küste glücklich; sie erblicken den gewünschten Hafen schon von ferne. Was soll ich mit der Frau anfangen? = = = = Gut; sie muß sterben! = = = = Diego, den der Anblick seines Vaterlandes vom neuen belebte, hatte in der letzten Nacht das unvermuthete Unglück, daß sein Weib, das er

in der That mehr liebte, als ein Weib, in seinen Armen starb. Dieser Vorfall nöthigte ihn, einige Monate in Cadix zu bleiben. Er hörte in verschiednen Gesellschaften den Ruhm einer heiligen Isabelle, welche der Ueberfluß ihrer zeitlichen Güter nicht abhalten könne, den Ueberrest ihrer Jahre der Andacht und dem Kloster zu widmen. Die Neugier, und vielleicht ein unbekannter Trieb, bewegte ihn, diese fromme Heldinn kennen zu lernen. Er sahe sie, und er glaubte, er sähe die Mutter seiner angebeteten Isabelle. Sein Herz schlug ihm; er betrachtete sie genauer, und zitterte vor Freuden: denn er sahe, daß sie wirklich seine Isabelle war. Er näherte sich ihr mit bebenden Schritten, und redete sie stammelnd an. Isabelle nahm die Brille von ihrem ehrwürdigen Gesichte, und in dem Augenblicke sagten ihr das Herz, und die Augen, ihr Diego sey es. Sie sank vor = = = nein, das war zu viel. Verliebte Wittwen von sechs und funfzig Jahren sinken nicht mehr in Ohnmacht. Sie blieb also stehen. Sie freute sich, ihn zu sehen, wie sich eine Schwester über die unerwartete Ankunft eines geliebten Bruders freuet. Sie erkundigte sich nach der Ursache seiner tiefen Trauer, und erfuhr eine Neuigkeit, bey der ihre Runzeln erröthteten. Diego wiederholte einige Tage hinter einander seinen Besuch. Er war frey. Isabelle hatte den Schritt noch nicht gethan, der sie genöthigt hätte, eine Gelübde zu halten, die ihr nunmehr gewiß eben so unerträglich würde gewesen seyn, als sie einem feurigen Kinde von funfzehn Jahren ist, welche der Geiz des Vaters und der Haß einer eigennützigen Stiefmutter dem Herrn opfert. Diego und Isabelle gestunden also einander, daß sie sich noch beide eben so liebten, wie vor vierzig Jahren. Nun war keine Hinderung weiter im Wege, welche sie abhalten konnte, ihre Liebe öffentlich zu gestehen. Sie reisten nach Buentara, und sahen einander noch eben so zärtlich an, als sie vor vierzig Jahren einander geküßt hatten. Wenn Diego recht jugendlich vergnügt seyn wollte, so setzte er sich mit seiner Cither unter eben den Erker, unter welchem er in seiner

Jugend

Jugend geſeufzet hatte. Hier ſpielt er zu Ehren ſeiner Iſabelle den horchenden Enkeln die rührenden Lieder vor, über welche ihre Großväter ſo oft eiferſüchtig geworden waren. Sein Glück dauerte nicht lange; er ſtarb, und hinterließ Iſabellen, als eine Wittwe von ein und ſechzig Jahren, welche über dieſen Tod ſo untröſtbar war, daß ſie, wie man mich gewiß verſichern wollen, ſich nach ſeinem Tode niemals hat entſchlieſſen können, wieder zu heirathen. Iſt wohl ein Beweis in der ganzen Welt ſtärker, als dieſer, daß alte Liebe nicht roſtet?

Ich habe meinen Leſern zum Beweis dieſes Satzes noch ein Exempel verſprochen. Es iſt, wie ich hoffe, eben ſo erbaulich, wenn es gleich nicht ſo merkwürdig, und ſo weitläuftig iſt.

Auf der hohen Schule zu Leyden habe ich dem Begräbniſſe einer ehrwürdigen Jungfer beygewohnt, welche ſich nicht eher, als im ſiebzigſten Jahre durch den Tod in einer Liebe hatte ſtören laſſen, die ſich in dem vierzehnten Jahre angefangen hatte. In dieſem Jahre ſtund ſie, da ſie einen jungen Baron von gutem Hauſe kennen lernte, der ſich in Leyden ſeiner Studien wegen aufhielt. Brigitta liebte ihn, ſo bald ſie ihn ſahe. Es war ihre erſte Liebe, und die erſte Liebe eines jungen Mädchens iſt gemeiniglich ſo heftig, daß ſie ſich ſchwerlich verbergen läßt. Am wenigſten hatte ſie in Willens, ſolche vor dem Baron zu verbergen. Dieſe jungen Herren verſtehen ſehr oft auf Univerſitäten die Sprache der Augen beſſer, als die Sprache des Lehrers. Der Baron glaubte, ſeine müßigen Stunden, und deren hatte er täglich vier und zwanzig, nicht beſſer anwenden zu können, als wenn er mit dem hübſchen Bürgermädchen tändelte. Das arme Kind liebte ernſthafter. Sie ſchwur, ihn ewig zu lieben; Dem Barone war es nichts neues, eben ſo zu ſchwören. Die leichtgläubige Brigitta war vor Vergnügen ganz auſſer ſich. Aber die Zeit kam, wo der Baron nach Hauſe gehen mußte. Er verließ die Univerſität, ſchwur beym Abſchiede noch hundertmal, und vergaß

Brigitten. Dieſe Unglückliche hatte den Baron zu vertraut geliebt; die Folgen davon waren ihr und ihrer Familie beſchwerlich. Im kurzen erfuhr ſie, daß der Baron gleich nach ſeiner Zurückkunft geheirathet hatte. Dieſe Nachricht verdoppelte ihre Thränen; aber ſie hörte nicht auf, ihn zu lieben, auch alsdenn, da ſie ihn ganz ohne Hoffnung liebte. In dieſer Einſamkeit waren zwanzig Jahre vorbey gegangen. Der Sohn ihres Meyneidigen kam auf eben die hohe Schule, und fand Gelegenheit, Brigitten kennen zu lernen. Es giebt Geſichter, die ſo friſch ſind, daß ſie auch noch in ihrem vier und dreyßigſten Jahre einen jungen Menſchen reizen können, der zum erſten mal in die Welt kömmt. Ja oft reizen ſie mit beſſerm Erfolge, wenn ihre Annehmlichkeiten mit einer künſtlichen Coquetterie verbunden ſind. Brigitta war entzückt, den Sohn desjenigen vor ihren Füſſen zu ſehen, den ſie noch nicht vergeſſen hatte, und den ſie nunmehr in ſeinem Sohne zu lieben glaubte. Sie liebte den jungen Baron, und liebte ihn ſo ernſtlich, wie den Vater; doch mit dem Unterſchiede, daß ſie ihn allein ſchwören ließ, und ſelbſt nicht ſchwur. Die Erfahrung hatte ſie ſeit der Zeit gelehrt, daß ein Univerſitätsroman länger nicht, als höchſtens drey Jahre, dauert. Itzt ſahe ſie der Entwickelung ihres Romans ganz gelaſſen entgegen, und nutzte die kurze Zeit ſehr vorſichtig. Sie ließ ihn endlich aus ihren Armen, nicht mit der wilden Empfindung einer jungen Liebhaberinn, ſondern mit der ernſthaften Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter, welche ihren Sohn von ſich läßt, ohne Hoffnung zu haben, ihn wieder zu ſehen. Die Thränen, die ſie bey dem Abſchiede vergoß, waren Thränen, welche ſie dem Andenken ſeines Vaters weihte. Der junge Baron machte es, wie ſein Vater. Er ſetzte ſich auf ſeine Güter, heirathete, und vergaß Brigitten, welche an ihn immer mit Vergnügen, und an ſeinen Vater nicht ohne Seufzer dachte. Unter einer bequemen Ruhe, die ſie bey ihrem anſehnlichen Vermögen ſich verſchaffen konnte, war ſie in ihr neun und funf-

zigſtes

zigstes Jahr getreten, da sie erfuhr, daß der Enkel ihres noch angebeteten Barons, und der Sohn ihres noch unvergeßnen Liebhabers auf die hohe Schule gekommen sey. Es gieng ihr nahe, da man ihr zugleich die Nachricht gab, daß diese Familie durch verschiednes Unglück in gänzlichen Verfall gekommen sey. Dieses war eine Ursache mehr, warum sie verlangte, den jungen Baron kennen zu lernen. Sie wollte gegen sich selbst eine Liebe verbergen, die bey ihren Jahren lächerlich war: Sie beredete sich also, es sey nur ein freundschaftliches Mitleiden, welches sie dem Andenken seines Vaters und seines Großvaters schuldig sey. Aber sie betrog sich selbst. Es war die uralte Liebe zu seinem Großvater, und die alte Liebe zu seinem Vater, daß sie die Freundschaft des Enkels suchte. Dieses unschuldige Kind war in seinem siebzehnten Jahre. Der Mangel nöthigte ihn, eingezogen, demüthig, und fleißig zu seyn. Brigitta machte sich diesen glücklichen Umstand zu Nutze. Sie wußte es durch ihre Freunde so einzurichten, daß der Baron die Zimmer von ihr miethete, und an ihrem Tische speiste. Der tägliche Umgang und die mütterliche Vorsorge der Brigitte, wirkte bey dem unerfahrnen Baron eine gewisse Empfindung, die er Dankbarkeit nannte. Seine Versorgerinn hatte noch in ihrem neun und funfzigsten Jahre einigen Rest derjenigen Annehmlichkeit übrig, welche seinem Großvater so gefährlich gewesen war. Der tägliche Umgang mit ihr machte ihn gegen diesen Rest empfindlich. Mit einem Worte; ehe die drey Universitätsjahre völlig verflossen waren, so bewies Brigitta durch ihre Geschicklichkeit den wahren Satz, daß gemeiniglich junge Liebhaber ihre ersten Zärtlichkeiten in den Armen einer alten Buhlerinn verschwenden. Sie empfand in diesem angenehmen Augenblicke ein dreyfaches Vergnügen, da sie bey den Schmeicheleyen des Enkels sich mit einem male aller der Entzückungen erinnerte, welche sie in den Umarmungen des Vaters und des Großvaters genossen hatte. Damit meine Leser nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit in dieser Geschichte finden,

so muß ich erinnern, daß die Mutter der Brigitte keine frostige Niederländerinn, sondern von Caen war.

Werden meine Leser nunmehr noch einen Augenblick zweifeln können, daß alte Liebe nicht rostet?

Ehe ich schliesse, will ich noch eine Anmerkung machen. Ich kenne Leute, welche glauben, daß die Liebe einer unverheiratheten Mannsperson gegen ein verehlichtes Frauenzimmer die empfindlichste und dauerhafteste Liebe sey. Die Ursachen, die man davon anführen wollen, sind bekannt; man weis auch solche durch verschiedne Exempel erheblich zu machen, da eine solche Liebe sich erst nach vielen Jahren mit dem Tode geendigt hat. Es kann seyn; und dennoch bin ich einer ganz andern Meynung. Die Provinz Grenada hatte in vorigen Zeiten verschiedne besondre Rechte, die ihren Ursprung noch von den barbarischen Mauren haben mochten. Unter solchen war ein schreckliches Gesetz, welches dergleichen Liebe auf diese Art bestrafte. Ward eine Frau oder ein Mann eines solchen Umganges überzeugt, so trennte man zuvörderst die Ehe, nöthigte den ungetreuen Theil, diejenigen Person, welche sie wider die Gesetze geliebt hatte, so fort zu heirathen; und eine solche Ehe konnte nimmermehr wieder getrennt werden. Ich läugne es nicht, diese Gerechtigkeit ist entsetzlich. Gegen diese sind alle andre Strafen, so unnatürlich sie auch zu seyn scheinen, doch nur ein Spiel. Man stelle sich einmal eine unglückliche Mannsperson vor, welche auf eine solche Art genöthigt wird, eine Frau auf ewig zu heirathen, die er nur wegen ihrer Laster liebt. Hat dieser Umgang schon einige Zeit gedauert, so ist der ekelhafte Ueberdruß die natürlichste Folge; und itzt soll er gezwungen werden, seinen Ehestand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andre beschliessen. Er kennt schon die Untreue seiner itzigen Frau: Hat er wohl den geringsten Grund zu glauben, daß sie ihm getreuer seyn werde? Er hat sie alle Vortheile gelehrt, ihren ersten Mann zu betrügen: nun wird sie diese wider ihn anwenden. Er weis dieses, und darf ihr nicht einmal

Vorwürfe

Vorwürfe darüber machen, ohne sich selbst zu verdammen. Eine Eifersucht von dieser Art muß eine Hölle, und ihm desto schrecklicher seyn; denn er fühlt, daß er sie verdient hat. Ein jeder Blick von seinen Bekannten, ist für ihn eine Spötterey. Man flieht seinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der, wegen seiner Verbrechen auf die Galeeren geschmiedet ist. Vielleicht wäre seine Strafe ihm nur halb empfindlich, wenn seine ungetreue Frau eben so sehr dadurch gezüchtiget würde: Aber er empfindet sie ganz allein, da diese sich ihren Ausschweifungen ohne die geringste Sorge überlassen darf. Denn nunmehr ist sie dafür sicher, wegen ihrer Untreue iemals von ihrem itzigen Manne getrennt zu werden, welchen die Gesetze ganz hülflos lassen, da er der erste gewesen ist, der sie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünschen, daß dieses Gesetz auch unter uns deutschen Christen eingeführt werden möge. Was vor eine jämmerliche Verwüstung würde dieses unter unsrer galanten Jugend anrichten! Was vor Zerrüttungen würden daraus in den ansehnlichsten Familien entstehen! Was vor unnatürliche Ehen würden daraus erwachsen; wenn Ihro Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutscher die gnädige Frau heirathen müßte! Deutschland würde zur Hölle, die Hälfte der Häuser würde zu Zuchthäusern werden. Die traurigsten Proben davon habe ich bey verschiednen Ehen gesehen, wo die Mannspersonen, ohne einigen Zwang der Gesetze, die verwegne Uebereilung begangen haben, sich mit derjenigen Frau zu verheirathen, welche sie beym Leben des ersten Mannes zur Untreue verführt hatten. Nicht eine einzige ist vergnügt gewesen. Der Mann war unter ihnen der Glücklichste, der zuerst starb*.

* Man sieht wohl, daß Herr Anton Panßa dieses in Westphalen geschrieben hat. Wäre er in Sachsen gewesen; so würde er es mit mehrerer Einschränkung behauptet haben: denn in Sachsen, wo man zu leben weis, giebt es noch hin wieder solche glückliche Ehebrecher.

Ich habe für nöthig angesehn, mich hierbey etwas länger aufzuhalten, da diese Nachricht zu einem neuen Beweise dienen konnte, daß alte Liebe hauptsächlich nur bey unverheiratheten Personen nicht rostet, bey dem Zwange der Ehe aber sehr leicht verrostet.

Eine Hand wäscht die andere.

In diesem Sprüchworte liegt der Grund aller geselligen Pflichten, und aller daraus entspringenden Glückseligkeit der Menschen. Unsere Philosophen mögen gleich ganze Lasten moralischer Quartanten auf einander häufen, so werden sie doch darinnen weiter nichts sagen können, als was uns dieses einzige Sprüchwort lehrt. Wer dieses in seinem ganzen Umfange kennt, und mit der Vorsicht eines vernünftigen Mannes ausübt; der kann seines Glücks gewiß seyn. Er wird bey mittelmäßigen Gaben groß, und, wenn er auch Fehler hat, doch bey jedermann beliebt seyn. Versäumt er aber die grosse Pflicht, auf die uns dieses Sprüchwort weist; so ist er unvermeidlich verloren. Ohne diese Tugend scheint uns der größte Prinz nur ein verächtlicher Verwalter fremder Güter zu seyn, der auf Rechnung sitzt. Der Staatsmann wird zum Finanzenpachter, der Finanzenpachter zum Pedanten, und der Pedant zum Klotze, wenn er vergißt, daß er auch für andere lebt, und daß er nicht glücklich seyn kann, ohne vorher andere glücklich zu machen, oder, mit unserm Texte zu reden, wenn er vergißt, daß keine Hand sich selbst waschen könne.

Ich gebe mir bey aller Gelegenheit Mühe, zu zeigen, daß wir Menschen so verderbt nicht sind, als es uns der finstre Eigensinn einiger milzsüchtigen Moralisten bereden will. Ich behalte mir vor, dieses in einer besondern Abhandlung zu thun, und freue mich, daß ich alsdenn mein menschenfreundliches Amt ausüben, und diejenigen, welche

entwe-

entweder durch traurige Vorurtheile eingenommen, oder doch auf die Tugenden anderer Menschen so aufmerksam nicht sind, als ich es bin; daß ich diese überführen kann, wie ängstlich unsere Nebenmenschen sich angelegen seyn lassen, in allen Ständen die grosse Pflicht zu erfüllen, welche mein Sprüchwort predigt.

Itzo bitte ich mir nur die Erlaubniß aus, einige Betrachtungen über die gewöhnlichsten Ursachen anzustellen, welche die Menschen bewegen, andern zu dienen.

Hiezu gehört mehr nicht, als eine nur mittelmäßige Aufmerksamkeit auf die Handlungen, welche täglich um uns herum vorgehen; so wird man sehen, daß beynahe alle Dienstgefälligkeiten, welche ein Mensch dem andern leistet, vornehmlich in der Absicht geschehen, sich selbst einen noch grössern Dienst zu leisten. Eine Pflicht, die uns die Natur lehret! Der Philosoph erfindet neue Wahrheiten, lauter neue, wichtige Wahrheiten; aber seine Schüler und der Verleger müssen sie bezahlen. Der Advocat zankt sich und lästert für unsere gerechte oder ungerechte Sache; etwan nur aus Liebe zu uns? Nein, er liquidirt. Umsonst tödtet kein Arzt. Der Poet bewegt Himmel und Hölle, seinen Mäcenat zu vergöttern; warum? Das weis sein Mäcenat wohl.

Dieses ist nur ein einziger Blick, den ich meine Leser auf die Handlungen einiger Stände thun lasse, und zwar solcher Stände, deren Vortheil es schlechterdings verlangt, allen Leuten, mit denen sie zu thun haben, gleich Anfangs die Ursachen deutlich zu sagen, warum sie eigentlich dienstfertig sind.

Wie viel neue Beweise meiner grossen Wahrheit würden wir finden, wenn wir uns die Mühe nicht wollten dauern lassen, mit einer genauern Aufmerksamkeit auch diejenigen Handlungen der Menschen zu betrachten, welche ganz uneigennützig zu seyn scheinen!

In einem kleinen Städtchen, drey Meilen von mir, wohnt ein Mann, der sich von guten Werken nährt. Er verließ eine volkreiche Stadt, und zog an diesen öden Ort,

wo seine liebreichen Verdienste gegen den Nächsten etwas besser bemerkt werden, als unter jenem Getümmel. Er erquickt von Zeit zu Zeit einige arme Familien durch kleine Wohlthaten, die er ihnen durch verschiedene Umwege zufliessen läßt. Er wird es niemals gestehen, daß sie von ihm kommen. Sein Gesicht hat er gewöhnt, zu erröthen, so bald man ihm merken läßt, daß man nur ihn für diesen unbekannten Vater der Wittwen und Waisen hält. Er betheuert uns, er sey dieser Glückliche nicht, welchem der Himmel so vieles Vermögen anvertrauet habe, daß er andern wohlthun könne. Er betheuert dieses; aber nimmermehr wird er es euch verzeihen, wenn ihr seinen Betheuerungen glaubt. Er weis die Personen sehr vorsichtig zu wählen, durch die er seine guten Werke aussäet. Allzu verschwiegen dürfen sie nicht seyn. Er macht sie geschwätzig, indem er sie beschwört, ihn nicht zu verrathen. Mit einem Worte: Seine Hand rauscht im Stillen, um bemerkt zu werden. Thut er dieses ohne Vortheil? Nichts weniger. Hundert erwirbt er mit Hunderten. Selten wird ein Testament einer reichen Betschwester oder eines bußfertigen Wucherers eröffnet, in welchem nicht die ansehnlichste Summe diesem Manne zufällt, welcher nichts für sich, sondern alles für die nothleidenden Armen besitzt. Die einträglichsten Aemter überläßt man ihm, da man niemanden kennt, der sie so uneigennützig verwalte. Die reichsten Familien halten es für einen Segen, sich mit seiner Familie zu verbinden. Könnte dieser Heuchler, denn ein Heuchler ist er, ich kenne ihn besser; könnte er durch Strassenraub mehr verdienen, als er durch seine guten Werke verdient? Dieser fromme Mäkler ist bey seinem heiligen Wucher, den die Gesetze auf keine pro Cent einschränken, so lange sicher, als er sich hütet, daß der eigennützige Heuchler nicht entdecket wird.

Ich fühle es; ich werde zu ernsthaft: Ich predige Busse, und hatte mir vorgesetzt, zu lachen. Ich will nicht weiter an diesen Elenden denken. Meine Leser werden

den vielleicht mehr Vergnügen darinnen finden, wenn ich ihnen durch einige Exempel zeige, wie allgemein diese Wahrheit sey, daß eine Hand die andere wäscht, und wie sorgfältig unsere Mitbürger andern Gefälligkeiten erzeigen, um ihren eignen Nutzen desto mehr zu befördern.

Machen Sie Platz! Hier kömmt ein armer Bauer, welcher unter der Last eines Scheffel Mehls gebückt zu seinem Richter kriecht. Seine Frau begleitet ihn mit sorgsamen Blicken, und trägt einen Theil des rechtlichen Beweises in ihrer Schürze. An der linken Hand führt sie den ältesten ihrer Söhne, welcher schon stark genug ist, zwo Hüner zum Opfer zu schleppen. Armer Freund! wo willst du hin? wessen Hand willst du waschen? Wer ist deine Gegenpart? = = = = = Einfältiger Tropf! Für so viele Hände soll dieses Wenige! Den Augenblick begegnete mir dein Widerpart in einer Kutsche mit sechs Pferden, in welche er ein ganzes Vorwerk aufgeladen hatte. = = = = Die Gerechtigkeit deiner Sache? wie thöricht denkst du? Ehrlich, wie ein Bauer, aber eben so dumm! Eine gefüllte Börse thut mehr, als Pergament, und zwanzig Zeugen. Und darüber wunderst du dich noch? Nein, mein gutes Weib, mit Thränen macht ihr es nicht aus! Was soll des Amtmanns Frau mit diesem elenden Flachse machen = = = = Ja, das glaube ich wohl, daß es euch sauer wird, so viel bey eurer Armuth zu entbehren; aber, mein Kind, fünf Schragen Holz, bedenkt es nur selbst, fünf Schragen hartes Holz! Wie geschwind wird hier euer Flachs in die Höhe lodern! = = = = = = Nun meinethalben! Wenn ihr glaubt, es besser zu verstehn, so geht immer hin. Ich wünsche euch Glück!

Der Mann dauert mich. Er hat ein ehrliches Herz, er hat eine gerechte Sache; aber Geld hat der Narr nicht. Inzwischen habe ich doch aus seinen Reden so viel angemerkt, daß er von der Wahrheit unsers Sprüchworts: Eine Hand wäsch die andere, völlig überzeugt ist. Die Hüner sollten dem Schreiber. „Aber warum eben diesem?„ fragte

fragte ich. Je Herr, sagte der Bauer, er steht gut bey der Frau Amtmanninn. „Und das Mehl?„ Das kriegt des Bürgermeisters Frau! „Aber wie kömmt diese dazu?„ Hum! Unser Herr Amtmann kann sie wohl leiden.

Die Logik unsers Bauers ist gar nicht unrecht; aber der Nachdruck fehlt seinen Schlüssen. Der Bauer den Schreiber, dieser die Amtmanninn, diese ihren Mann: Auf der andern Seite, der Bauer die Bürgermeisterinn, und diese den Amtmann. So waschen diese Hände einander in der schönsten Ordnung; und gar weibliche Hände, die waschen scharf!

Und doch verliert der arme Bauer gewiß. Er hat einen zu wichtigen Gegner. Dieser badet gar. Seine eigennützige Aufmerksamkeit erstreckt sich bis auf die geringsten Personen, von denen er vermuthen kann, daß sie einen Zutritt zu demjenigen haben, der angesehen und wichtig genug ist, sein Glück zu hindern. Der Gerichtsdiener ist der erste, welchen er auf seine Seite zu bringen sucht. Dieser elende Mensch, so gering er ist, hat dennoch sehr vornehme Fehler. Er ist hochmüthig; denn er hat keine Verdienste. Er liebt den Trunk; zwar trinkt er nur Brandtewein; aber wäre er Rath, so würde er sich in Rheinweine berauschen. Er liebt die Geschenke so sehr, wie sein Herr. Unser vernünftiger Beklagte weis sich dieses alles zu Nutze zu machen. So bald er aus dem Wagen steigt, grüßt er mit einer besondern Freundlichkeit den Gerichtsdiener, der ihn an der Thüre hungrig erwartet. Er drückt ihm die Hand, und in dem Hause des Richters ist die Hand eines Beklagten niemals ledig, wenn sie drückt. Da er die Hand des Allerniedrigsten mit so vieler Aufmerksamkeit wäscht, so kan man selbst errathen, wie legal er die übrigen schmiert, auf deren verdientes Wohlwollen, und erkauften Ausspruch weit mehr, als auf die unmündigen Gesetze, der Ausschlag seines Processes ankömmt. Von dem untersten Schreiber bis auf den obersten Richter, überzeugt er durch proportionirliche Geschenke alle von der Ungerechtigkeit des

ver-

verarmten Klägers. Sie bearbeiten sich nunmehr unter einander selbst, sich von der Billigkeit der Sache dieses freygebigen Beklagten zu überführen. Einer arbeitet an den andern, wie bey einer Uhr ein Rad in das andere greift. Der erste Druck, wodurch Beklagter den Gerichtsdiener bewegt, bringt die ganz grosse Maschine der Gerechtigkeit in Bewegung, welche fast bis zu denenjenigen fortgehet, die das Recht haben, im Namen des Fürsten zu sagen: Wohlgesprochen, und übel appellirt! Das ist die Wäsche der Gerechtigkeit, von der ich nicht nöthig haben werde, noch mehr zu sagen, da nicht leicht einer von meinen Lesern seyn wird, dem nicht die eigne Erfahrung Gelegenheit giebt, meinen Satz weiter auszuführen.

Ich will nicht hoffen, daß iemand so kurzsichtig seyn, und glauben wird, das Sprüchwort: Eine Hand wäscht die andre, sey nur ein juristischer Terminus, der weiter nicht vorkomme, als in Gerichtsstuben. Auf dem Markte, in der Küche, beym Katheder, überall findet man ihn; in dem schmuzigen Zimmer eines finstern Pedanten ist er eben so gemein, als unter dem freundschaftlichen Gewäsche der Antichambre.

Eifersucht, bittre Vorwürfe, und kritische Grobheiten sind die Fehler, die man uns Schriftstellern gemeiniglich Schuld giebt. Man thut uns unrecht; denn, nach einer andern Art von Geschöpfen, sind wir Autores unstreitig diejenigen Creaturen, die einander am liebsten krauen, und sich unter einander gemeinschaftlich die Hände waschen. Ein Scribent, welcher der Welt angepriesen seyn will, wird nicht leicht ermangeln, mit einer collegialischen Vertraulichkeit sich vor demjenigen zu beugen, welchen seine kunstrichterliche Monatschrift in das Recht gesetzt hat, für andre zu denken. Unser grosser Aristarch = = = so spricht der Stolz des demüthigen Autors, der von seiner Grösse überzeugt genug ist, der aber wegen der Unwissenheit der Welt den angesehenen Mann zu seinem Herold machen will. Er kriecht bettelnd zu dessen Pulte, und streichelt ihm die

rich-

richtende Hand. Dieser müßte ein Herz von Bley, und Dinte in Adern haben, wenn er bey der Erniedrigung seines Collegen frostig und unempfindlich bleiben sollte. Wir haben abermals das Vergnügen, unserm Vaterlande zu der gründlichen Gelehrsamkeit des schon durch viele Schriften verewigten, und unsern witzigen Nachbarn schrecklich gewordnen Herrn N. Glück zu wünschen ꝛc. ꝛc.: So muß es in den nächsten vier Wochen heissen, und heißt es nicht so, so gnade der Himmel unserm grossen Aristarch! Der gebückte Autor wird sich in die Höhe richten; er wird auf seinen angebeteten Herold verachtend herabsehn, und der Welt vorschreyen, wie stolz und unwissend dieser partheyische Richter sey, welcher sich anmasse, die Schlüssel der Ewigkeit an sich zu reissen.

Auf diese Art waschen die Gelehrten einander die Hände. So loben sie sich, und so schimpfen sie sich. Denn das muß man wissen, daß sie in beidem gleich stark sind. Aber die Unsterblichkeit ist auch hier das Geringste, worüber man kämpfet. Sollte dieses nicht dergleichen Heftigkeiten entschuldigen, da man gegen die Kutscher so nachsehend und billig ist, welche sich oft über weit geringere Sachen, beynahe noch größre Grobheiten sagen?

Ich finde in den Archiven meiner Familie einen Aufsatz, welcher den Titel hat: Kirchengeschichte von Mancha. Mein Urältervater hat ihn nicht geschrieben; so viel weis ich, und das wissen alle diejenigen, die seine Geschichte gelesen haben: Denn er war einer von den grossen Geistern, welche nichts schrieben, und desto mehr dachten. Ich halte es für die Hand seines Eidams Pedro, oder auch seiner Marie. Dem sey wie ihm wolle; denn diese und viele andre Familien Kritiken sind gemeiniglich nur denen wichtig, welche zur Familie gehören: Genug, es ist eine Kirchengeschichte von Mancha. Aber freylich nicht von Mancha allein; denn meine deutschen Leser werden den Spaniern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß jene eben sowohl, als ihre Scribenten, ihre Bücher durch fremde

Sachen,

Sachen, die zum Buche nicht gehören, zu einer ehrwürdigen Dicke zu bringen wissen. In dieser Kirchengeschichte also werden die Wege und Wendungen erzählt, welche die Geistlichkeit in den glücklichen Zeiten des Don Quixots angewendet hat, zu ihren Aemtern und Pfründen zu kommen. Die Erzählung hebt vom Erzbischofe zu Toledo an, und geht bis auf den Küster zu Mancha. Die Nachricht vom Pfarrer in Mancha ist eine der lesenswürdigsten; denn keiner von allen hat so viel Hände und auf so vielerley Art gewaschen, als er, um sich in den geistlichen Schafstall einzudrängen. Selbst die Ausgeberinn des Don Quixots, als eines Gerichtsherrns vom Orte, hat einen grossen Antheil an dem göttlichen Rufe. Bey denen, welche nur die geistlichen Rechte, und nicht die Kunst zu leben wissen, würde die Erzählung dieses Berufs ziemlich Aergerniß erwecken. Ich kann auch nicht läugnen, daß sie mit vieler Bitterkeit vorgetragen ist, und eben dieses bringet mich auf die Vermuthung, daß sie der Eidam, Pedro, geschrieben habe, den der Pfarrer sehr verfolgte, weil er auch ihn für einen neuen Christen hielt. Meine Begierde, niemanden zu beleidigen, nöthigt mich, hievon weiter nichts zu sagen. Da ich mich zu einer andern Kirche gewendet habe, so würde die römische Geistlichkeit es für eine rachsüchtige Verläumdung auslegen. Aber eben diese Vorsicht nöthigt mich, von den Geistlichen derjenigen Kirche nichts zu erwähnen, zu welcher ich übergetreten bin; denn auch diese sind eben so geneigt, diejenigen zu Kätzern zu machen, welche das Herz haben, ihren Beruf zu untersuchen; und doch ist ihr Beruf nicht allemal erbaulich.

Wer die wichtige Kunst, die Hände zu waschen, in ihrer Vollkommenheit sehen will, der muß auf diejenigen Acht geben, welche die grosse Welt vorstellen. Die wenigen Exempel, die ich bisher angeführt habe, sind nur Kleinigkeiten, welche unbemerkt bleiben, so bald man seine Aufmerksamkeit auf diejenigen richtet, welche ihre Geburt, oder auch eben so oft ihre Einbildung über andere erhebt. Eine

jede

jede Handlung, die sie vornehmen, wenn man sie recht betrachtet, ist nichts anders, als die Beschäfftigung, andern die Hände zu waschen, damit sie die ihrigen wieder waschen mögen. Eine Verbeugung verlangt eine Gegenverbeugung; Ein unterthäniger Diener fodert einen ganz unterthänigen Diener heraus. In öffentlichen Gesellschaften redet man von demjenigen Gutes, den man in seinem Herzen, oder in der Gesellschaft weniger Freunde so sehr verachtet, als er es verdient. Warum? Die Unverschämtheit dieses Mannes kann uns bey dem gefährlich seyn, der unser Glück in seinen Händen hat. Er soll wieder Gutes von uns reden. Der eigennützige Rath, den man in seiner Stadt kennen wird, so bald ich ihn eigennützig nenne, verspielt in einem Abende mit einer gelaßnen Miene hundert Dukaten an die Gemahlinn des Präsidenten. Man wundert sich; aber man weis nicht, daß er im Begriffe ist, mit Erlaubniß des Präsidenten, sein Amt zu verkaufen, und sich für seinen zehenjährigen patriotischen Müßiggang eine Pension von hundert Dukaten zu erbitten. Er wird sie gewiß erhalten; denn die Gemahlinn versteht das Spiel, und sie ist Präsident.

Die Gastfreyheit des fürstlichen Beamten setzt euch in Verwunderung! Er ist prächtig; alle die mit ihm speisen wollen, empfängt er mit offnen Armen; er läßt den Wein in euern Keller schaffen, ohne daß ihr es vorher wißt. So lange er auf der Messe zu Frankfurt sich aufhält, so lange ist seine Tafel die offne Tafel für alle Diener seines Prinzen, und für alle ihre Freunde. Ist das nicht von einem Pachter unerhört? Ja wohl! Aber wißt ihr nicht, daß der Prinz tractirt, und niemals der Beamte. Wer soll es nun wagen, und dem Prinzen den Betrug verrathen, ohne sich selbst um so viele nahrhafte Mahlzeiten zu bringen, und ohne den Haß so vieler auf sich zu laden, welche unmöglich reden können, da sie das Maul voll haben? Leben, und leben lassen! Damit beruhigen sie ihr Gewissen, und werden fett.

Aus dieſem kurzen Abriſſe kann man ſehen, daß in dem Sprüchworte: Eine Hand wäſcht die andere, die Philoſophie des Hofs, und alles begriffen iſt, was der Menſch braucht, ſein Glück zu machen.

Wie können alſo diejenigen verlangen, glücklich zu ſeyn, welche zu ungeſchickt oder zu eigenſinnig ſind, die Vorſchriften dieſes Sprüchworts zu beobachten? Es giebt Leute, welche nach ihrer Art zu reden, ſich ein Gewiſſen daraus machen, dergleichen Mittel zur Beförderung ihres Glücks anzuwenden. Sie erwarten es mit aufgeſperrtem Maule. Dieſer ſtolzen Unbewegſamkeit wiſſen ſie verſchiedne Namen zu geben, die ehrwürdig genug ſind, die aber ſogleich verſchwinden, wenn man genauer auf ſie Achtung giebt. Der Hochmuth iſt wohl die gemeinſte Quelle davon. Sie kennen ihre Verdienſte; ſie verlangen alſo, daß ſie die Welt auch kennen und belohnen ſoll: und thut ſie es nicht, ſo iſt es ein Unglück für die Welt, welche dieſe groſſen Verdienſte nicht zu gebrauchen weis. Sie ſehen, daß andere, welche, wie ſie glauben, gar keine Verdienſte haben, dennoch empor kommen, da ſie durch allerley Dienſtbefliſſenheit diejenigen auf ihre Seite zu bringen wiſſen, bey denen es ſteht, ihr Glück zu machen. Dieſes ſehn ſie mit neidiſchen Augen; aber uns wollen ſie bereden, daß ſie ſich ſchämen, ſo niederträchtige Wege zu wählen. Fehlt es ihnen wirklich an Geſchicklichkeit und Verdienſten, ſo gewinnen ſie wenigſtens dadurch, daß ſie der verderbten Welt die Schuld geben, welche Verdienſte nicht kennt, nicht ſucht, und nicht belohnet. Bey vielen iſt die Unterlaſſung der Pflicht, andern die Hände zu waſchen, ein unvorſichtiger Eigennutz. Sie bevortheilen ihre Obern vielleicht eben ſo ſehr, als diejenigen, welche leben und leben laſſen: aber ſie wollen dieſe Vortheile allein genieſſen; und wenn ſie, wie es nicht fehlen kann, darinnen von denen geſtört werden, welche allemal gerecht ſind, wenn ſie nicht einen Theil von der Beute bekommen, ſo klagen ſie den Himmel an, daß dieſer nicht, zu Rettung der Unſchuld,

ihren hungrigen Feinden den Mund gestopft habe. Eine Sache, die sie selbst hätten thun können, ohne sie vom Himmel zu erwarten!

Jung gewohnt, alt gethan.

Ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde ungewiß, ob ich dieses Sprüchwort für wahr halten, oder glauben soll, daß es, wo nicht gar ungegründet, doch bey uns wenigstens ganz aus der Mode gekommen sey.

Alle Weltweisen, in der unendlich langen Reihe, vom grosen Sokrates bis auf unsern kleinen = = = *) tummeln sich mit dieser alten Wahrheit, an der sie innerlich selbst zweifeln, weil ein Philosoph gar selten die moralischen Wahrheiten glaubt, die er andern lehrt.

Und wo soll ich den Beweis von der Wahrheit dieses Sprüchwortes hernehmen, wenn mir die Philosophen heucheln, wenn mir die Aufführung der halben Welt bezeuget, daß man es für ungegründet hält, und wenn ich so viel Menschen vor mir sehe, die in ihrem Alter etwas ganz anders thun, als sie in ihrer Jugend gewohnt gewesen sind?

Glaubte die Welt, daß die ersten Angewohnheiten der Jugend einen unvermeidlichen Einfluß in den übrigen Theil des Lebens hätten; so würden diejenigen, denen die Natur, oder die Obrigkeit, die Erziehung der Jugend auferlegt, sehr unverantwortlich handeln, daß sie diese Pflichten mit der Gleichgültigkeit erfüllen, die man fast in allen Familien, und in den meisten Schulen wahrnimmt. Weil aber die Welt diese Folgen nicht glaubt, so ist es sehr billig, diesen Leichtsinn zu entschuldigen, der ohnedem nunmehr eine Art des Wohlstandes, und eine Hauptregel von derjenigen Kunst ge-

*) Eine jede philosophische Secte hat die Freyheit, diese Lücke auszufüllen.

geworden ist, die heut zu Tage die Kunst zu leben heißt. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit das Vergnügen gehabt, die Einsicht der Menschen zu loben, welche sich die Pflichten der Erziehung so bequem zu machen wissen, und der guten Natur alles überlassen, ohne sich mit einer vorwitzigen Verwegenheit in ihre Wirkung zu mengen.

Wie mühsam ist man, junge Hunde zur Jagd, junge Pferde zur Pracht und zum Nutzen, und verschiedne Thiere in Zeiten an Bewegungen oder Töne zu gewöhnen, die uns belustigen können! Es würde ganz vergebens seyn, dergleichen Unterweisungen alsdann erst vorzunehmen, wenn diese Geschöpfe zu alt geworden sind; ja es würde gar lächerlich seyn, wenn man diese Sachen und Dienste von ihnen fodern wollte, ohne sie dazu anzugewöhnen. Alles dieses räume ich ein; aber was will man daraus folgern? Etwan dieses, daß man mit der Jugend auch so mühsam und sorgfältig verfahren müsse? Das heißt die Vorzüge der Menschheit beleidigen, und vernünftige Geschöpfe bis zum Viehe herabstossen.

Nur die Vernunft unterscheidet uns Menschen von dem unvernünftigen Viehe; müssen wir etwan diesen Unterschied erst durch die Erziehung erlangen? Müssen wir erst durch Regeln vernünftig werden? Wie wenig würden wir von dem Viehe in den ersten Jahren unterschieden seyn, da wir noch keiner Lehren und Erziehung fähig sind! Ich erschrecke, wenn ich diesem verwegnen Gedanken weiter nachdenke. Sonst dachte ich auch so, ich läugne es nicht; ich war so einfältig zu glauben, daß die Erziehung Menschen mache, daß ein Mensch ohne vernünftige Erziehung wenig von dem Viehe unterschieden sey: So dachte ich sonst, aber nicht länger, als bis ich die Welt kennen lernte. Ich schäme mich nunmehr meiner bürgerlichen Einfalt.

Poeten werden geboren: das räumen alle Gelehrte ein; Und warum nur Poeten allein? Warum denn nicht auch Bürgermeister, Magnificenzen, Hochwürdige Gnaden, Excellenzen, und Väter des Vaterlandes? Ist es nicht zu pe-

dantisch, wenn man glaubt, nur an Poeten verschwende die Natur ihre mütterliche Vorsorge, und sey gegen diejenigen geiziger, ohne welche die gebornen Poeten gewiß verhungern müßten? Welches Geschöpf ist in der Natur wohl wichtiger; ein Poet, oder ein Mäcenat? Ein Mann, der witzig ist, oder ein Mann, der Geld hat? Und doch wird jener geboren, und dieser soll erst durch Kunst erzwungen werden?

Es folgt also hieraus, daß die Natur alles thut, daß die Erziehung ganz überflüßig, wenigstens in dem Falle nicht nöthig ist, wo man nur die vornehme Absicht hat, angesehen, groß und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umstände setzet, daß wir Verstand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeschickten Einwurf noch immer nicht verschmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Gesetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben so mühsam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daß man davon eben den Nutzen, wie bey den Thieren, haben könnte, und daß es der Kosten und Mühe wohl werth sey, die man darauf wenden muß?

Sagen sie mir einmal, gnädiger Junker, was ist ihnen lieber, ihr Pferd, oder ihre Gemahlinn, ihr Hünerhund, oder ihr Sohn? Wahrhaftig, ich müßte sie nicht kennen, ich müßte nicht eine Stunde lang bey ihnen gewesen seyn, wenn ich nicht wüßte, daß ihnen Pferd und Hund lieber sey, als Frau und Kind. Wie edel denken Ihro Gnaden; wie unendlich ist ihre Einsicht über die niedrigen Vorurtheile des unadlichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit unterthäniger Ehrfurcht derjenigen Messe noch sehr wohl, da sie ihren Apfelschimmel kauften. Sie boten den guten Rath aller ihrer Freunde auf, sie brauchten drey Tage Zeit, ehe sie sich zu diesem Kaufe entschliessen konnten, und nunmehr sind sie von ihrem guten Kaufe so entzückt, daß sie uns Stunden lang mit den Tugenden ihres Apfelschimmels unterhalten. Von ihrer Gemahlinn reden sie desto weniger, und sind sehr zufrieden, wenn andere Leute sie nicht daran erinnern.

nern. Sie verbanden ſich mit ihr ohne lange Ueberlegung, ohne ſie genau zu kennen, und kennen ſie noch itzt nicht. Es iſt auch eben nicht nöthig: Denn ſie heiratheten ſie weder zum Umgange, noch zur Wirthſchaft, ſondern nur Lehnsfolger zu bekommen. Dieſen groſſen Endzweck haben ſie erlangt; die Güter bleiben bey der Familie, und ſie haben alles gethan, was man von ihrer Klugheit erwarten können. Es iſt wahr, ihre Gemahlinn iſt liebenswürdig, ſie iſt tugendhaft, ſie nimmt ſich des Armuths, und beſonders ihrer Unterthanen an, ſo viel ſie kann, ſie iſt groſsmüthig, ohne ſtolz zu ſeyn, ſie iſt eine liebreiche und ſorgfältige Mutter, eine gute Chriſtinn = = = Geduld, gnädiger Junker! wie verdrüßlich ſehen ſie aus! Ich will nicht ein Wort mehr von ihrer Gemahlinn ſagen = = = Was das für ein Apfelſchimmel iſt! Wie die Schenkel arbeiten! Er geht, als wenn er tanzte; Welch ein niedlicher Kopf! Ein ganz vortrefliches Gebäude! = = = Sind ſie nun wieder beſänftigt, gnädiger Herr? Wie freundlich ſie lächeln! Aber, nur noch ein einziges Wort von ihrem jungen Herrn = = = Nein, gewiß nicht mehr, als nur ein einziges Wort. Er wächſt heran; die Jahre kommen, wo er eine anſtändige Erziehung nöthig hat. Sie müſſen ihm einen Hofmeiſter halten. Gelehrt ſoll er nicht werden; das wird er ohnedem ſo geſchwind nicht: nur darf er nicht ſo unwiſſend bleiben. Er muß Sprachen lernen, er muß fechten und tanzen lernen; ſie müſſen ihn unter fremde Leute thun, damit er die Dorfluft entwohnt. = = = O! Sie verſtehn mich unrecht, gnädiger Herr, laſſen ſie mich nur ausreden; Ich meines Orts halte es ja gar nicht für nöthig: Ich kenne ihren alten Adel wohl. Er braucht in der That alle die Pedantereyen nicht, da haben ſie völlig recht; aber, der Hof = = = Verſtehn ſie mich = = = es iſt freylich ſchlimm genug, aber es iſt einmal ſo: Der Hof will ſchlechterdings haben, daß unſere Cavaliere noch zu etwas mehrerm zu gebrauchen ſind, als Füchſe zu graben; Vernünftige, gelehrte, geſchickte Männer will er haben, und nicht adliche Bauern. Der Hof ſagt das; ich

ſage es ja nicht. Es koſtet etwas Geld; freylich koſtet es Geld; aber was ſie an ſeiner Erziehung wenden, iſt ihm nützlicher, als was er von ihnen erbt. Laſſen ſie alle Jahre ein paar hundert Thaler mehr = = = Mein Gott, wie können ſie ſo hitzig ſeyn! = = = Sa! Perdrix! apporte! apporte! Das iſt ein prächtiger Hünerhund! Wie ſchön er behangen iſt! wie ſchön er gezeichnet iſt! Der muß theuer geweſen ſeyn, und ihnen viel koſten, ehe er ſo vollkommen abgerichtet worden iſt = = = Zehn Louis d'or? Iſt das möglich? Aber dafür haben ſie auch einen Hünerhund, der ihrem Revier Ehre macht!

Was glauben meine Leſer? Hat mein Dorfjunker nicht recht? Ich ſollte es wohl meynen. Und wenn es nun nach ſeinen Grundſätzen wahr iſt, daß ein Fräulein, auch ohne alle Erziehung eine rechtſchaffene Frau, und eine redliche Mutter werden, daß ein junger Edelmann die Vorrechte ſeines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlſtand, und Gelehrſamkeit nennt; wenn dieſes wahr iſt: Wozu ſind uns denn die koſtbaren Leute nöthig, die uns alles dieſes erſt lehren ſollen? Und wenn der Adel ſich an der Vorſorge der Natur genügen läßt, ohne an ſeinem Verſtande zu künſteln; was wollen denn wir Bürger uns unterſtehen, der Natur durch eine ſorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das iſt ein ſtrafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute geſprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von ſeiner erſten Jugend an gekannt haben. Bey ihm iſt alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, ſo unwiſſend wie ſeine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutſchlands, wenn er mit ſeiner Nachbarſchaft ſoff. Dieſer ehrliche Vater ließ es unſerm Junker Hanns weder am Eſſen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Vorſorge der Himmel dergeſtalt ſegnete, daß er ſchon im achten Jahre ſtarke dauerhafte Knochen kriegte. Nun ſetzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre ſchoß dieſer hoffnungsvolle Junge ſeinen erſten Haſen, zur Freude

der

der ganzen hohen Familie. Diese Ritterübungen trieb er bis ins zwölfte Jahr, da sich der Vater entschloß, ihm zu allen Ueberflusse so viel Unterricht geben zu lassen, als nöthig war, seinen Namen zu schreiben, und Geschriebnes zu lesen. Der Schulmeister quälte ihn ein ganzes Jahr damit; er war schon ziemlich weit in beidem gekommen, als der Vater starb. Nun hatte die Pedanterey ein Ende. Die Vormünder wollten die Kosten nicht weiter dran wenden, und in der That schickte sichs auch nicht, daß so ein ansehnlicher Landstand in die Schule gieng. Was er als Erb- Lehn- und Gerichtsherr zu wissen nöthig hatte, verstund er nach ihrer Meynung schon. Er konnte essen, trinken, schlafen, reiten, hetzen, die Bauern prügeln, den Pfarrer tummeln, wider den Hof eifern, und bey einem gnädigen Fräulein schlafen; Um deßwillen ließ er sich mündig sprechen, nahm die Güter an, und heirathete. Sollte man wohl glauben, daß Junker Hanns bey dieser Erziehung derjenige geworden ist, den seine Nachbarn wegen seiner guten Tafel lieben, wegen seiner vortrefflichen Pferde und Hunde, als einen Mann von guter Einsicht bewundern, und wegen der Unvorsichtigkeit, mit welcher er bey Tische wider die Regierung eifert, als einen Patrioten anbeten? Vermuthlich hätte er alle diese Vorzüge nicht, wenn er ärmer geboren, und sorgfältiger erzogen worden wäre!

Ich glaube, was ich bisher angeführt habe, wird hinreichend seyn, zu beweisen, daß man, wenigstens in der grossen Welt, eine mühsame Erziehung der Jugend für überflüßig hält, daß man glaubt, die Natur bilde die Gemüther schon selbst, ohne diese Erziehung; daß man sich die geringste Sorge nicht macht, es werden die übeln Angewohnheiten der Jugend einen Einfluß in die männlichen Jahre haben; mit einem Worte, man werde das im Alter thun, was man in der Jugend zu thun gewohnt ist.

Wer noch einen Augenblick daran zweifelt, der gebe sich die Mühe, und prüfe die Kinderzucht seiner Bekannten. Zwey Drittheile von ihnen bekräftigen meinen Satz,

und das übrige dritte Theil gehört zur Ausnahme, die keine Regel macht.

Am allermeisten bestätigt die Erfahrung, daß das Sprüchwort: jung gewohnt, alt gethan, gar keine allgemeine Wahrheit sey.

Der Graf N. N. war bis in sein zwanzigstes Jahr unter der strengen Zucht eines harten und eigensinnigen Vaters, einer abergläubischen Mutter, und eines pedantischen Informators. Der Vater wollte ihn mit Ohrfeigen zwingen, politisch, und ein Staatsmann zu werden; die Mutter prügelte ihn zum Christen, und der traurige Informator blökte ihn bey jedem Donatschnitzer menschenfeindlich an. Was waren die Folgen dieser Zucht? Er war sehr jung an die Bücher und zum Gebete gewöhnt: Hätte man nicht glauben sollen daß er sich bis in sein Alter damit beschäfftigen würde? Nichts weniger. Der unvermuthete Tod seines Vaters veränderte diesen ganzen Plan. Er war im ein und zwanzigsten Jahre mündig, und zugleich Herr von weitläuftigen Gütern, ohne von seiner Mutter und dem Hofmeister abzuhangen. Nun fühlte er, daß er ohne Zügel war. Diese Freyheit war ihm ganz neu; er mußte sich nicht darein zu schicken. Die vernünftige Mittelstrasse, zwischen einer pedantischen Sklaverey und einer ausschweifenden Freyheit, hatte man ihn niemals kennen gelehrt. Von jener riß er sich mit einer jugendlichen Wildheit los; in diese stürzte er sich blindlings. Den Hofmeister jagte er auf eine schimpfliche Art von sich, und verschwur zugleich alles, was zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Wissenschaften gehört. Diesen Schwur hielt er Zeitlebens so heilig, daß er dümmer starb, als er geboren war. Seine Mutter konnte er nicht lieben; er scheute sich noch immer vor ihr, aber er flohe sie. Und, da er merkte, daß er sich vor ihr weiter nicht zu fürchten hatte, so fieng er an, sie zu verachten, und endlich spottete er ihrer Heiligkeit auf eine unanständige Weise. Er konnte es nicht vergessen, daß er zum Gebete so oft geprügelt worden war. Wie ruhig

war

war er nun, da ihn niemand weiter dazu zwang! Noch einige Zeit fuhr er fort, in den gewöhnlichen Stunden zu beten; so wie ein Rad sich noch einige Minuten durch die Gewalt des letzten Drucks bewegt. Nach und nach ward er in seiner maschienenmäßigen Andacht gleichgültig. Ein übelgewählter Umgang machte ihn im kurzen leichtsinnig. Die Gesellschaft roher Jugend brachte ihn so weit, daß er über die Religion lachte, und endlich fiel er einem jungen Engelländer in die Hände, der in London ein Narr, und in Deutschland ein witziger Freygeist war, dieser zeigte ihn auf die lustigste Art von der Welt, daß die ganze Religion ein Gespenst für kriechende Geister, nur für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen sey. Was konnte unserm unglücklichen Grafen angenehmer seyn, als diese Entdeckung, welche seinen innerlichen Haß gegen die ihm eingeprügelte Religion rechtfertigte! Ohne weiter nachzudenken, umarmte er seinen Engelländer, trank Punsch, und spottete über die christliche Dummheit, die einen Gott glaubt. So bald er diesen wichtigen Schritt gethan hatte, so bald waren ihm alle Verbrechen geringe, zu denen er hingerissen ward. Sein ganzes Leben war ein Gewebe von niederträchtigen Bosheiten, und lasterhaften Ausschweifungen, die ihn sehr frühzeitig dem Tode entgegen führten. Er starb endlich mit der Angst eines Menschen, der sich wider die innern Regungen seiner Seele so lange Zeit Mühe gegeben hat, sich und andere zu bereden, daß kein Gott sey. Dieser Elende, welcher seine erste Jugend unter gelehrter Pedanterey, und einer übertriebnen Frömmigkeit zugebracht hatte, lebte, und starb endlich als ein Verräther der schönen Wissenschaften, und als ein Feind der Religion. Er war erzogen, wie Julian; und wie Julian starb er, nur unwissender, und nicht so vornehm verstockt!

Was vor ein Lärm entsteht unter meinen Fenstern? Ich höre die gebietrische Stimme trotziger Heyducken, welche das Volk nöthigen, auszuweichen. Wer sitzt in dieser vergol-

vergoldeten Sänfte? Sejan! Wollen Ihro Excellenz nur einen Augenblick verziehen; ich brauche ihr Bild.

Dieſer prächtig gepuzte Klumpen Fleiſch beſchäfftigt die Hände von ſechs Bedienten; und noch vor zehen Jahren glaubte man, er ſey geboren, andre zu bedienen. Damals machte ihn die Armuth demüthig. Er hat alles vergeſſen, und kennt auch die nicht mehr, denen er die Hände küßte, wenn er von ihrer Großmuth ſeinen nothdürftigen Unterhalt erhielt. Er war dienſtfertig und ſparſam; der Sejan, der itzt mit einer finſtern Strenge diejenigen beleidigt, denen er ſeinen Dienſt verſagt, und auch die mit ſeinem Stolze demüthigt, denen er ſeinen Dienſt nicht hat abſchlagen können. Seine Sparſamkeit war eine Folge des Mangels, und keine Tugend. Itzt lebt er im Ueberfluſſe, er verſchwendet alſo bey aller Gelegenheit, aber nur da nicht, wo er durch eine mäßige Freygebigkeit großmüthig und edel ſeyn könnte. Die Verfolgungen, welche ſeinen Vater unſchuldiger Weiſe trafen, erweckten in ihm einen billigen Abſcheu vor der Ungerechtigkeit der Obern; er flehte den Himmel mit Thränen um Hülfe an: und itzt läßt er unſchuldiger Weiſe die Strenge ſeiner Rache unzählige Unglückſelige empfinden, die vor ihm mit thränenden Augen fliehn, und ihm in ihren jammernden Herzen fluchen. Er war in ſeiner Jugend im Schooſe der Muſen erzogen: Nun ſchämt er ſich ihrer, ſieht verächtlich auf ſie herab, und erröthet, wenn man ihn erinnert, daß er gelehrt geweſen ſey. Durch eine vernünftige Erziehung brachte man ihm die Hochachtung für die Religion bey, die ein jeder haben muß, wenn er ein guter Bürger, und ein rechtſchaffener Mann ſeyn will. Er verlangt beides weiter nicht zu ſeyn. Für die Religion iſt er itzt zu groß; er giebt ſich Mühe, ſie zu verachten, weil ſie ihm nicht zuläßt, daß er ſeine Bosheiten ruhig genieſſe. Mit einem Worte: Sejan war in ſeiner Jugend demüthig, dankbar, dienſtfertig, auf eine anſtändige Art ſparſam, mitleidig; ſein Herz war freundſchaftlich, ſeine Seele edel; er war zu allen Tugenden angewöhnt,

gewöhnt, und eben daher liebenswürdig. Jtzt, da er vornehm und älter geworden, nun iſt er dieſes alles nicht mehr; man haßt ihn.

Das iſt ihr Bild, gnädiger Herr! Kennen ſie ſich? Ich will ſie nicht länger aufhalten. Tragt ihn fort!

Der Unglückſelige! Wie ſehr wäre ihm zu wünſchen, daß er noch in ſeinem Alter das thun möchte, woran er in ſeiner Jugend gewöhnt worden iſt!

Kennen ſie den Greis, welcher dort auf dem Markte unter den Buden herum ſchleicht, und ſich in den alten blauen Mantel gehüllt hat? Grüſſen ſie ihn, er kann ihnen nicht danken; denn er trägt unter dem Mantel in beiden Händen die Käſe und die Wurzeln, die er ſelbſt eingekauft hat, um ſich die Woche hindurch nothdürftig davon zu nähren. Wie reich glauben ſie wohl, daß er ſey? Urtheilen ſie nicht nach ſeiner verhungerten Miene, und noch weniger nach den zerriſſenen Kleidern, die ihm an dem Leibe verfaulen. Er hat zehen tauſend Thaler auf Hypotheken, und noch überdieß ſo viel baares Geld, daß er der halben Stadt auf Pfänder leiht. Und noch iſt alles dieſes nicht vermögend, ihm die ängſtliche Sorge zu benehmen, daß er in ſeinem acht und ſechzigſten Jahre gar leicht Hungers ſterben könne. Seine nächſten Anverwandten müſſen neben ihm darben. Er läßt ſie nichts von ſeinen Schätzen genieſſen: denn er glaubt, der Himmel habe ſie nicht ohne weiſe Urſachen ſo arm werden laſſen; und den Abſichten des Himmels ſich zu widerſetzen, das hält ſein frommer Geiz für eine groſſe Sünde. Er weis, daß ſeine Anverwandten auf ſeinen Tod ängſtlich warten; um deßwillen hält er ſie für ſeine gefährlichſten Feinde. Weil er gehört hat, daß man in jenem Leben weder Nahrung noch Kleider braucht, ſo wünſchte er ſich freylich wohl ein ſanftes und ſeliges Ende, wenn er ſich nur nicht vor den Begräbnißkoſten ſo ſehr fürchtete. Das kann er gar nicht begreifen, was die liebe Obrigkeit denkt, daß ſie den Geiſtlichen zuläßt, ſo viel Unkoſten für ein kleines Grab zu fodern.

Die

Die Erde ist ja des Herrn, wie er immer seufzet; und ihm würde es daher einerley seyn, ob man ihn auf den Kirchhof, oder auf den Anger begrübe, wenn es nur ohne Unkosten geschehen könnte. Seiner Schwester Sohne, einem vernünftigen und geschickten Manne, hat er den Fluch gegeben, weil er wider seinen Willen ein tugendhaftes Mädchen ohne Geld geheirathet hat; und da dieser aus einer guten Absicht, und seine Freundschaft wieder zu gewinnen, ihn zu Gevattern bat, so schwur er, ihn zu enterben, und war durch nichts zu besänftigen, als durch die Erklärung, daß er kein Pathengeld geben, und für die Erziehung des Kindes auf keine Weise sorgen sollte. Den Wein flieht er, wie die Pest; wenigstens auf seiner Stube flieht er ihn. Wenn er ein Mädchen sieht, so schüttelt er den Kopf, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, der ihm ein keusches Herz gegeben hat, welches alle üppige und kostbare Laster verabscheut. Die Kleiderpracht ist ihm was schreckliches; man kann es wohl aus seinem Anzuge sehn. Auch alsdann eifert er dawider, wenn junge Verschwender ihre gestickten Kleider bey ihm versetzen. Er thut dieses allemal mit einem jüdischen Wucher, und doch hält er es für Gott gefällige Werke, weil er dadurch die eitle Jugend ausser Stand setzt, sich durch Hoffart in Kleidern zu versündigen. Nach der Verschwendung ist ihm das Spielen die größte Sünde. Liegt ihm ein Kartenblatt im Wege, so weicht er mit zitternden Schritten aus; denn er glaubt, daß der Teufel dahinter stecke, und auf seine arme Seele laure. Länger als ein Jahr kann die Welt nun nicht mehr stehen; das hat er mir gestern selbst geklagt, da man ihn beredet hatte, daß ein starker Schoß von den Köpfen, ohne Ansehen des Alters, und eine erhöhete Abgabe von dem Vermögen entrichtet werden solle. Er bittet Gott, er möchte ihn vor dem nächsten Termine zu sich nehmen; und wenn er ihm ja sein kümmerliches Leben fristen sollte, so könne er doch ganz unmöglich von seinem bischen Armuth was geben, und wenn es auch zum Schwure kommen müßte.

Dieser

Dieſer niederträchtige Greis iſt in ſeiner Jugend der größte Verſchwender geweſen. Von ſeinem funfzehnten Jahre an, hatte er ſich in die koſtbarſten Ausſchweifungen geſtürzt. Sein Vater kränkte ſich über dieſen ungerathenen Sohn und ſtarb. Die Hälfte des hinterlaſſenen Vermögens reichte kaum zu, die Schulden zu bezahlen, die er bey Lebzeiten ſeines Vaters durch die hungrige Dienſtfertigkeit der Wucherer gemacht hatte. Nunmehr ward die andere Hälfte in der Geſellſchaft der lüderlichſten Weibsperſonen, und der niederträchtigſten Schmarozer verpraßt. Seine Anverwandten merkten, daß er nur noch einen Schritt bis zur äuſſerſten Armuth zu thun hätte, und ihnen hernach zur Laſt fallen würde. Sie ſtellten dieſes der Obrigkeit vor, und man brachte ihn, als einen Verſchwender in das Zuchthaus. Die koſtbaren Kleider, und das prächtige Hausgeräthe, ſo noch übrig waren, verkaufte man, und machte ein Capital daraus, wovon er ſehr nothdürftig leben ſollte.

Auf dieſe Art brachte er ſechzehen Jahre zu, als ein Vetter von ihm in Batavia ſtarb, und ihm ein anſehnliches Vermögen hinterließ. Man hatte nun keinen Vorwand weiter, ihn eingeſchloſſen zu halten: Er ward frey gelaſſen, und von dieſem Augenblicke an hat er ſo gelebt, wie er itzt lebt.

Wer hätte glauben ſollen, daß aus dieſem unſinnigen Verſchwender ein ſo niederträchtiger Wucherer werden ſollte?

Hier habe ich unter ſo vielen hundert Exempeln nur dreye gewählt, welche, wie ich glaube, hinreichend ſeyn werden, deutlich zu beweiſen, daß die Wahrheit des Sprüchworts; Jung gewohnt, alt gethan; gar nicht allgemein iſt.

Und dieſes deutlichen Beweiſes unerachtet, bin ich niemals zweifelhafter geweſen, als itzt, da ich Gelegenheit gehabt habe, weiter nachzudenken, und mich unter meinen Mitbürgern aufmerkſamer umzuſehen.

Es ſind mir ſo viele in die Augen gefallen, welche die guten und böſen Angewohnheiten ihrer Jugend, bis in ihr hohes Alter, hartnäckig beybehalten haben. Und wenn man auch beym erſten Anblicke zuweilen glaubt, eine Aenderung

an

an ihnen zu finden; so wird man doch bey einer genauern Untersuchung merken, daß es eben die Leidenschaften, eben die Angewohnheiten ihrer Jugend, nur unter einem andern Anstriche sind: So wie das Gesicht des Greises in Ansehung der Hauptlineamente noch eben das Gesicht ist, das er in der Jugend gehabt hat; die Runzeln haben ihm nur ein anderes Ansehn gegeben.

Wer sollte glauben, daß die Frau Richardtinn, diese alte Betschwester, noch in diesem Augenblicke eben die seine Buhlerinn ist, die sie vor fünf und dreyßig Jahren war? Damals schminkte sie sich, um schön zu sehen; itzt thut sie es nicht, um den heuchlerischen Ruhm einer frommen und einfältigen Christinn zu erlangen. Ihre schmachtenden Blicke flatterten in Gesellschaften, uud in der Kirche herum, um neue Eroberungen zu machen: Diese Bewegungen sind ihre Augen einmal gewohnt; sie können noch itzt nicht ruhen, und weil die verderbte Welt diese matten Augen nicht weiter bemerken will, so wälzen sie sich andächtig herum, und sehen gen Himmel. Man gebe einmal auf sie Acht, wenn sie in ihrem Betstuhle knieet, den sie aus ihrem alten Triebe, bewundert zu werden, mitten in der Kirche, und vor den Augen des Priesters gemiethet hat; man gebe nur einige Minuten auf sie Acht. Wenn die ganze Versammlung stille ist, so wird man hören, daß sie mit den grossen silbernen Schlössern ihres Gebetbuchs eben so künstlich rauscht, als sie es in jungen Jahren mit dem Fächer that. Vor vierzig Jahren seufzete sie; sie seufzt noch itzt. Damals sang sie verbuhlte Lieder, und lachte: Was soll sie nun thun? Sie singt noch, und weint, nicht über ihre Sünden, nein, über ihre Runzeln. Als ein junges Mädchen richtete sie den Putz, die Mienen, die unschuldigsten Handlungen andrer Mädchen; denn aus Hochmuth wollte sie allein gefallen: Hat sie wohl eine andere Absicht, wenn sie itzt ihren Nächsten verdammt? Sonst gab sie sich Mühe lebhaft zu scheinen, wenn sie die stärksten Gesellschaften mit ihren gedankenlosen Reden übertäubte, und bey allen Gele-

genhei-

genheiten allein plauderte; Hat sie sich vielleicht hierinnen geändert? Nichts weniger. Ihr alter andächtiger Hals überschreyt eine ganze christliche Gemeine, mit ihren gedankenlosen Singen. Niemand verlangt weiter mit ihr zu reden; sie plaudert also mit Gott, und das nennt sie, Beten. Es ist wahr, sie kleidet sich schlecht, einförmig, und bis zum Ekel unachtsam; gleichwohl erinnern sich noch viel Leute ihrer Eitelkeit, und ausschweifenden Kleiderpracht. Das ist keine Veränderung. Sonst liebte sie den Putz, um ihre Schönheit zu heben; itzt wählt sie eine unansehnliche geringe Kleidung, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Mit einem Worte, die abgelebte Frau Richardtinn ist immer noch das kleine, eitle, hochmüthige, und boshafte Geschöpf, das sie in dem Frühlinge ihrer Jahre war; der einzige Unterschied ist dieser: In ihrem zwanzigsten Jahre buhlte sie mit der Welt, im sechzigsten buhlt sie mit dem Himmel.

Bey Messalinen, die wir in voriger Woche begraben haben, konnte man viel leichter entdecken, daß sie in ihrem Alter noch eben diejenige war, die sie in ihrer Jugend gewesen. Sie war das seltene Beyspiel einer standhaften Jungfer, welche sich niemals hat entschliessen können, eine Mannsperson ganz und gar zu heirathen. Dieses hinderte sie nicht, von ihrem vierzehnten Jahre an bis ins vierzigste in einem beständig abwechselnden Ehestande zu leben. Der Reiz verschwand mit ihrer Jugend; der Zeit zum Troß malte sie den entflohenen Reiz auf ihre Wangen. Noch auf ihrem Todbette, da ihr Beichtvater zu ihr kommen, und ihr den letzten Dienst leisten wollte, den Sterbende verlangen; noch alsdenn ließ sie sich den Spiegel vors Bette setzen, schlug den sparsamen Rest ihrer grauen Haare in Locken, druckte zwey kleine verrätherische Muschen zwischen die Runzeln an den Augen, lächelte sich im Spiegel beyfällig an, und schob das Halstuch nachläßig zurück. Durch diese Zubereitung zu ihrem Ende erkältete sie sich, und starb, noch ehe der Beichtvater kam, der beym ersten Eintritt

über

über den unvermutheten Anblick dieſer geſchmückten Mumie allerdings ſehr erſchrack.

Da ich noch in Leyden war, ſtarb die Frau meines Stiefbruders. Sie war in der That ein frommes ehrliches Weib, das ihren Mann aufrichtig liebte, aller Welt mit Vergnügen diente, keinen Menſchen beleidigte. Den einzigen Fehler hatte ſie von ihrer Mutter, daß ſie ſich ſehr gern, ſehr ſorgfältig, und bey aller Gelegenheit putzte. Aber auch dieſer Fehler war noch zu entſchuldigen, da ſie es weder aus Eitelkeit, noch aus Wolluſt, ſondern bloß aus Angewohnheit that, nur, ſich zu putzen. Sie war eben ſo vergnügt, wenn ſie andere Frauenzimmer anputzen konnte. Sie verſchwendete nichts; denn ihr Putz war ſehr wohlfeil, aber nur immer neu. Von keinem Menſchen redete ſie in Geſellſchaft Böſes; aber von Kleidern, von Spitzen, von neuen Moden, von dergleichen artigen Tändeleyen redete ſie beſtändig. Unter dieſer angenehmen Beſchäfftigung brachte ſie ihr ſechs und dreyßigſtes Jahr heran, da ſie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal ſo heftig wurde, daß der Arzt aufrichtig geſtund, es ſey unmöglich, daß ſie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer ſollte dieſe traurige Botſchaft der Kranken bringen, die ſo gern lebte, und mit ſo vielem Geſchmacke gelebt hatte? Ihr Mann liebte ſie zu ſehr, und war in der That allzuſehr bewegt, als daß er im Stande geweſen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geiſtliche ſollte es thun. Er that es auch mit der Vorſicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fordern kann. Er beklagte ſie wegen ihrer jählingen Unpäßlichkeit; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Geneſung; zugleich ſtellte er ihr auch die Möglichkeit eines geſchwinden Todes vor; und zeigte aus verſchiedenen Zufällen, die ſie ſelbſt entdeckte, wie wahrſcheinlich dieſe Möglichkeit ſey. Bey dieſer Vorſtellung hielt er ſich einige Minuten auf; nach und nach führte er ſie unter den angenehmſten Beſchreibungen eines ſanften Todes auf den Punct, welcher ſo kützlich zu ſagen war,

und

und als er ſie endlich mit ſo vielen Umſchweifen zubereitet hatte, ſo wagte er es, und eröffnete ihr: Sie müſſe ſterben. Ich ſterben? rief ſie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem ſechs und dreyßigſten Jahre ſterben? Was fehlt mir? Bin ich ſo krank? Wo iſt der Medicus? Sie ſahe ſich wild in der Stube um; ſie erblickte ihren Mann, und ihre Freunde in der traurigſten Stellung. Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geiſtliche wollte noch einen Verſuch ſeiner Redekunſt wagen; aber ſie war auſſer ſich. Sie fiel ihm mit Ungeſtüm in die Rede, und hieß ihn ſchweigen. Ich ſterbe nicht, rief ſie! Bin ich allein die Sünderinn, die ſo früh ſterben ſoll? Sie drückte ihrem Manne die Hände, und bat, er möchte den Geiſtlichen von ihr gehen laſſen, welcher auch ſo beſcheiden war, und in das nächſte Zimmer gieng. Inzwiſchen kam der Arzt. So bald er herein trat, rief ſie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Iſt es wahr? Muß ich ſterben? Der Arzt ſchwieg, und zuckte die Achſeln. Sie verſtand dieſe traurige Sprache. Verräther! durch ihre Verwahrloſung ſterbe ich! Das ſagte ſie mit einer ihr ungewöhnlichen Wut. Der Arzt wolte ihr nach dem Pulſe greifen: Sie ſtieß ihn von ſich, und hüllte den Kopf in das Bette. Was ſollten wir nun anfangen? Wir ſahen aus ihren Bewegungen die Angſt der Verzweiflung, mit der ſie rang. Der Arzt verſicherte uns, daß dieſes ihren Tod beſchleunige, und daß ſie, bey dieſen heftigen Erſchütterungen ihres Körpers, kaum noch eine Stunde leben könne. Wir waren auſſer uns. Endlich trug man es mir auf, ſie zu beſänftigen. Ich nahm mir vor, mir ihre Neigungen zu Nutze zu machen, und ihr den Tod ſo geputzt zu zeigen, als es möglich ſeyn wollte. Ich näherte mich ganz gelaſſen ihrem Bette. Sie ſchlug die Augen auf, und ſah mich ſchüchtern an. Sind ſie auch ein Bote des Todes? Ja, ich will ſterben, ich Unglückliche, ich will gern ſterben! Das ſagte ſie mit knirſchenden Zähnen. Vielleicht iſt dieſe Furcht noch zu früh; war meine Antwort. Meynen ſie, Herr Schwager, ſollte

ich wohl noch leben können? Iſt dieſe Furcht noch zu früh? Sie ſind doch ein rechtſchaffener Freund von mir; mit ihnen kann man doch vernünftig reden. Glauben ſie in der That noch, daß Hoffnung übrig iſt? Aber ſchmeicheln ſie mir nicht. Bey dieſer Anrede merkte ich gar deutlich, daß ihre Seele die letzten Kräfte ſammelte, die Freude auszudrücken, die ſie über ein längeres Leben hatte. Ich bemächtigte mich dieſes vortheilhaften Augenblickes, ſetzte mich an ihr Bette, und faßte ſie bey ihrer ſterbenden Hand. Ich zeigte ihr, daß vielleicht noch Hoffnung zum Leben übrig ſeyn könnte, daß wir es alle ſo ſehr wünſchten, als ſie es ſelbſt kaum wünſchen könne, daß ich als ihr wahrer Freund ganz untröſtbar ſeyn würde, wenn ſie ſterben ſollte. Ich hoffte, es ſolle nicht geſchehen. Weil aber doch ein vernünftiger Menſch ſich auf alle Fälle müſſe gefaßt halten; ſo bäte ich ſie, mir zu ſagen, wie ſie auf dieſen unverhofften Fall wünſchte, im Sarge angekleidet zu ſeyn. Ich hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, ſo fühlte ich an ihrer Hand, daß der Puls ſtärker ſchlug. Ihre halb gebrochnen Augen bekamen wieder etwas von ihrem vorigen Feuer; ſie lächelte mich mit einer chriſtlichen Gelaſſenheit an, drückte mir die Hand, und ſagte: Wie GOtt will! Wir ſind alle ſterblich! Und wenn ich ja ſterben ſoll, ſo beſchwöre ich ſie bey ihrer Freundſchaft, laſſen ſie bey meiner Beerdigung nichts fehlen. Der Sarg muß von eichnem Holze ſeyn; aber, Herr Schwager, ja nicht ſo einen ſchlechten fleckichten Sarg, wie ihn die Stadtrichterinn hatte. Laſſen ſie ihn ſo glatt bonen, als es die kurze Zeit erlaubt. Hier fuhr ſie, faſt eine halbe Stunde, mit einer innerlichen Zufriedenheit fort, mir die Beſchlagung des Sarges, deſſen Bedeckung, die Anzahl der Lichter, ſo um den Sarg ſtehen ſollten, die Leichenproceßion, die Trauer für die Bedienten, die monatlichen Veränderungen, die ihr Mann bey ſeiner Trauer im erſten Jahre beobachten ſollte, mit einem Worte, die geringſten Kleinigkeiten vorzuſchreiben, die ich nicht verſtand, und die ich unmöglich merken konnte. Sie war von langen Reden ſehr entkräftet; ich

bat

bat sie, sich zu schonen. Lieber Gott, antwortete sie seufzend, lassen sie mich immer reden; vielleicht habe ich kaum noch eine Viertelstunde zu leben. Diese will ich noch anwenden, mich zu meinem Ende zu bereiten. Denn sehen sie nur, Herr Schwager, ich habe alles bey mir sehr vernünftig überlegt. Da mich Gott von meinem Manne, und meinen lieben Kindern im sechs und dreyßigsten Jahre, ja wohl in der Blüthe meines Alters! dahin reißt, so wird man es mir bey meiner Jugend nicht für eine Eitelkeit auslegen können, wenn ich rothen Atlaß zum Küssen nehme. Auf eben die Art soll auch der Sarg ausgeschlagen werden. Ich fühle, daß ich matt werde, ich kann kaum mehr reden. Wie flüchtig ist doch unser Leben! = = Hier ruhte sie einige Minuten, und ich gab einen Wink, daß man den Geistlichen wiederholen möchte. = = = Also, mit rothem Atlaß ausgeschlagen; das waren meine Gedanken, Herr Schwager. Dort in jener Commode, im mittelsten Fache rechter Hand, bey meinem neuen Fächer = = = den haben sie wohl noch nicht gesehen, Herr Schwager? Sie sollen ihn gleich sehen = = = dort liegt ein Stück silberner Spitzchen. Mit diesen wollen wir die Küssen, und den Atlaß im Sarge besetzen, alles Bogenweise; sehn sie auf mich, Herr Schwager, so wie ichs ihnen hier weise; (und sie wies mir es mit dem Finger auf dem Bette) aber so, ja nicht anders, und die Bogen bey Leibe nicht zu klein, es ist sonst gar kein Geschmack darinnen. Die Haare soll mir meine Schwester frisiren lassen, so, wie ich sie vor vier Wochen trug, als ich Gevatter stund; nur nicht zu weit ins Gesichte; man sieht wie eine Eule aus. Mein Sterbekleid aber = = = Hier trat der Geistliche ins Zimmer. Kommen sie, Herr Beichtvater, kommen sie zu mir her. Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich mich auf alle Fälle fassen können. Vielleicht fristet mir der Himmel das Leben noch; inzwischen will ich doch als eine gute Christinn, mich zu meiner Hinfahrt bereiten. Der Geistliche war über diese geschwinde Veränderung erstaunt,

und schickte sich an, seine Kranke die letzte Handlung eines sterbenden Christen verrichten zu lassen. Ich wollte mit den übrigen aus der Stube gehen, und sie allein lassen: Aber sie hielt mich fest beym Rocke, und sagte ganz sachte zu mir: Sie müssen bey mir bleiben; ich habe noch verschiedenes mit ihnen zu reden. Ich blieb also bey ihr, und bewunderte nunmehr ihre wahre Standhaftigkeit, mit welcher sie die Vermahnungen des Geistlichen hörte, und ihren Tod mit einer zuversichtlichen Gelassenheit zu erwarten schien. Ueber dieser andächtigen Handlung mochte fast eine halbe Stunde verstrichen seyn. Ihre Freunde traten wieder ins Zimmer, und sie ward so matt, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Durch viele Mühe kam sie wieder zu sich selbst. Sie fragte, wo ich wäre, und ich stund bey ihr, aber die Augen waren schon trübe. Sie faßte mich wieder bey der Hand: Nur noch ein Wort, Herr Schwager; denn ich fühle es, es wird bald das Letzte seyn. Zu meinem Sterbekleide nehmen sie weissen Atlaß, so rein sie ihn kaufen können. Wir wollen es mit silbernen Spitzen besetzen, von dem Muster, wie ich auf meiner neuen Andrienne habe . . . Gerechter GOtt! Die Andrienne werde ich nun auch nicht wieder anziehen! Was sind wir elende Menschen doch mit allen unsern weitaussehenden Anschlägen! . . . Meine Wäsche . . . Hier fiel sie in eine neue Ohnmacht: aber sie erhohlte sich geschwind wieder; denn sie hatte mir noch zu sagen, daß sie nicht wüßte, was sie vor Schuhe anziehen sollte. Ich schlug ihr in der Angst vor, sie sollte die Brautschuhe nehmen; allein sie schüttelte mit dem Kopfe, und sagte: Die altväterischen Schuhe! Endlich wählte sie ein andres Paar Schuhe, ich weiß nicht mehr, welches. Die dritte Ohnmacht überfiel sie. Es kostete viel Mühe, ihre fliehenden Lebensgeister zurück zu bringen: Endlich gelung es dem Arzte. Sie erwachte, aber die Sprache hatte sie verloren. Sie winkte ihrem Manne, den sie zärtlich umarmte. Man führte ihre beiden Kinder ans Bette, denen sie die Hand

auf-

auflegte, und einige Thränen dabey fallen ließ. Gegen die Anwesenden machte sie eine freundschaftliche Bewegung, die die Stelle eines Abschiedes vertrat. Wir waren alle aufs äusserste gerührt. Ich mußte noch einmal zu ihr treten: Sie versuchte zu reden; aber es war ihr unmöglich. Sie wies etliche mal zwischen die Brust, und ward ungeduldig, daß ich sie nicht verstehen konnte. Sie wiederholte diese Zeichen noch einmal, und drückte die zusammen geballte Hand zwischen die Brust. Nun verstand ich sie, und sagte: Einen Straus meynen sie? Sie sollen ihn recht schön haben! So bald ich dieses gesprochen hatte, lächelte sie mich dankbar an, drückte sich die Augen selbst zu, und verschied.

Sieht man wohl oft ein so ruhiges Ende, als das Ende dieser Heldinn war! Noch ihre letzte Miene war ein Beweis, daß man das im Alter, und im letzten Augenblicke des Lebens thut, was man in der Jugend sich angewöhnt hat.

Diese drey Exempel sind so überzeugend deutlich, daß ich nicht Ursache haben würde, noch weitläuftiger meinen Satz zu beweisen, daß das Sprüchwort: Jung gewohnt, alt gethan; eine ziemliche allgemeine Wahrheit sey. Aber ich darf hiebey nicht stehen bleiben. Diese Exempel sind alle drey von dem weiblichen Geschlechte entlehnet. Dadurch würde ich mich den empfindlichen Vorwürfen einer meiner Freundinnen in Cleve bloß stellen, welche mir immer Schuld giebt, daß ich mich in meinen Reden und Schriften zu sehr an dem Frauenzimmer versündige. Sie lobt mich mit Beyfalle, wenn sie findet, daß ich keinem Stande und keinem Alter schmeichle. Die Gelehrten, den Soldatenstand, auch die Geistlichen, alle überläßt sie mir: Ja, gewisser Ursachen wegen, würde sie es gern sehen, wenn ich weniger behutsam mit den Obern verführe; denn sie ist eine hitzige Patriotinn, und ihr Mann ist kein Freund von Steuern und Gaben. Aber, das kann sie durchaus nicht leiden, daß ich das Frauenzimmer zu oft, und, wie sie glaubt, immer nicht auf eine Art erwähne, die für eine Schmeicheley angesehen werden könne. Darüber eifert sie

mit einer Heftigkeit, die dem Zanke sehr nahe kömmt. Sie würde mich böse machen, wenn sie nicht schön aussähe: Aber, ihr kleiner Mund bekommt einen ganz neuen Reiz, wenn er schmält; ihre Augen sind auf eine besondre Art angenehm, wenn sie ein wenig grimmig werden. Ich liebe diese kleine Kunstrichterinn in der wilden Unordnung, worein sie die Liebe zu ihrem Geschlechte setzt. Ich werde mich wohl noch weiter auf diese Art versündigen. Ich würde gar zu viel verlieren, wenn ich sie nicht wider mich erzürnte. Wie reizend wird sie mit ihren weissen Zähnen knirschen, wenn sie diese Stelle so unvermuthet in meinen Sprüchwörtern findet! Ich habe ihr gedroht, daß ich ihre Partheylichkeit der Welt verrathen wollte, wenn sie nicht aufhörte, mich mit ihrer Kritik zu martern. In der That hat sie bey ihren tugendhaften Vollkommenheiten gar nicht Ursache, sich der Fehler ihres Geschlechts anzunehmen. Sie sollte bedenken, daß ihr Geschlecht die Hälfte der Welt ausmacht; so würde sie selbst nachrechnen können, daß ich niemals zwo tugendhafte, oder zwo lächerliche Charaktere malen kann, ohne den einen von dem Frauenzimmer zu borgen. Gleichwohl entschuldige ich bey ihr diese Vorurtheile. Sie thut nichts, als was der größte Theil der Leser thut, welche zwar geschehen lassen, daß man aller spottet, aber alsdenn die Stirne runzeln, wenn man den ihrigen zu nahe kömmt. Sehn sie, Madame, wie billig ich bin. Und damit ich sie noch mehr beruhige, so will ich dieses Sprüchwort nicht eher schliessen, bis ich einige Exempel angeführt, daß auch bey uns Mannspersonen, die Thorheiten der Jugend noch im Alter ihre volle Kraft unverändert behalten. Können sie wohl mehr von mir verlangen, Madame? Ich küsse ihnen die Hände!

Der ungerechte Herkommann, dieser Vater der Sporteln, und Hoheprieſter der Chicane, wird auf dem Rathhause unvergessen seyn, so lange man noch einen Schelm nennt. Den ersten Schritt, den er in die hohe Schule that, den that er in das Hays eines Mannes, welches von den

den Thränen der Wittwen, und dem geraubten Brodte der Waisen erbaut war. Dieser geschworne Feind der Gerechtigkeit empfieng ihn, als den hoffnungsvollen Sohn seines würdigen Freundes, mit offenen Armen. Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß der Vater unsers Herkommanns im Gefängnisse gestorben war, und dieses um einer Kleinigkeit willen: Mit einem Worte, er hatte ein paar falsche Wechsel gemacht; in der That war dieses unter allen seinen Verbrechen das kleinste. Herkommann entdeckte seinem neuen Vater gar zeitig die grossen Gaben, die in ihm noch unausgebildet lagen. Ohne sich auf der Universität lange mit dem zu martern, was man Theorie nennt, schritt er gleich im ersten Jahre zur Praxi. Es vergiengen nicht vier Monate, so war er im Stande, alle Hände nachzumalen. Bey müßigen Nebenstunden übte er sich in der Geschicklichkeit, Siegel nachzudrücken, und Briefe unvermerkt zu öffnen. Damit er einige Nahrung haben, und desto mehr aufgemuntert werden möchte; so lehrte ihn sein Gönner die einträgliche Kunst, Zeugnisse abzulegen, und brachte ihn im kurzen dergestalt in die Kundschaft, daß er der ganzen Gegend, in allen möglichen Fällen, und wo es nur verlangt ward, mit seinem Zeugnisse gegen die Gebühr diente. Hievon hatte er einen dreyfachen Nutzen: Er verdiente Geld; er ward so unverschämt, als nach den Grundsätzen seines Lehrers ein Advocat seiner Art seyn mußte; und endlich lernte er zugleich durch eigne Erfahrung, wie man Zeugen abrichtet. Diese zween letzten Vortheile bringen noch mehr ein, als alle Titel aus den Pandekten. Nunmehr fand ihn sein Lehrer fähig, der Gerechtigkeit den Krieg anzukündigen, und zu practiciren. Seinen ersten Proceß verlor er. Sein Gegner war ein Advocat, der geschickt, ehrlich, und unerschrocken war: Sein Richter war einsehend und unpartheyisch. Unser Herkommann war noch nicht abgehärtet, und unverschämt genug, vor den Augen eines gerechten Richters, und eines Gegners, den die Wahrheit muthig machte, die augenscheinliche Ungerechtig-

keit seiner Sache zu vertheidigen. Er konnte sich nicht fassen; der Richter überführte ihn seiner Bosheit; sein Client verlohr seine Ansprüche, und sein baares Geld; der unglückliche Herkommann aber schlich beschämt nach Hause, und klagte seinem Meister den traurigen Ausgang seines ersten Angriffs. Dieser erfahrne Mann munterte ihn auf. Er gestund ihm, daß es sehr schwer sey, vor den Augen eines unpartheyischen Richters, und eines erfahrnen Gegners eine ungerechte Sache gelassen zu vertheidigen: Zugleich aber versicherte er ihm, es sey ein sehr seltnes Phänomenon, einen solchen Richter, und einen solchen Gegner beysammen zu finden. Muth müsse er fassen, dem Richter beständig widersprechen, seinen Gegner durch persönliche Vorwürfe und Grobheiten erhitzen; mit einem Worte, wenn er sie nicht mit der Bindigkeit der Beweise überführen könne, so müsse er sie durch die Stärke seiner Lunge überschreyen. Oft lernt ein junger Feldherr durch den Verlust einer Schlacht mehr Kriegskunst, als durch den vortheilhaftesten Sieg: Unserm Herkommann wiederfuhr eben dieses. Durch sein Unglück ward er groß. Bisher hatte er sich vornehmlich nur dieses angelegen seyn lassen, wie er die unbequemen Regungen eines ersterbenden Gewissens niederdrücke, und sein Gesicht gewöhne, niemals zu erröthen: Nun arbeitete er auch an seiner Lunge, und arbeitete mit einem so glücklichen Erfolge, daß er mit der Dreistigkeit eines alten legalen Betrügers in kurzer Zeit den Richter betäubte, und den Gegentheil überschrie. Nunmehr ward er allen Richterstuben schrecklich, und in der ganzen Gegend als ein grosser Advocat berühmt. Wittwen und Waisen zitterten vor seinem Namen; aber allen denen war er eine sichre Zuflucht, welche verdienten, gehangen zu werden. So seltne Verdienste sind einer seltnen Belohnung würdig. Der alte getreue Wegweiser unsers Herkommanns erstaunte über den geschwinden Fortgang dieses jungen Rabulisten. Er freute sich über dieses Werk seiner Hände, und liebte ihn, wie ein reissender Wolf seine Jungen liebt. Die Erfahrung hatte

ihn

ihn gelehrt, wie wenig Zeit dazu gehöre, sich reich zu plündern. Schon im Geiste stellte er sich die Grösse, und die Reichthümer seines muthigen Herkommanns vor. Zur Belohnung seiner ihm geleisteten Dienste, wollte er sein Glück mit dem Glücke dieses hoffnungsvollen Mannes verbinden: Er gab ihm also seine einzige Tochter. Die vertraulichste Einigkeit der Strassenräuber ist von keiner Dauer, und nimmt oft ein blutiges Ende. Herkommann, und sein Schwiegervater waren beide zu boshaft, als daß sie lange Zeit mit einander in einem Hause ruhig leben konnten. Ihre Freundschaft brach mit Heftigkeit aus; sie verklagten einander vor dem Richter. Die ganze Stadt war aufmerksam, wie bey dem rasenden Kampfe zwoer grimmiger Bestien. Herkommann, welchen die Chicane vorzüglich liebte, wie das Glück junge Helden liebt, und alten untreu wird; Herkommann, den sein Schwiegervater zum Raube eingesegnet, und zum Betrüger abgerichtet hatte, dieser undankbare Herkommann bestritt ihn mit seinen eignen Waffen, und siegte. Er war so geschickt, daß er seinen Schwiegervater um das Haus, und um sein ganzes Vermögen brachte. Er ließ ihn elendiglich verhungern. Nun war ihm weiter nichts im Wege, ungehindert zu würgen. Er that es dreyßig Jahre lang, und verwüstete die ganze Gegend. Das war ihm noch nicht genug: Auch nach seinem Tode wollte er noch schaden. Er machte ein Testament, welches seine Erben in die größte Verbitterung und in Processe stürzte, die ihnen nicht allein die Erbschaft zernichteten, sondern auch noch ihr eignes Vermögen kosteten. Herkommann that also in seinem Alter das, woran er sich in seiner Jugend gewöhnt hatte. Er war ein junger Böswicht, ein alter Räuber, und auch nach seinem Tode noch ein schändlicher Betrüger. Es fällt mir noch eine merkwürdige Handlung seiner standhaften Bosheit ein. Wenig Stunden vor seinem Tode entschloß er sich, des Wohlstands wegen den Beichtvater zu sich kommen zu lassen. Dieser segnete ihn endlich ein, und beym Einsegnen merkte Herkommann, daß

er contrebantes Tuch zum Prieſterrocke hatte. Er ließ den Fiſcal rufen, gab es an, und ſtarb.

N. N. ward durch den Tod ſeiner Aeltern der unwürdige Erbe eines anſehnlichen Vermögens. Sein rechtſchaffener Vater kannte ihn genauer, als viele Väter ihre Kinder nicht kennen. Er hatte gemerkt, daß ſein Sohn, von den erſten Jahren an, das Geld, ſo man ihm in die Hände gab, auf die niederträchtigſte Art verſchwendete. Er bemühte ſich, den Folgen davon durch ein ſehr ſorgfältig eingerichtetes Teſtament vorzukommen. Dieſe Sorgfalt war vergebens. In der verabſcheuungswürdigſten Geſellſchaft von eigennützigen Freunden, von Spielern und Huren brachte er ſein Vermögen durch, ohne es ſelbſt zu genieſſen. Itzt lebt er von dem Almoſen ſeiner Freunde. Weder die Verachtung der ganzen Stadt, noch die nagende Armuth, noch eine Zeit von funfzig traurigen Jahren ſind vermögend geweſen, ihn vernünftig zu machen. An ſeine raſenden Ausſchweifungen denkt er mit Vergnügen, und verſichert mit den ſchrecklichſten Flüchen alle, die es hören wollen, daß, wenn ſein Vater heute ſtürbe, er noch heute Anſtalt machen würde, das ererbte Vermögen mit eben der wilden Art zu zerſtreuen, wie er es vor dreyßig Jahren gethan habe.

Veit Knollius war des Verwalters Sohn, und in ſeinem Dorfe der gelehrteſte Bauerjunge. Seine zärtliche Mutter war erkenntlich; drum lobte ihn der Schulmeiſter alle Sonntage. Das machte den albernen Buben hochmüthig: Er verachtete die andern Knaben, welche nicht ſo fix leſen und ſchreiben konnten. Es war ihm unleidlich, wenn ihm einer von ſeinen Mitſchülern widerſprach, und da ihm die Natur, auſſer ſeinem groſſen Verſtande auch groſſe Fäuſte gegeben hatte, ſo prügelte er auf die armen Jungen deſpotiſch los. In dieſer Gemüthsverfaſſung kam er auf eine Stadtſchule, wo er alle Tage gelehrter, und alle Tage unbeſcheidner ward. Auf hohen Schulen bildete er ſeine grobe Seele ſorgfältig aus. Er war unermüdet fleißig,

um

um andern ins Geſicht ſagen zu können, daß ſie unwiſſender Pobel wären. Im Kurzen ſagte er dieſes ſeinem eignen Lehrer; und damit er die Freyheit erlangen möge, es öffentlich behaupten zu dürfen, ſo öffnete er ſich den Weg zum Katheder, und wies der Welt in dem ſchönſten Lateine, deſſen ſich in Rom kein Bootsknecht hätte ſchämen dürfen, daß alle ſeine Collegen unwiſſende Eſel, und deutſche Ochſen wären, und daß nur er von den Muſen geſandt wäre, ſeinem blinden Vaterlande die Augen zu öffnen, und den hochmüthigen Ausländer einen Mann entgegen zu ſetzen, der Knollius heiſſe. Es waren einige Theile der Gelehrſamkeit, um die er wahre Verdienſte hatte; Seine Feinde ſelbſt konnten ihm das nicht abſprechen: Aber auch ſeine beſten Freunde mußten geſtehen, daß dieſe Verdienſte durch ſeine Eigenliebe, und beleidigende Grobheiten dergeſtalt verdunkelt würden, daß er allen unerträglich ſey, und ein unpartheyiſcher Richter immer unſchlüßig bleibe, ob man mehr Urſache habe, ihn hoch zu ſchätzen, oder ihn zu verachten. Dieſe Aufführung, welche ſo gar die Critici in den Niederlanden für unhöflich hielten, erregte ihm viele heftige Gegner. Man griff ihn von allen Seiten unbarmherzig an, und zeigte ihm theils mit einer ernſthaften Gelaſſenheit, theils mit beiſſender Bitterkeit, theils aber in ſeiner eignen groben Sprache, daß er der gelehrteſte Thor ſeiner Zeit ſey. Bey allen dieſen Anfällen blieb er muthig ſtehen. Er war von ſeinen Verdienſten ſo trunken, und von der dankbaren Ehrfurcht, die ihm die ſpäteſte Nachwelt bezeigen würde, ſo gewiß überzeugt, daß er die vernünftigen und unvernünftigen Vorwürfe mit gleichem Hochmuthe verachtete. Grotius und Bayle waren groſſe Männer geweſen, und eben um deßwillen waren ſie den feindſeligen Spöttereyen ihrer neidiſchen Gegner ausgeſetzt. Dieſes war ſein Troſt; aber er beſann ſich nicht, daß auch Bav und Mäv verſpottet worden waren. Unſer groſſer Knollius hatte in lateiniſchen Büchern geleſen, daß die ungeſitteſten Männer durch die Liebe menſchlich, und beſcheiden geworden waren.

Dieſes

Dieſes nannte er weibiſch. Er flohe alſo den Umgang mit Frauenzimmern; er heirathete nicht, er liebte niemals, und flüchtete ſich vor der Liebe hinter ſeine fürchterlichen Folianten, um nicht menſchlich, und nicht geſittet zu werden. Denn nun hoffte er, zur Vergeltung ſeiner Unempfindlichkeit, ein deſto gröſſerer Gelehrter, ſeinen Feinden nun ſchrecklicher, und unſterblich zu werden. Unter dergleichen menſchenfeindlichen Beſchäfftigungen iſt er alt worden. Man will der Nachwelt ſeinen Ruhm überlaſſen, und fängt daher ſchon itzt an, ihn zu vergeſſen. Dieſe Verachtung fühlt er nicht. Noch ſchreibt er muthig fort. Es fehlt ihm nicht ganz an Schülern und Bewunderern, ſo unbeſcheiden er auch iſt. Dieſe junge grobe Brut giebt ſeinem gelehrten Hochmuthe immer neue Nahrung. Er zieht ſie für die Nachwelt heran, ſo wie er erzogen worden iſt. Er braucht ſie bereits zu kleinen kritiſchen Streifereyen, und ſegnet ſie in ſeinem väterlichen Schooſe, wenn ſie mit Schlägen zurück gejaget werden. Es iſt zu befürchten, daß unſer Knollius noch lange lebt: Man kann aber gewiß glauben, daß er ſich niemals ändern wird, da er ſich in funfzig Jahren nicht geändert hat. Schon auf dem Dorfe bey ſeinem Vater war er der unerträgliche Bube, der mit Fäuſten drein ſchlug, wenn ihm widerſprochen ward: Noch in dieſem Augenblicke iſt er eben ſo ein kritiſcher Bengel, und verfolgt alle, die mit ſeinen gelehrten Grobheiten, die ſo unbedachtſam ſind, ihm zu widerſprechen. Ich freue mich, daß ich auch unter dem gelehrten Pöbel Männer finde, die die Wahrheit meines Sprüchworts beweiſen.

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle dieſe Umſtände zuſammen nöthigen, zu arbeiten, dieſe ſind immer ungerecht genug, zu behaupten, daß der Müſſiggang eine ſehr leichte Sache ſey, daß aus demſelben viel Schaden für das gemeine Weſen entſtehe, und daß es ihnen ganz unbegreiflich ſey, wie ein vernünftiges Geſchöpfe Geduld genug haben könne, ſein ganzes Leben, von den erſten

ſten Jahren an, bis in das höchſte Alter in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Auf dieſe Vorwürfe will ich nur mit wenigem im Namen der Müßiggänger antworten, da es zu viel Arbeit für ſie ſeyn würde, wenn ſie es ſelbſt thun ſollten.

Es iſt ungerecht zu ſagen, daß der Müßiggang eine leichte Sache ſey, Man betrachte nur die unruhige Wirkſamkeit der Seele, welche ſich beſtändig beſchäfftigen, beſtändig mit neuen Vorwürfen unterhalten, niemals, ſo gar im Schlafe nicht, ruhen will. Wie viel Arbeit gehört dazu, dieſe geſchäfftige Seele in eine ruhige Unempfindlichkeit einzuwiegen? Wie ſchrecklich muß einem Menſchen, der des Müßiggangs noch ungewohnt iſt, die traurige Ausſicht in das Leere des langen Tages ſeyn, welchen er beym Erwachen anfängt? Er wird es durch die Zeit gewohnt; er gähnt dem Tage entgegen, nährt ſeinen Körper, ſucht ſich in Geſellſchaft anderer Müßiggänger zu zerſtreuen, und freut ſich, wenn die erquickende Stunde kömmt, wo er ſich vor dem Getöſe der arbeitenden Welt in ſein Bette flüchten kann. Wie dieſer Tag iſt, ſo ſind die vielen tauſend Tage, die er zu leben hat. Bey einer ſolchen gedankenloſen Einförmigkeit würde ſich ein Engelländer hängen, aber ein ſich ſelbſt gelaſſener Deutſcher wird dabey fett. Iſt der Müßiggang ſo leicht, warum fliehen ihn diejenigen ſo ſehr, die dergleichen Vorwürfe machen?

Alſo iſt es nicht leicht, müßig zu gehen; ich will aber auch beweiſen, daß aus dem Müßiggange nicht allein gar kein Schaden für das gemeine Weſen entſteht, ſondern daß ſolcher demſelben ungemein vortheilhaft iſt. Die Stärke eines Landes beſteht in der Nahrung, das iſt ausgemacht; die meiſte Nahrung iſt da, wo das meiſte verzehrt wird, das iſt auch ausgemacht; und nirgends wird mehr verzehrt, als wo viel Müßiggänger ſind. Verlangt man davon Beweis? Ich will es nicht hoffen. So bald ein Müßiggänger aufſteht, ſo bald fängt er an zu verzehren, und kaut noch in dem Augenblicke, da er ſich, obwohl ſpät, zu Bet-

te

te legt. Von den zwölf Stunden, die er wacht, werden achte mit Essen und Trinken zugebracht, und da er niemals ißt, wenn ihn hungert, und niemals trinkt, wenn ihn dürstet, so sind es nur theure Speisen und kostbare Getränke, die er wählt, seinen Geschmack zu reizen. Ein Mann, der durch Arbeit sein Brodt verdient, lebt die meisten Tage über sparsam, und verthut gemeiniglich nur wenige Groschen. Ein Müßiggänger hingegen, dessen Vater ihm das Brodt verdient hat, wird mehr Thaler verzehren, als jener Groschen braucht. Nun rechne man selbst nach, (denn itzt rede ich nur mit denen, die rechnen) welcher von beiden dem Vaterlande am meisten nützlich sey. Ich will weder von dem übrigen Aufwande in Kleidung, in Spielen, noch von dem kostbaren Viehe reden, das gemeiniglich ein vornehmer Müßiggänger zu seiner Gesellschaft unterhält. Man sieht hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müßiggänger dem Commerze sind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verstehn, daß ich nicht vom Pöbel, oder armen Müßiggängern rede; eben darum sind diese zur Arbeit verdammt, weil sie Pöbel und arm sind: Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, sich von reichen Müttern gebären zu lassen, oder denen die Vorsicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder, welche die vornehme Kunst verstehen, das Vermögen anderer Leute zu verzehren.

Ausser diesem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müßiggänger in Ansehung des Consumo, wie man es kunstmäßig nennt, zuwächst, ist auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu geniessen haben. Dadurch, daß jene zu groß sind, als daß sie arbeiten sollten, bleiben Aemter genug übrig, durch welche diese ihr Brodt verdienen können: Und wenn auch, wie es oft geschieht, vornehme Müßiggänger wichtige Aemter bekleiden: so hat doch der Himmel, der alle seine Gaben so weislich eintheilt, gemeiniglich dasjenige, so er durch den Rang, und das Vermögen an sie verschwendet, ihnen wieder am

Ver-

Verſtande abgebrochen, und dadurch ſie in die Nothwendigkeit geſetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für ſie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verſtand genug haben.

Was ich hier mit wenigem berührt habe, iſt weiter nichts, als ein kurzer Entwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig unter dem Titel: Die ſchwere Kunſt, müßig zu gehn, dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir der Himmel mein Leben und meine rechte Hand friſtet. Itzt alſo will ich davon weiter nichts ſagen, und nur diejenigen freundſchaftlich warnen, welche immer ſo übereilend ſind, auf den Müßiggang zu ſchmälen, und die Müßiggänger zu verachten; ohne zu bedenken, daß ſie unrecht haben, und ſich der Feindſchaft ſo vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müßiggänger ausſetzen.

Der letzte Vorwurf iſt noch zu beantworten übrig. Es können nämlich meine Gegner nicht begreifen, wie ein vernünftiges Geſchöpf Geduld genug habe, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an, bis in das höchſte Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Ich kann es nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte alſo Ihro Excellenz, den Herrn Baron von ***, einen meiner größten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels, und ſeines ererbten Vermögens, zwey und ſiebenzig Jahre rühmlichſt müßig gegangen iſt. Er lag eben auf dem Canapee, und rauchte Tabak, da ich ihn meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit einer faulen Miene an, und ſagte: Sind ſie auch ſo ein Narr, Herr Panßa! Wiſſen ſie das noch nicht? Nach Tiſche will ich es ihnen ſagen, wenn ich Zeit haben werde. Aber bis itzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrüßlich, wenn ich ihn an ſein Verſprechen erinnere. Ich muß alſo warten, bis die glückliche Stunde kömmt, wo er ſich die Zeit nehmen wird, mir das groſſe Geheimniß zu entdecken. Bis dahin müſſen ſich meine Leſer gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit

Damit ich aber doch etwas thue, so will ich der Welt eine kurze Nachricht von diesem patriotischen Müßiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nachbarschaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen seiner Wuchereyen berühmt. Er hielt die empfindlichsten Vorwürfe aus, um ein pro Cent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräthe, und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in dasiger Gegend bey ihm, als Pfänder, versetzten. Durch beständige Processe gewann er bey nahe noch mehr, als sein Advocat; er stritt mit allen Nachbarn, und brachte die ansehnlichsten Familien an den Bettelstab. Mit einem Worte; er scharrte ein erstaunendes Vermögen zusammen, welches er seinem einzigen Sohne, meinem grossen Mäcenaten, hinterließ. Dieser kam auf die Welt, da sein Vater schon fünf und sechzig Jahr alt war. Die Feinde seiner Mutter, einer jungen, und liebenswürdigen Frau, hielten seine Geburt für sehr problematisch, und machten seinen Vater, nicht sowohl durch die Vorstellungen, daß er ein Hahnrey seyn könnte, als vielmehr dadurch unruhig, daß er einen ziemlichen Theil seines Vermögens auf die Erziehung dieses ungehofften Kindes würde verwenden müssen. In dieser ängstlichen Ungewißheit blieb er fast ein halbes Jahr, da er endlich merkte, daß dieses Kind sehr wenig Nahrung zu sich nahm, und wenn es am heftigsten weinte und schrye, dennoch den Augenblick beruhigt ward, und munter lächelte, sobald man mit einem Beutel voll Geld klirrte. Diese Sparsamkeit, und dieser natürliche Hang zum Gelde überzeugte ihn, wider alle Vorwürfe der Natur, daß dieses Kind sein leiblicher Sohn sey. Er freute sich über diese Entdeckung; er nahm sich großmüthig vor, seinem Sohne eine anständige Erziehung zu verschaffen, und ihn schreiben und rechnen zu lehren.

Dieses liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichsten Merkmaale von sich, daß ihn die Natur erschaffen habe, nichts zu thun. Er schlief beständig, und niemals ruhiger,

ruhiger, als an der Bruſt ſeiner Amme. Mit dem erſten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu mühſam, zu kauen: man ſahe ſich daher genöthigt, ihn bis ins dritte Jahr zu ſtillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals lernen wollte, allein laufen, ſondern beſtändig im Stuhle ſitzen blieb. Um dieſe Zeit fieng er auch an zu reden, aber ſehr langſam; und noch itzt iſt ſeine Sprache ſo lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu ſehr, wenn er ordentlich, und vernehmlich rede. Des Wohlſtands wegen hielt man ihm einen Hofmeiſter, welcher ſehr ſcharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben, am wenigſten ſtrenge zu halten. Es blieb ihm alſo weiter nichts zu thun übrig, als dieſes, daß er ſeinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen ließ, über der Tafel für ſeine Nahrung ſorgte, nach Tiſche ſich neben das Canapee ſetzte, und von dem kleinen Junker, ſo lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen abwehrte, hernach Caffee mit ihm trank, ein paar Stunden ſpatzieren gieng, um ihn zum Abendeſſen vorzubereiten, und wenn auch dieſes überſtanden war, ihn endlich zu ſeiner Ruhe brachte. Dieſes waren die täglichen Beſchäfftigungen ſeines Hofmeiſters. Wie viel geſchickte Hofmeiſter würden in der Welt ſeyn, wenn man auch ſo billig wäre von ihnen weiter nichts zu fodern, als was der alte Junker von dieſem foderte! Ungeachtet dieſer ſpielenden Art zu unterrichten, war doch unſer junger Herr ſchon im achtzehnten Jahre ſo weit gekommen, daß er buchſtabiren konnte. Um deßwillen ſchickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drey Jahre lang ſchlief und aß; und nach rühmlichſt abſolvirten akademiſchen Studien, wie ihm alle Profeſſores, und Weinſchenken bezeugten, mußte er auf Reiſen gehen. Man packte ihn alſo, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners, und eines erfahrnen Kochs, in einen ſehr bequemen Reiſewagen, und fuhr ihn faſt zwey Jahre, in Deutſchland, Frankreich, und den Niederlanden herum. Alsdenn ließ ihn ſeine gnä-

dige Mama nach Hauſe kommen, um zu ſehen, wie ſich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemäſtet habe. Man wog ihn den Augenblick, da er vom Wagen ſtieg, denn man hatte ihn bey ſeiner Abreiſe gewogen; und da fand man ihn, zum unausſprechlichen Vergnügen ſeines hohen Hauſes, zwanzig Pfund ſchwerer, als vor zwey Jahren. Den nächſten Sonntag darauf mußten alle Bauern Gott danken, der dieſe Reiſe ſo augenſcheinlich geſegnet hatte. Es gab in der Nachbarſchaft leichtſinnige Gemüther, welche über dieſen zwanzigpfündigen Segen ſpotteten; aber ich glaube nicht, daß ſie recht thaten. Wie viele von unſern jungen Edelleuten gehen in fremde Länder, und haben von ihren koſtbaren Reiſen ſo vielen Nutzen bey weitem nicht, als dieſer hatte! Durch den Tod ſeiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, ſahe ſich unſer Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter ſelbſt zu übernehmen. Weil er aber noch itzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufſicht ſeines Hofmeiſters geführt hatte, ſo war es ihm nicht zu zu muthen, daß er ſich um die Einname und Ausgabe ſelbſt bekümmern ſollte. Er trug alſo dieſe gemeine Arbeit einigen ſeiner Bedienten auf, und weil er ſieht, daß ihm weder am Eſſen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas abgeht, ſo iſt er mit ihrer Verwaltung ſehr wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das iſt alles, was er wünſcht; denn dazu iſt er zu faul, daß er geizig ſeyn, und erſt mühſam unterſuchen ſollte, wo ſeine Bedienten in ſo kurzer Zeit zu einem anſehnlichen Vermögen gelangen können. Er hat ſich niemals entſchlieſſen können, zu heirathen; denn ſeine Lehnsfolger haben ihn bey aller Gelegenheit die ſchrecklichſten Vorſtellungen gemacht, wie mühſam der Eheſtand ſey. Die ſchwerſte Arbeit, die er in ſeinem Leben unternommen, und glücklich ausgeführt hat, iſt dieſe, daß er in ſeinem funfzigſten Jahre Baron geworden iſt. Aber auch dieſe hat ihn tauſendmal gereut, wenn er an die unruhigen Zeiten des fürchterlichen Bernhards von Galen zurück gedacht,

und

und ſich die Möglichkeit vorgeſtellt hat, daß bey einem allgemeinen Aufgebote der Ritterſchaft er vielleicht mit aufſitzen, und als Baron ſich an die Spitze ſtellen müſſe, da er auſſerdem, als ein gemeiner Edelmann, ſich in dem dickſten Haufen unbemerkt verbergen können. Denn der Blutdurſt iſt ſein Fehler nicht, ob er ſich ſchon niemals ohne Harniſch malen läßt: und aus Liebe zur Ruhe, und einer guten Gemächlichkeit, bittet er Gott brünſtig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drey Wochen hat dieſer ehrwürdige Greis ſein zwey und ſiebzigſtes Jahr angetreten, und den billigen Vorſatz gefaßt, den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu zu bringen. Zu dem Ende hat er ſich ein geraumes Canapee mit Stalfedern machen laſſen, in welchem er von zehen Uhr des Morgens, bis Abends um acht Uhr wohnt, und unter Eſſen, Trinken und Tabakrauchen, in der Geſellſchaft einiger artigen Möpſe, ſeinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünſche, iſt dieſes, daß ihm der Himmel nur ſo lange noch ſein theures Leben friſten möge, bis er mir und meinen Leſern die ſchwere Frage aufgelöſt hat, wie es möglich ſey, daß ein vernünftiges Geſchöpfe Geduld genug habe, ſein ganzes Leben, von den erſten Jahren an, bis ins hohe Alter in einem ununterbrochenen Müßiggange zu zu bringen. Sollte ihn aber der Tod dahin raffen, ehe wir dieſes von ihm erführen, ſo wird uns doch ſein ungeſchäfftiges Leben zu einem Beweiſe dienen, daß auch ein Müßiggänger in ſeinem Alter nichts thue, da er in ſeiner Jugend nichts zu thun gewohnt geweſen iſt.

Der Satz iſt ſehr richtig, daß man ſchon in dem Knaben den Mann erblickt, und aus den Handlungen der Kinder mit einiger Zuverläßigkeit prophezeihen kann, was für eine Rolle ſie bey zunehmenden Jahren und im Alter ſpielen werden. Mein Onkel iſt ein alter Winkelſchulmeiſter, und hat ſich durch ſeinen Fleiß ſo beliebt gemacht, daß ihm faſt die halbe Stadt ihre Kinder zur Unterweiſung anvertraut. Dieſer Gelegenheit bediene ich mich, Betrachtun-

gen anzuſtellen. Ich bin beſtändig unter dieſen Kindern, die ich mir durch kleine Gefälligkeiten verbindlich zu machen gewußt habe. Da ſie mich gewohnt ſind, und ich bey allen ihren kindiſchen Thorheiten freundlich bleibe, ſo verſtellen ſie ſich in meiner Gegenwart nicht, und ich erlange dadurch das Vergnügen, mit einem propheriſchen Auge in die Nachwelt unſerer Stadt zu ſehen, und für ſie tauſend gute und ſchlimme Folgen zu entdecken, die andern, welche nicht ſo aufmerkſam ſind, ganz verborgen bleiben. Ja, ich bin ſo weit gekommen, daß ich mir getraue, mit einer ziemlichen Gewißheit zu beſtimmen, was wir in funfzig Jahren für neue Secten in der Kirche haben werden, wie es mit der Handlung ſtehen wird, welche Art vom Witze alsdenn mode ſeyn wird, und ob die Aemter auf dem Stadthauſe eben ſo unachtſam, und mit eben der Ungeſchicklichkeit, wie itzt, werden verwaltet werden. * Ich habe hiebey eben die Beluſtigung, die ein Menſch hat, der mit einem Sehrohre meilenweit neue Ausſichten und Gegenden entdeckt, die denen ganz unbekannt bleiben, welche bey ihren ſchwachen Augen nur wenige Schritte vor ſich hinſehen können. Da ich als ein wahrer Menſchenfreund, niemals ein Vergnügen allein genieſſen kann; So will ich auch dieſes mit meinen Leſern theilen, und ihnen von einigen Knaben die Charaktere beſchreiben, die ich an ihnen entdeckt habe. Sie können ſolche als moraliſche Aufgaben anſehen; denn ich überlaſſe ihnen das Urtheil, was für ein Mann aus einem jeden dieſer charakteriſirten Knaben werden dürfte.

Chriſtoph, der Junge eines Hufſchmidts, hat niederhangende Augenbraunen, unter denen er tückiſch hervor guckt. Er ſpricht wenig mit andern Jungen, mit ſich ſelbſt aber redet er beſtändig. Wenn er allein zu ſeyn glaubt, ſo ſtreichelt er ſich mit einer ſchmeichelhaften und beyfälligen Art

* Der Verleger erinnert hiebey, daß Herr Anton Panßa dieſes in J***, einem Städtchen in Weſtphalen ſchreibt, wie im Eingange dieſer Sprüchwörter angemerkt worden iſt.

Art auf den Backen, und heißt ſich den groſſen Chriſtoph. Wenn er zween Jungen auf der Gaſſe beyſammen ſieht; ſo glaubt er, daß ſie mit Bewunderung von den Vocabeln reden, die er geſtern in der Schule gelernt hat. Er weis mit einer wohlausgeſuchten Unachtſamkeit den Donat, oder ein anderes Schulbuch vor der Werkſtatt ſeines Vaters liegen zu laſſen, damit die Vorbeygehenden merken ſollen, daß in dieſem Hauſe der gelehrte Junge wohnt, der lateiniſch lernt. Vor ein paar Wochen warf dieſer Bube dem Capellan vor, daß er in der Kinderlehre den Spruch unrichtig gebetet habe, und ſo bald er nach Hauſe kam, erzählte er es ſeiner Mutter mit groſſem Geſchreye, daß er den Spruch beſſer beten könne, als der Magiſter. Schreiben kann er noch nicht, denn er iſt erſt neun Jahr alt: dem ungeachtet ſchmiert er ſich beſtändig Dinte an die Finger, damit die Bürger glauben ſollen, Schmidts Chriſtoph könne ſchon ſchreiben. Ja er geht ſo weit, daß er Dintenflecke in die Wäſche macht; und als ihm ſeine Mutter unlängſt dieſes mit ein paar Ohrfeigen verwies, ſo war der kleine Schurke ſo boshaft, daß er ſie mit einer verächtlichen Miene anſah, und ihr vorwarf, ſie rede wie der unwiſſende Pöbel, der es auch nicht beſſer verſtehe. Nichts thut er lieber, als daß er mit der Feder ein Blatt Papier voll gritzelt, und mir ſodann mit einer tiefen Verbeugung ſolches überreicht, wobey er mich allemal mit den Worten anredet: Nach Stand und Würden geehrter Leſer. Ich gebe ihm gemeiniglich dafür einige Kreuzer, und laſſe mir erklären, was er eigentlich geſchrieben haben wolle. Im Anfange ſchrieb er nichts, als Geſangbücher. Hiebey hätte er gar wohl können ſtehen bleiben, da es groſſe Männer giebt, die auf die Unſterblichkeit einen Anſpruch machen, wenn ſie die chriſtliche ſingende Gemeine mit einem vermehrten, und verbeſſerten Geſangbuche irre gemacht haben; Aber mein ehrgeiziger Chriſtoph gieng weiter. Denn da er das kleine a. b. c. ſchreiben konnte, ſo ſchmierte er einen Bogen in Qvart voll, und ſagte, er überreiche mir

den erſten Band ſeiner Herzenspoſtille. So viel muß ich ihm nachrühmen, daß ich dieſen Bogen durchſehen konnte, ohne zu gähnen, und ohne zu ſchlafen: Ich vergaß aber damals, ihm ſeine gewöhnlichen zween Kreuzer zu geben, welches dem Buben dergeſtalt ärgerte, daß er allen Leuten ſagte; Herr Anton Panßa iſt ein Feind der Geiſtlichen, und kann nicht einmal Geſchriebnes leſen. Noch weit ſchlimmer gieng es in voriger Woche einem von ſeinen Mitſchülern, welchem er einen vollgegrißelten Zeddel wies, und ihn bereden wollte, es ſey ein Kalender, den er geſchrieben habe. Weil aber dieſer arme Knabe in ſeiner Einfalt ſagte, das wäre nur ein Wiſch, und kein Kalender; ſo drückte ihn Chriſtoph unter ſich, (denn handfeſte iſt Chriſtoph) und prügelte ihn unbarmherzig, damit er geſtehen ſollte, es ſey ein Kalender; und weil er das nicht thun wollte, denn gemeiniglich ſind die Leſer eigenſinnig, ſo kniete er ihm auf den Leib, und wollte ihn mit geballter Fauſt zwingen, das Blatt zu freſſen; ja er ſtopfte es ihm bereits ins Maul, als ich unverhofft dazu kam, und den unſchuldigen Knaben rettete. Was glauben meine Leſer, was wird wohl aus dieſem Chriſtoph mit der Zeit werden?

Der Herr Fiſcal, mein Nachbar, hat zween rothköpfigte Jungen, über die ich mir viel Sorge mache. Der älteſte wird ungefähr funfzehn Jahr alt ſeyn. Er weis mit einer gefälligen Art ſich in allen Häuſern einzuſchmeicheln, und dieſes thut er nur in der Abſicht, ſeiner neugierigen Mutter ins Ohr zu ſagen, wo friſche Kuchen gebacken werden, in welcher Familie Caffeebeſuch erwartet wird, ob es wahr iſt, daß jener Nachbar ſeine Frau prügle, und was eigentlich die Urſache ſeyn müſſe, warum dieſe oder jene Frau ihre Magd mit Ohrfeigen aus dem Dienſte gejagt hat. Alle dieſe gleichgültigen Zeitungen gewinnen in dem Munde dieſes kleinen Spions ein boshaftes Anſehen; und er hat ſich von ſeiner horchenden Mutter bereits alle die vielbedeutenden, und richtenden Mienen angewöhnt, welche ſie bey der Anhörung eines neuen Märchens macht. Dieſe

Mie-

Mienen machen seine Erzählungen doppelt gefährlich, weil man dabey lachen muß. Kann er seiner Mutter keine neuen Klätschereyen von andern Familien erzählen, so geht er in fremde Häuser herum, und macht seine eigne Mutter lächerlich.

Der andere Junge, welcher erst vor ein paar Monaten ins vierzehnte Jahr getreten ist, scheint mir noch weit gefährlicher zu seyn. Er hat durch seine Schmeicheleyen das Herz meines Onkels, seines Schulmeisters, so einzunehmen gewußt, daß er die Schule mehr regiert, als mein Onkel. Schon itzt ist er ein vollkommner Tartüffe. Er begeht alle Bosheiten, deren ein Knabe von seinem Alter fähig ist, und dennoch heißt ihn der Schulmeister beständig seinen lieben Sohn, sein bestes Kind. Er hat ihm um deßwillen aufgetragen, in seiner Abwesenheit auf die übrigen Knaben Acht zu geben, und es ihm treulich zu hinterbringen, wenn einer oder der andere nicht stille sitzt, und kindische Ausschweifungen begeht. Dieses Amt macht den Buben dem ganzen Haufen schrecklich, und er misbraucht es eben so, wie mancher fürstliche Bediente, dem die Aufsicht über einen Theil des Landes aufgetragen ist. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geschmissen haben, verfolgt er unbarmherzig. Eine Rache ist ihm zu wenig; dadurch wird er noch nicht besänftigt: er rächt sich, so oft er kann. Merkt er, daß einer von ihnen Nüsse, oder Aepfel im Schubsacke hat, so stellt er ihm so lange nach, bis er ihn auf einem Versehen ertappt, und alsdenn ist nichts möglich, diesen Unglückseligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm seine Nüsse und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der grossen Miene eines Richters annimmt, welcher sich bestechen läßt, und doch auf den Schein einer unpartheyischen Gerechtigkeit eifersüchtig ist. Seine Leichtfertigkeit geht so weit, daß er anfänglich die boshaftesten Streiche anstellt, und sodann mit der heuchlerischen Miene, als ob es ihn bitterlich gereue, sich selbst anklagt, um seine Gespielen in Strafe zu

bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden soll, deren er noch nicht überwiesen ist; so ist dieser verrätherische Bube allemal bereit, wider ihn zu zeigen. Findet er gar keine Gelegenheit, diesen oder jenen zu verklagen, so reißt er selbst einige Blätter aus dessen Buche, und verklagt ihn wegen dieser Unordnung beym Schulmeister. Vor kurzen ward er über einer solchen Bosheit ertappt. Der ganze Haufe seiner Mitschüler wachte wider ihn auf, öffnete dem alten Lehrer die Augen, und entdeckte diesem eine ganze Menge von Bosheiten, die er bisher niemals hatte glauben wollen. Mein Alter gerieth in die grimmige Wut eines verspotteten Lehrmeisters. Er faßte ihn bey den Hosen, und stäupte ihn vor den Augen der jauchzenden Schüler, von denen einige so dienstfertig waren, ihn zu halten, um ihm die Strafe besser fühlen zu lassen. Was sollte der arme Inquisit thun, da er überzeugt war, und sich weder entschuldigen, noch retten konnte? Er hielt seinen Schilling buffertig aus, kroch zu den Füssen seines beleidigten Lehrers, gestand sein Verbrechen, versprach Besserung, und bat es ihm mit Thränen ab. Das that er, um das Vertrauen dieses leichtgläubigen Alten, und seinen vorigen Posten wieder zu erlangen, damit er sich an denen rächen könne, welche itzt über ihn triumphiret hatten. In wenig Tagen ward er wieder der vertraute Liebling, der er sonst gewesen. Nun ist er seinen Mitschülern weit gefährlicher, als iemals. Es ist keine Art der Verfolgung, die er nicht wider sie ausübt. Mein Onkel ist ein Liebhaber von jungen Tauben; der Böswicht weis das, und dreht ihnen allen in einer Nacht die Hälse um. Den Morgen darauf wird eine scharfe Untersuchung angestellt. Unser Tartüffe tritt auf, und zeiht die That dem Sohne eines Barbiers, dessen unversöhnlicher Feind er ist, weil dieser bey der grossen Execution ihm die Hosen gehalten hatte. Was für Ungerechtigkeiten wird dieser Knabe in zwanzig Jahren begehen, wenn er Stadtschulze werden sollte!

Ich

Ich rauche in müßigen Stunden eine Pfeife Tabak bey einem Würzkrämer, welcher eine ziemliche Anzahl Kinder hat. Unter diesen bin ich besonders auf zween Knaben und ein Mädchen aufmerksam.

Der älteste von ihnen ist ein stilles und fleißiges Kind, welches alle Tage seinen Spruch lernt, weil ihm die Mutter für ieden Spruch einen Pfennig giebt. Er bekömmt auch bey andern Gelegenheiten einige Groschen in seine Sparbüchse, die er sehr sorgfältig sammelt, an statt daß seine übrigen Geschwister ihr Geld vernaschen. So oft er aus der Schule kömmt, zählt er nach, ob er sein Geld noch beysammen hat. Er ist in der Kunst, reich zu werden, schon so weit gekommen, daß er einige mal den Bettelleuten den Kreuzer, so er ihnen bringen sollen, untergeschlagen, und ihnen nur einen Heller vor die Thüre gebracht hat. Ein alter Bürger, sein Pathe, der auf Pfänder leiht, hat unaussprechliche Freude über die gute Wirthschaft dieses Knabens. Um ihn besser aufzumuntern, und zugleich seinen Scherz mit ihm zu haben, borgt er ihm von Zeit zu Zeit gegen schriftliche Versicherung einige Groschen auf ein paar Wochen ab, und zahlt sie ihm sodann in neuen Münzen, mit einer starken Interesse zurück. Dadurch ist der Junge schon so weit gekommen, daß er von Agio, von pro Cent, von Versicherung, und Wechselrechte plaudert.

Sein jüngerer Bruder ist ein munterer Kopf, und zugleich der feinste Böswicht, den man unter Kindern von zwölf Jahren suchen kann. Er borgt ihm einige Kreuzer ab, und verspricht ihm nebst richtiger Bezahlung, die Interessen an Kuchen und Obste zu geben; Er zahlte auch die Interessen einige Tage richtig, weil er beredt genug war, seinem übrigen Geschwister solche abzuschwatzen. Im Kurzem waren sie diese Freygebigkeit überdrüßig. Die Interessen blieben also aussen, und der Gläubiger drang auf die Bezahlung. Was soll unser junger Schuldner in dieser Angst thun? Er hat von dem alten Nachbar gesehn, daß man ein Blatt Papier giebt, welches ein Wechsel

heißt: Er thut daher seinem wuchernden Bruder den Vorschlag, daß er ihm das übrige Geld gegen Wechsel auch leihen solle, verspricht ihm dafür, nebst reichen Interessen, alle Zahlpfennige, die er von den andern Jungen gewinnen werde, und nebst den Zahlpfennigen alle Tage einen Apfel. Diese Vorschläge gefallen; der ältere Bruder leiht ihm, in der Hoffnung eines so ansehnlichen Gewinnstes, die ganze Sparbüchse, und erhält dafür ein mit Dinte beschmiertes Zeddelchen, ungefähr von der Grösse, wie die Wechselbriefe des Pathens gewesen waren. Endlich rückte die Verfallzeit heran; aber da war keine Möglichkeit, weder Capital, noch Interessen zu bezahlen. Der betrogene Gläubiger klagte es seinen Aeltern, und bescheinigte seine Foderung mit dem ausgestellten Wechsel, von dem aber sein Bruder durchaus nichts wissen wollte. Ich war eben zugegen. Der Vater lachte über diese leichtfertigen Betrügereyen, ich aber erschrak ungemein, weil ich bey beiden die Folgen übersah, die ihre Wucherey und ihre Verschwendung in künftigen Jahren haben würde. Inzwischen entschied sich, auf mein Parere, der ganze Concurs mit ein paar Ohrfeigen, die Kläger und Beklagter zu gleichen Theilen bekamen.

Ich war aber doch neugierig, zu erfahren, wo dieser kleine Bankeruttirer das erborgte Capital hin gethan hätte; und die Schuld kam auf seine jüngere Schwester, welche der Knabe unendlich liebte. Diese hatte ihm mit guten Worten, oder im Spielen, oder auch unterm Vorwande, sich einige Tändeleyen zu kaufen, das meiste von dem geborgten Gelde abzuschwatzen gewußt, und, wenn er etwan einmal unerbittlich war, ihm gedroht, der Mutter zu entdecken, daß er einen Theil davon vernascht habe. Ich erstaunte über diese gewinnsüchtige Bosheit, so sehr ihre Mutter darüber lachte. Ich drang mit Ernst darauf, daß das Mädchen vorgefodert werden mußte. Sie trat ganz unerschrocken in die Stube, läugnete die ganze Anschuldigung, fuhr ihrem dienstfertigen Bruder, der sie verrathen

hatte,

hatte, nach den Augen, und trotzte auf ihre Unschuld. Endlich ward ihre Sparbüchse geholt, und hier fand man das Corpus delicti. Ich, als ein strenger Richter, that den Ausspruch, daß sie dem ältern Bruder das Geld wieder geben, und ihm einen Theil seines übrigen Verlusts ersetzen sollte. Sie zitterte über mein Urtheil, das ich sogleich selbst vollzog, und sie bezeigte sich dabey so jämmerlich, als sich die Frau eines bankerutten Kaufmanns kaum bezeigen kann, welche durch ihren Aufwand, und Eigennutz ihn in dieses Unglück gestürzt hat, und wider alle Landesgesetze, und Gewohnheiten nunmehr angehalten werden soll, mit ihrem zusammengeplünderten Vermögen die betrognen Gläubiger zu bezahlen.

Ich hoffe, es soll meinen Lesern nicht schwer fallen, zu errathen, was für Rollen diese drey Geschwister in ihren ältern Jahren spielen werden. Ich vergnüge mich oft durch die Unterredung mit einem Knaben, der bereits in seinem dreyzehnten Jahre alle Eitelkeiten eines Theatermarqvis hat. Er beschäfftigt sich beständig mit der Erhaltung seiner glatten Haut, er lockt seine gelben Haare sorgfältig, und kleidet sich so reinlich, als es die Armuth seiner Aeltern erlaubt. Er lächelt immer, er verliert niemals seine kleine erobernde Mine, und so gar alsdenn sieht er noch süsse und zärtlich aus, wenn er meinem alten Onkel in seine stäupenden Hände fällt. So bald er einige Kreuzer zusammen gespart hat, so kauft er sich ein Bändchen, oder eine andere dergleichen Tändeley. Er geht sehr ehrerbietig und geheimnißvoll damit um; und wenn er endlich die andern Jungen neugierig gemacht hat, so läßt er sich mit vieler Mühe das Geheimniß ablocken, daß dieses Bändchen ein vertrautes Geschenk von Nachbars Lieschen sey. Er geht oft in Gedanken, sieht traurig aus, und seufzet; zu einer andern Zeit stolpert er triumphirend durch die Gasse, und läßt die armen Mädchen verzweifeln. Ich bin sein Vertrauter. Er entdeckt mir alle Anfälle, die die Mädchen auf ihn thun, und weil ich weis, daß diese Art von Narren

ren nicht leicht anders, als durch die Zeit zu beſſern iſt, ſo laſſe ich ihn ruhig in dieſer Narrheit, damit er nicht in eine noch gröſſere fallen möge. Die einzige Sorge, die ich mir dabey mache, iſt ſeine Dreiſtigkeit, mit welcher er ſich in die Geſellſchaft von Mädchen drängt, bey denen er oft, und beſonders ſeit einigen Wochen, ſo unverſchämt wird, daß die Mädchen im Ernſte anfangen, ihn lieb zu gewinnen. Eine von ihnen, die ungefähr in ſeinem Alter ſeyn wird, iſt ſchon ſo weit verführt, daß ſie ihn vorgeſtern ſehr vorſichtig auf die Hand ſchlug, und den loſen Chriſtel hieß.

Damit ich dieſen ſiegenden Corydon ein wenig in der Demüthigung erhalte; So bediene ich mich der Großſprecherey eines andern Knaben, den ich wider ihn zum Nebenbuhler aufhetze. Dieſer beſitzt bey der gröſten Feichherzigkeit, dennoch, wie gewöhnlich, die Gabe, alle Welt zitternd zu machen. Wenn er auf der Gaſſe geht, ſo drückt er ſeinen Strohut tief ins Geſicht, iſt in ſeinem Anzuge unordentlich, und fährt allen Jungen in die Haare, die ſchwächer, oder noch furchtſamer ſind, als er. Er iſt ſo ſinnreich, daß er ſich alle Vorfälle zu Nutze machen, und neue Beweiſe ſeiner Tapferkeit daher nehmen kann. Er mag nun von der Treppe herab gefallen, oder von der Mutter blau geprügelt worden ſeyn, ſo erzählt er die Sache allemal zu ſeinem Vortheile, und verſichert ſeine Mitſchüler mit männlichen Schwüren, daß er dieſe Striemen bekommen, als er ein gewiſſes Mädchen, das er nicht nennt, einem gewiſſen Jungen, den er auch nicht nennen will, vor einer gewiſſen Hausthüre, die ſie wohl ſelbſt errathen würden, abgejagt, und ſie im Triumph nach Hauſe geführt habe.

Ich hoffe, durch dieſe Exempel bewieſen zu haben, daß zwiſchen dem Knaben und dem Manne kein Unterſchied iſt, als die Gröſſe, und daß man ſchon aus ſeinen kindiſchen Handlungen die Thorheiten, oder auch die Bosheiten beſtimmen kann, durch die er ſich bey zunehmenden Jahren lächerlich, oder verhaßt machen wird. Meine Leſer werden ſich eine ganz beſondere Art des Vergnügens verſchaffen,

wenn

wenn sie mit kritischer Aufmerksamkeit, eben so, wie ich es in der Schule meines Onkels thue, auf ihre eignen Familien, oder auf die Kinder anderer Leute Acht haben, und urtheilen, was sich die Nachwelt von diesen jungen Bürgern zu versprechen habe. Vielleicht hat so dann diese Aufmerksamkeit auch den Nutzen, daß man die Fehler dieser Kinder durch eine desto sorgfältigere Erziehung zu bessern sucht.

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienste in sich begreift, deren ein Mensch fähig ist; so ist auch nichts natürlicher, und billiger, als der Stolz eines Menschen, welcher dergleichen baare Verdienst besitzt. Dieser einzige Umstand macht den wesentlichen Unterschied zwischen einem vernünftigen Geschöpfe, das reich, aber geizig ist, und zwischen einem Mauleſel, der die Schätze seines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieser versteht die Kraft seiner Schätze nicht, und eben um deßwillen hängt er die demüthigen Ohren: Jener versteht die Verdienste, die auf dem Gelde ruhen, und deßwegen verachtet er die Armen.

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemüht sich, seine Freundschaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er ist von geringem Herkommen; aber er ist reich. Seine Aufführung ist so niederträchtig, wie seine Erziehung; aber er ist reich. Wenn er lacht, so lacht er wie ein Thor, und wenn er seine wichtige Amtsmiene annimmt, so sieht er wie ein Narr; aber er ist reich. Seine Bosheit, mit welcher er das Armuth niederdrückt, seine Ungerechtigkeit verdiente den Strang. Kleinigkeiten! Nur ein Mensch, der die Welt nicht kennt, wird so einfältig urtheilen. Gargil, denn ich weis es doch, du meynst Gargilen,

Gar-

Gargil, der Sohn des vergeßnen Tagelöhners, ist hochgeboren, wohlgesittet, witzig in seinem Scherze, und verehrungswürdig in seinen Geschäfften; ein Vater der Armen, ein Patriot: Denn Gargil ist ein Herr von Millionen!

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu spät erwacht, raubt diese Millionen dem trotzigen Gargil, und macht ihn ärmer, als sein Vater war: Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erschrickt über seinen Fall; man verflucht sein Andenken, und morgen ist er vergessen!

Ein sichrer Beweis, daß man alle diese Schmeicheleyen seinem Gelde, und nicht eine einzige seiner Person gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er sich Mühe gab, seine Schätze zu häufen; wenn er nur auf seine Schätze stolz war; wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geschöpfe gehörten, die seine Achtung und Vorsorge verdienen könnten?

Ich habe angemerkt, daß man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und sammeln, die unbarmherzigsten Spöttereyen vorbringt. Nie ist der Gelehrte und der Ungelehrte in seinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es ist hiebey eine sehr grosse Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, sondern die Welt ist an allen diesen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch seine Vorsorge tausend Familien glücklich zu machen sucht, welcher an seinen eignen Vortheil zuletzt, und zuerst an das Wohl dererjenigen denkt, die seiner Aufsicht empfohlen sind; wüßte die Welt diese Verdienste nach Würden zu schätzen; So würde Gargil sich eben so viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig, und großmüthig zu seyn. Es ist allemal leichter, tugendhaft zu seyn, als durch Laster sich empor zu schwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bey seinen Handlungen empfin-

empfindet, ist der angenehmste Lohn, von welchem der Lasterhafte nichts weis, und dessen Grösse ihm doch, mitten in seiner Pracht, die empfindlichsten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groß und angesehn zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die stillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiste Schuld? Gargil, oder die Welt?

Diese ungerechten Vorurtheile der Welt sind Ursache, daß die Tugend allemal schüchtern zurücke tritt, und in dem Getümmel der reichen Thoren sich verdrängen lassen muß. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott, und seinen Fürsten kennt, der diese Pflichten sorgfältig beobachtet, der sie andre lehrt, der durch diese Lehren und sein Exempel dem Staate tausend gute Bürger schafft: Dieser rechtschaffne Mann lebt unbemerkt, und stirbt unbeklagt; denn er ist arm. Er hatte nicht Muth genug, sich der Welt zu zeigen, denn seine und anderer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daß die Welt ihn verachten müsse, so bald sie ihn erblicke.

Es kann dieses genug seyn, zu beweisen, daß das Sprüchwort: Gut macht Muth, sehr gegründet ist. Zugleich habe ich die Ursache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen eifersüchtig zu seyn, so bin ich so gerecht gewesen, zu zeigen, daß die Schuld nicht sowohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: Ich glaube, ich habe alles gethan, was man von einem unpartheyischen Moralisten verlangen kann. Nun will ich auch die andre Seite von meinem Sprüchworte ansehen, und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug, und in Gesellschaften vielmals weit unerträglicher sind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer ist der schmuzige Cyniker, welcher dort an seinem Pulte die Nägel kaut, und mit einer bittern Wut lächelt? Es ist der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um

sich

ſich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerrißner Mantel bedeckt ein ſtolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er iſt eben derjenige, der am meiſten wider die eifert, welche Verdienſte nicht belohnen, da ſie doch die Gewalt hätten, ihn aus ſeinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, und Glück, und Geſchicklichkeit, ſich durch Fleiß und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er ſpottet alſo über die Pracht der Groſſen, und nennt ſie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben dieſe Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu ſeyn? Verſteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unſer Timon beſſer verſteht, als ſeine Mutterſprache? Die Sitten der Griechen ſind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal, und laßt euch mit ihm an ſeinem Pulte in eine Unterredung ein: Er wird eure Unwiſſenheit beſchämen; er wird euch mit Syllogismen ſtumm machen, die ihr nicht einmal zu nennen wißt. Ihr werdet auf ſeiner Studierſtube eben ſo unwiſſend und albern vor ihm da ſtehen, als er in eurer Antichambre vor euch zittert. Sind dieſes nicht Verdienſte genug, welche belohnt werden ſollten, welche dem Timon ein Recht geben, bey ſeiner gelehrten Armuth ſtolz zu ſeyn, und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechiſch noch Latein verſtehn, welche den Hektor für eine groſſe Dogge halten, welche ſich einbilden, bündig zu denken, und doch nicht einmal wiſſen, in welcher Form ſie denken, welche bey aller dieſer Unwiſſenheit dennoch das prächtige Glück genieſſen, das nur der weiſe Timon genieſſen ſollte, wenn der Himmel gerecht und die Welt erkenntlich wäre? Mitten in ſeiner Armuth iſt Timon ſo muthig, daß er mit dem Himmel und der Welt zankt; daß er auf ſein Elend ſtolz iſt, von welchem er ſich nicht los zu wickeln weis.

Man glaube nur nicht, daß Timon beſtändig ſo großmüthig gedacht hat. Der erſte Schritt, den er aus der

Schule

Schule in die Welt that, war, seinem Wünschen und seiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch bettelnd vor den Füssen dererjenigen herum, die itzo sein pedantischer Stolz verachtet. Er suchte ihren Beyfall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienste, und ihren Verstand; zwo Sachen, die er ihnen itzt gar abspricht. Die Sprache der Götter, welche bey uns der Misbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebsten redete, weil sie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Asche der alten Helden, um wenigstens einen zu finden, mit dem er seinen Mäcenat vergleichen könnte. Nur der Nachwelt sang er dessen Ruhm vor: Die Nachwelt horchte erstaunt, wenn er sang; und sein unempfindlicher Mäcenat schlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte seinen Zweck nicht. Er schmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofs; die Sprache eines Pedanten war es. Dieses machte ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, daß man über ihn spottete, und ihn mit seiner Weisheit zum Narren machte; (ein Weg, welcher zu seinem Glücke der nächste hätte seyn können:) so verließ er murrend den undankbaren Hof, verschloß sich bey seinem Pulte, fühlte seinen Hunger, aber auch seinen Werth, hüllte sich also stolz in seine eigne Gelehrsamkeit ein, und verachtete den erlauchten Pöbel; denn so nannte er diejenigen, deren Glück er besungen hatte, und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm schwer an, etwas zu sagen, was wider seine eigene Empfindung war: Aber die fortdauernde Verachtung, und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu sagen, hat es bey ihm so weit gebracht, daß er sich beredet, er eifre mit Ueberzeugung, und aus einer philosophischen Großmuth. Nun ist er bey seiner Armuth stolz, und verachtet alle diejenigen, welche im Ansehen und Ueberflusse leben.

Diese Anmerkung ist der wahre Schlüssel zu den meisten Satiren wider den Reichthum, und das Glück der Grossen.

Diejenigen, welche reich gewesen, und durch verschiedne Unglücksfälle arm geworden sind, gehören auch zu denen, die wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verloren; aber den Muth haben sie noch behalten, andre zu verachten. Wider die Armen dürfen sie ihre Verachtung nicht äussern; denn sie sind selbst arm geworden: Sie verachten also die Reichen, wie Timon, und mit viel stärkerer Bitterkeit, als er, da sie wirklich dasjenige genossen haben, was jener nur wünschte. Das traurige Andenken ihres vorigen Glücks macht sie wütend, so, wie der Haß eines Renegaten weit unversöhnlicher ist, als der Haß eines gebohrnen Muselmanns.

Zu diesen beiden Exempeln von dem Muthe der Armen, will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der seine Pracht nur durch das erborgte Geld seiner betrognen Gläubiger unterhält, ist, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch ist der Muth dieses prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunst gelernt hat, die Einfalt, oder auch den Wucher seiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu borgen, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er sich Mühe, sich den nöthigen Credit durch eine ordentliche und eingeschränkte Wirthschaft zu erwerben. Es gelang ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beständig über schwere Zeiten, und die geringe Verlassenschaft klagte, die er von seinen Aeltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daß er Schulden habe, allein er brauchte die Vorsicht, daß er im Stillen borgte, und mit vielem Geräusche dadurch alte Schulden bezahlte. Dieses öffnete ihm die Beutel seiner Freunde, seiner Clienten, und aller Wucherer. Nun fieng er an, seine Mienen zu ändern. Er verschwendete mit grosser Pracht. Seine Freunde genossen seine Verschwendung,

und zogen ihren Beutel zurück. Seine Clienten zuckten die Achseln, und verloren dadurch ihren Mäcenaten, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wuchrer drängten sich zu ihm, und hofften bey seinem Untergange Beute zu machen, so, wie etwan ein christlicher Räuber am Strande, unter dem Schutze seiner Gesetze unglückliche Reisende plündert, welche an seinem Ufer gescheitert sind.

Aber die Wuchrer haben an ihm einen Mann gefunden, der ihrer werth ist. Sie fodern ihr Geld, aber eher werden sie den Proteus fest halten, als diesen Schuldner. Er empfängt sie mit offnen Armen, oder er läßt sich auch verläugnen; er schmeichelt, er ist frostig; er bittet freundschaftlich, er trotzt; er küßt sie, er wirft sie auch wohl die Treppe herab; er zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch den grossen Verlust: Alles, wie er es nach Beschaffenheit der Gläubiger, und der Zeit für gut befindet. Nun weis alle Welt, daß er ein Betrüger ist; aber für desto nöthiger hielt er es nunmehr, durch einen unverschämten Hochmuth sein schlechtes Spiel zu verstecken. Er wirft sich mit einer stolzen Miene in seinen vergoldeten Wagen, und rollt durch die Gassen der Stadt. Der ehrliche Handwerksmann, dem er den Wagen noch nicht bezahlt hat, bückt sich demüthig vor seinem Wagen, und kaum wird er gesehn. Er fährt vor dem Laden des Kaufmanns vorbey, den er in voriger Messe um das reiche Kleid betrog, das er itzt an hat. Der Kaufmann grüßt ihn trotzig; aber sein vornehmer Schuldner lächelt ihn freundschaftlich an; denn im künftigen Monate ist grosse Galla, und er braucht ein neues Kleid. In diesem Augenblicke kömmt der Prinz gegangen. Unser Hofmann springt aus dem Wagen, küßt ihm die Hand, und sagt ihm eine wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt und geht fort. Das sieht der unzufriedne Kaufmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muß man zur Kunde behalten. Er grüßt Ihro Excellenz demüthig, und bedauert, daß seine Waaren ihm gar nicht mehr anständig sind. Dieser eigennützige Wunsch wird

endlich in Gnaden erhört, und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld, aber neue Versicherung vom Schutze und hohem Wohlwollen gegeben. So muthig ist dieser Elende, welcher weit ärmer ist, als sein Bedienter.

Ich erinnere mich bey dieser Geschichte eines Gesetzes, welches, nach unsern Familiennachrichten, mein Urältervater, Sancho Panßa, seinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am ersten Tage seiner Regierung hatte er wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Wesen dergleichen Schuldner sind, welche durch ihre Person, und ihre Art zu leben, dieser Betrügerey ein verführerisches Ansehn zu geben wissen. Der Handwerksmann verliert seinen nothdürftigen Unterhalt, und wird wider seinen Willen unter eine Last von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünscht, weil er ein armer Handwerksmann ist. Der Credit, welcher in einer Handlung so unentbehrlich ist verliert sich, so bald es erlaubt ist, ungestraft zu betrügen. Die Gesetze werden stumm, und endlich verachtet. Der grosse Sancho sahe dieses, und stampfte dreymal mit seinen krummen Füssen; und dreymal strich er sich zornig den Bart, und schwur bey der heiligen Hermandad *, dieses schändliche Geschlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von seiner Insel zu vertilgen. Er würde es gewiß gehalten haben; aber diese Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr sein Vorhaben; und die größten Häuser verschwuren sich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotische Sancho mußte fliehen. Die Welt weis diese traurige Geschichte seiner Flucht; mir ist es zu empfindlich, sie zu erzählen. Aber ich, als sein Nachkomme, bin es seinem Andenken schuldig, das Project bekannt zu machen, das ich wegen dieses rühmlichen Vorhabens unter meinen Papieren finde. Er wollte nämlich, daß die Gläubiger eines solchen allgemeinen Schuldners, aus der Casse des Landes bezahlt werden sollten; aber dafür

* Ist in Spanien ein heiliges Gericht, wider Diebe und Räuber.

dafür sollten diese losgekauften Schuldner Knechte des Landes seyn, niemals die Freyheit haben, den Hut auf der Strasse aufzusetzen, und wenn ihnen einer von ihren alten Gläubigern begegnete, diesem, und wäre es auch der geringste Handwerksmann, knieend die Hand küssen, und seine Befehle erwarten.

So groß mein Eifer für die Gerechtigkeit ist, so nahe geht mir es doch, wenn ich an dieses unglückliche Project gedenke. Ohne dieses würde Sancho Regent geblieben seyn. Seine Herrschaft wäre ohne Zweifel erblich, seine Kinder würden Grandes und Bischöfe geworden seyn, und ich - - - wenigstens würde ich doch nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor so kümmerlich zu nähren!

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Dieses Sprüchwort wird auf zweyerley Art verstanden. Die erste Art ist zu wichtig, und allzu ernsthaft, als das ich in gegenwärtiger Abhandlung weitläuftiger davon reden sollte. Der andere Verstand, in welchem es die meisten nehmen, gehört zu meinen Absichten, und ich will mich darüber erklären.

Schon unsere Vorfahren haben das Geheimniß erfunden, ihre Thorheiten dem Himmel Schuld zu geben. Wir sind noch thörichter, als unsere Vorfahren; und, wenn der alte Satz wahr ist, so werden unsere Nachkommen noch mehrere Thorheiten begehen, als wir, wo es anders möglich ist. Um deßwillen ist es sehr ersprießlich, daß wir das Geheimniß beybehalten, und auf unsere Nachwelt fortpflanzen. Nichts schmeichelt unsrer Eigenliebe mehr, als das Vergnügen, sich zu entschuldigen, und jemanden auszufinden, dem wir unser Vergehen zur Last legen können.

Je grösser dieses ist, desto sorgfaltiger sehen wir uns nach einer Ausflucht um. Und da einer von den griechi-

schen Weisen angemerkt haben will, daß in keinen Handlungen mehr Fehler begangen werden, als bey Schliessung der Ehen; so sind diese Thorheiten wichtig genug, daß wir sie dem Himmel Schuld geben. Ein Ueberrest vom Gewissen, welchen man nicht allen Leuten absprechen kann, verhindert uns, auf den Himmel zu lästern; Wir finden also wenigstens bey einem innerlichen Murren eine ziemliche Erleichterung, und wir glauben recht andächtig zu murren, wenn wir sagen, daß unsere Ehen, welche wir öfters auf eine so närrische Art anfangen, im Himmel geschlossen sind. Können also wir etwas für unsere Thorheit? Ist es unser Fehler, wenn wir Narren gewesen sind? Die Ehen werden im Himmel geschlossen! Wir sind völlig entschuldigt.

Dieses ist der wahre Ursprung des Sprüchworts in dem allgemeinsten Verstande.

Die Quellen sind vielerley, aus denen solche Ehen entspringen, deren unglücklichen Ausgang der unschuldige Himmel auf seine Rechnung nehmen soll.

Die Ehen aus Neigung machen die stärkste Anzahl davon aus. Derjenige ist der hochdeutschen Sprache noch nicht mächtig genug, und kann mich also nicht verstehen, welcher glaubt, Neigung bedeute so viel, als eine freundschaftliche und vorzügliche Liebe, so sich auf Tugend und Verdienste des geliebten Gegenstandes gründet. Diese Begriffe haben noch itzt einige; es ist wahr, und diese Einige sind beneidenswürdig: Aber unsere Mutterspräche ist viel reicher, als daß sie sich auf eine so enge Bedeutung einschränken sollte. Wenn ich sage: Ich habe Neigung gegen dieses Frauenzimmer; so heißt das so viel: Die Augen dieses Mädchens gefallen mir, sie hat einen schönen Mund, ihre runde Hand reizt auch einen Philosophen zum Kusse, sie ist wohl gebaut, ihr Gang ist edel, ihr Fuß englisch, ihr Verstand . . . Nein, das war falsch, der Verstand gehört nicht dazu; genug, das Mädchen ist schön, ich liebe sie, ich bete sie an,

ich

ich seufze, ich seufze, bis sie mich erhört. Und wenn diese Schöne so fein ist, daß sie die Seufzer dieses schmachtenden Seladons nicht allzu zeitig erhört, so hat sie das gewünschte Glück, seine Frau zu werden. Er hat sie aus Neigung geliebt, und aus Neigung geheirathet. Noch einige Zeit liebt er auf eben diese Art brünstig. Er wird ihre reizenden Augen, ihren schönen Mund gewohnt; er liebt sie noch, ohne sie brünstig zu lieben. Das Feuer der Augen verliert sich; die Liebe zu ihr wird matt. Nun wird er gegen seine Frau gleichgültig; er wird bey dem täglichen Umgange frostig gegen sie. Sie hat nicht Verstand genug, seine Liebe sich zu erhalten. Eine Krankheit stürzt mit dem Reste der Schönheit, alle Neigung über einen Haufen. Nun ist sie ihm ganz unerträglich. Er seufzet noch, der unglückliche Seladon; aber er seufzet nicht mehr für seine Schöne. Er seufzet über sich, über die traurige Verwandlung; über den Himmel seufzet er, daß er ihn nicht bey den Haaren von einer Thorheit zurück gezogen, zu welcher ihn seine Neigung riß. Alle Freunde, welche seine Frau nicht vor dem Verfalle ihrer Schönheit gekannt haben, wundern sich über seine lächerliche Wahl. Einer von ihnen ist so vertraut, ihn zu fragen, wie er sich habe entschliessen können, eine Frau ohne Schönheit, ohne Geld, ohne Aufführung, ohne Verstand zu heirathen. Er zuckt mit den Achseln; die Ehen werden im Himmel geschlossen, antwortet er. Er thut sehr wohl, daß er so antwortet. Soll er etwan sprechen: Diese matten Augen, mein Herr, waren voll Feuer, als ich sie liebte; ihren unwitzigen Mund küßte ich mit Entzücken, denn er war schön; ich liebte die schön gemalte Puppe, und war ein Thor, sie zu heirathen, und war so närrisch, daß ich glaubte, ich heirathete sie aus vernünftiger Neigung? Nein, dieses offenherzige Geständniß kann man ihm, zu thun, nicht zumuthen. Der Himmel, wie gesagt, nur der Himmel ist Schuld daran! Seladon bleibt vernünftig; nur ist er unglücklich.

Nach dieſem Charakter, den ich von ihm gemacht habe, wird ſeine Frau allein Urſache an dieſer unglücklichen Verbindung ſeyn? Sie hat ihn verführt, ſie hat ihn mit ihren flüchtigen Reizungen geblendet. Nein! Sie iſt eben ſo wohl, wie er, zu entſchuldigen; ſie hat ihn aus Neigung, aus bloſſer Neigung geheirathet. Was beym Frauenzimmer Neigung heißt, brauche ich hier nicht zu erklären; Die Bedeutung ſoll in der neueſten Auflage des Frauenzimmerlexikons ausgeführet werden. Es war auf einem Balle, wo ſie ihn das erſte mal kennen lernte. Er tanzte, und dieſes mit der Artigkeit eines Menſchen, welcher tanzt, um bewundert zu werden. Ein weiſſer ſeidener Strumpf hob den Werth eines wohlgemachten Fuſſes, und einer beredten Wade. Selinde wird niedergeſchlagen; er hat mit ihr noch nicht getanzt. Nun tanzt er mit ihr; ſie bewundert ihn. Alles überführt ſie von ſeinen Verdienſten; der Kopf, die Bewegung der Arme, ſeine Blicke. Er führt ſie wieder an ihren Ort, er küßt ihr die Hand. Wie zärtlich küßt der artige Seladon? Er nennt ſie, eine Göttinn. Sie antwortet ihm ganz ſittſam mit einem ſchamhaften: Ach nein! Er küßt ihr die Hand noch feuriger, und ſchwört, ſie ſey eine engliſche Schöne! Soll das gute Kind ſeinem Schwure nicht glauben? Er redet von ſeelenvollen Augen, von zernichtenden Blicken, von lachenden Grübchen, vom Purpur der Lippen, vom blendenden Schnee ihrer runden Hände; und dreymal hat er ſchon geſeufzet, da er dieſes ſagt. Er ſchwatzt ihr viel Zärtliches von Opfern und Herzen vor, und will in Feſſeln vor ihren Füſſen ſterben. Ach nein, mein Herr, ſagte ſie ganz weichmüthig zu ihm, ach nein! und überläßt ihm ihre Hand, ohne es zu wiſſen, und ohne etwas weiter zu ſagen, als ein ſtammelndes: O, gehn ſie doch! Sie verſpürt in ſich ſelbſt etwas gegen ihn, das ſie Neigung nennt; ſie iſt ihm gut, dem artigen Seladon. Der Ball endigt ſich. Er führt ſeine Schöne zum Wagen, und iſt ſo geſchickt, ihr einen Stab in dem Fächer zu zerbrechen, um das Vergnügen zu

haben,

haben, ihr morgen mit einer neuen Garnitur aufzuwarten. Der schalkhafte Seladon! So weit hat er es in einem einzigen Abende gebracht!

Wer die Welt nur ein wenig kennt, der wird mir bezeugen können, wie vortheilhaft es einem Liebhaber sey, wenn er zu rechter Zeit einen Fächer zerbricht, und auf eine anständige und freygebige Art diesen Schaden wieder ersetzt. Auf eine anständige Art, sage ich, damit es sich derjenige gelehrte Schriftsteller nicht anmaasse, der im vorigen Sommer einen Fächer für acht Thaler zerbrach, und dafür dem Frauenzimmer zween Bände von seinen Schriften verehrte, die in seinen Augen einen unendlichen Werth hatten, dem Frauenzimmer aber nur zu Papilloten nützlich waren.

Nach dieser Ausschweifung komme ich wieder auf unsern Seladon. Man kann glauben, daß ihm sein Sieg nicht schwer gemacht ward. Da er schon am ersten Abend es so weit gebracht hatte, so nahm sich seine Schöne nicht mehr Zeit, als es die Vorsicht und der Wohlstand erforderte, ihn auf eine verbindende Art der Neigung zu versichern, die sie gegen seine tugendhaften Vollkommenheiten, oder, die Wahrheit zu reden, gegen seine artige Person, seinen wohlgewachsenen Körper, seinen gut gestalteten und flüchtigen Fuß, gegen seinen schmeichelhaften Mund, und seine erobernden Blicke empfand. Sie gab ihm ihre Hand, und ward seine Frau.

Und seine Frau mußte sie bleiben, ungeachtet bey einem täglichen Umgange sich mit ihrem Reize auch seine tugendhaften Vollkommenheiten verloren. Seine artige Person war nicht mehr für sie artig; sein Mund schmeichelte allen Schönen, nur ihr nicht; und seine erobernden Blicke, hatten sich in mürrische Blicke eines misvergnügten Ehemanns verwandelt. Womit beruhigt sich diese Unglückliche? Mit dem Schicksale, welches so grausam ist, daß es den Thoren nicht mit Gewalt verwehrt, Thoren zu seyn, oder, an-

dächtig zu reden, mit dem Himmel, in welchem ihre närrische Ehe soll geschlossen worden seyn!

Es kann dieses genug seyn, den Satz von den Ehen zu erläutern, welche aus Neigung geschlossen werden. Allemal ist es nicht nöthig, daß so vielerley reizende Umstände zusammen kommen, welche zwo junge Personen zärtlich machen. Ein einziger ist oft hinreichend. Eine weisse runde Hand, welche zu rechter Zeit aus den Falten eines schwarzen Sammtmantels einen verrätherischen Ausfall that, hat einen jungen Menschen um seine Freyheit gebracht, der auf seinen flatterhaften Leichtsinn stolz war. Eine volle Brust, welche hinter dem leichten Palatin auf Eroberungen lauerte, hat meinen besten Freund unglücklich gemacht. Ein paar schmachtenden blaue Augen sind die ersten Dolmetscher einer Liebe gewesen, die sich nunmehr in die traurigste Ehe verwandelt hat. Meine selige Frau hatte ein paar schwarze Augen, so schwarz, als keine selige Frau in ganz Westphalen! Sie entzückten mich, und machten mir ihre ganze Person angenehm. Ich heirathete sie; Ja wohl heirathete ich sie! Könnte sie wohl ein paar so schwarze Augen haben, wenn sie nicht den Sitz einer tugendhaften, vernünftigen, und zärtlichen Seele wären? So dachte ich bey mir selbst; aber länger als ein Jahr, dachte ich nicht so. Schwarz blieben ihre Augen immer, es ist wahr; Aber Tugend, Vernunft, Zärtlichkeit = = = ja, meine Herren, es ist vorbey! Der Himmel, welcher diese Ehe schloß, hat sich meiner Noth erbarmt: Sie ist todt! O wären meine drey Freunde auch so glücklich, die unter dem tyrannischen Joche einer kleinen weissen Hand, einer vollen Brust, und ein paar blauer schmachtender Augen, über die Strenge des Himmels noch itzt seufzen müssen!

Alles was ich hier gesagt habe, wird den Satz bestätigen, daß die meisten Ehen, die aus dem Anblicke einer oder mehrerer Schönheiten entstehn, nicht im Himmel, nein, vor dem Spiegel geschlossen werden.

Da

Da ich mit meinem eignen Schaden erfahren habe, was das sagen wolle; so möchte ich, als ein wahrer Patriot, wohl wünschen, daß man sichere Mittel ausfindig machte, diesen gefährlichen Reizungen zu steuern.

Dadurch möchte man dergleichen zärtlichen Uebereilungen wohl schwerlich vorbeugen, wenn man das Frauenzimmer auf morgenländische Art beständig im Zimmer, oder unter Kappen gefangen hielte. Ja es würde die Mannspersonen zu verliebten Einbrüchen, und galanten Gewaltthätigkeiten verführen. Die Verhüllung des Gesichts würde nichts helfen; sie würde uns nur neugieriger machen. Der Ellbogen, die Spitze von einem kleinen Fusse, würde unter den empfindenden Mannspersonen alsdenn eben die traurige Verwüstung anrichten, welche wir einem ganz aufgedeckten Gesichte Schuld geben.

Wäre es nicht rathsamer, man gewöhnte die Jugend beiderley Geschlechts gleich in den ersten Jahren dazu an, daß sie vertraut mit einander umgehen müßten? Geschieht das nicht schon mehr, als zu sehr? wird man sagen. Nein, so sehr noch lange nicht, als ich will, daß man es thun solle.

Bey dem Umgange junger Leute, den man bisher zugelassen hat, ist eine beständige Art des Zwanges, den man Wohlstand nennt. Es sind nur gewisse Jahrszeiten, gewisse feyerliche Lustbarkeiten, gewisse Stunden des Tages, wo man der Jugend verstattet, mit einander umzugehen. Bey diesen abgemessenen Zusammenkünften bringen die Mädchen alle ihre Reize und Schönheiten in die Waffen, und werden gefährlich. Die jungen Mannspersonen richten ihre ganze Natur und Kleidung auf Eroberungen ein. So bald die ersten Gepränge des Wohlstands vorbey sind, so seufzen sie ein wenig, werden ziemlich unverschämt, und siegen. Man weis wohl, wie gefährlich eine Mannsperson ist, die bey einem wohlgebauten Körper, die vornehme Kunst weis, mit Anstand unverschämt zu seyn. Es ist also diese Art des Umgangs meinen Absichten mehr hinderlich, als nutzbar.

Ich

Ich will, ich wünsche es wenigstens, daß man künftig jungen Personen beiderley Geschlechts, ohne Unterschied der Stunden, ohne die geringste Einschränkung, die Freyheit lasse, sich zu sprechen, und zu besuchen. Hier muß keine argwöhnische Mutter, keine mürrische Tante in den Weg kommen. Dieser Zwang würde dem Besuche eine gewisse Annehmlichkeit geben, deren Folgen gefährlich wären. Wie viel werden manche Mädchen verlieren, wenn man sie überrascht, ehe sie Zeit gehabt haben, ihr Gesicht in Ordnung zu bringen! Nach der Einrichtung, wie junge Leute itzt einander besuchen, ist es bey nahe nicht möglich, den wahren Charakter eines Frauenzimmers zu entdecken. Sie ist beständig auf ihrer Hut, um artig, um sittsam, um gefällig, um gelassen zu scheinen. Man überfalle sie einmal alsdenn, wenn sie noch nicht Zeit gehabt hat, die zornigen Runzeln aus ihrem kleinen heuchlerischen Gesichte zu streichen, welche sich über den Eigensinn ihrer Mutter, über die Unvorsichtigkeit ihres Bedienten, über andere Kleinigkeiten zusammen gezogen haben; Alsdenn überfalle man sie; So wird man in dem Gesichte seiner huldreichen Göttinn die wütende Miene seiner künftigen Frau sehen. Wie sehr kann das zu unserer Besserung dienen! Würden wir Gelegenheit haben, bey dieser Wahl vorsichtig zu werden, wenn wir nicht die Freyheit gehabt hätten, unsere Schöne unangemeldet zu besuchen?

Aber auf diese Art ist dergleichen uneingeschränkter Umgang den Mannspersonen allein vortheilhaft, und für das Frauenzimmer allein verrätherisch? Nichts weniger. Ein Mädchen, das die Freyheit hat, alle Tage Mannspersonen, alle Tage ihren Liebhaber um sich zu sehen, wird sich mit seinen thörichten Schmeicheleyen, mit seinem abgeschmackten Tändeln, mit seinen gedankenlosen Seufzern so bekannt machen, wie mit der Sonne, die alle Tage scheint. Im Kurzen wird sie gleichgültig dabey werden. Bald wird sie bey allen diesen Possen, bey diesen verliebten Verzückungen, und zärtlichen Sprüngen nichts sehen, nichts hören,

und gar nichts fühlen. Wie viel hat ein Mädchen schon alsdenn gewonnen, wenn sie vor dergleichen Anfällen sicher ist! Die Art, mit welcher diese hirnlosen Buhler stündlich um sie herum faseln, wird ihr erst zur Last, und endlich ekelhaft. Sie wünscht sich einen vernünftigen Umgang. Sie wird immer Mannspersonen genug finden, welche vernünftig, und doch im Umgange artig sind. Von diesen wird sie sich einen Mann wählen, und wird glücklich seyn. Wäre sie es wohl geworden, wenn sie nicht die Erlaubniß gehabt hätte, die Gesellschaft nach ihrem Gefallen zu wählen? Würde sie so leicht Gelegenheit gehabt haben, ihren vernünftigen Mann kennen zu lernen, wenn nicht der tägliche und freye Umgang mit ihren abgeschmackten Liebhabern, ihr vor den Thorheiten derselben einen Ekel gemacht hätte?

Ich dächte, das wäre genug bewiesen, wie vortheilhaft mein Vorschlag dem gemeinen Wesen sey; wie nöthig es sey, daß junge Leute durch einen täglichen und freyen Umgang sich genau kennen lernen. Ich habe gezeigt, daß man auf diese Art die verstellten Fehler eines Mädchens, und das Lächerliche eines Liebhabers am leichtesten entdecken kann. Wie viel unglückliche Ehen wird man dadurch vermeiden! Denn eben dadurch werden so viel Ehen unglücklich, daß der Mann und die Frau erst nach ihrer Verbindung die Erlaubniß haben, sich täglich, zu allen Stunden, und ganz ohne Zwang zu sprechen. Nun lernen sie erst auf beiden Seiten ihre Fehler kennen, aber zu spät; sie geben sich keine Mühe, sie länger gegen einander zu verbergen, und fangen an, kaltsinnig gegen einander zu werden, und hassen sich endlich als Mann und Frau.

Aber kann nicht ein dergleichen uneingeschränkter Umgang zwischen jungen Personen beiderley Geschlechts vielen gefährlich seyn? Das wäre allenfalls ein Einwurf wider meinen redlich gemeynten Vorschlag. Ich glaube, ich habe ihn schon oben im voraus beantwortet. Zum Ueberflusse will ich hier noch etwas sagen. Gesetzt, es kämen aus einem solchen Umgange einige traurige Folgen; so würden

diese

dieſe doch gegen den allgemeinen Nutzen nichts heiſſen, welchen die ganze Welt daher zu erwarten hätte. Sind einige durch ihre Unvorſichtigkeit unglücklich, ſo werden doch tauſend glücklich, welche ſich vorſichtiger dabey aufführen. Aber auch an dieſen wenigen Unglücksfällen iſt mein Project nicht Schuld; oder man würde aus eben dieſem Grunde das Spatziergehen, die Bälle, die Komödien, ſelbſt die Zuſammenkünfte in Kirchen verdammen müſſen. Die billigſten, die unſchuldigſten Handlungen werden denen eine Gelegenheit zum Unglücke, welche Thoren ſind.

Ich will noch einen Vorſchlag thun; Man ſieht, wie ſauer ich mir es werden laſſe, mich um meine Landsleute verdient zu machen. Dieſer Vorſchlag entdeckt mein ganzes patriotiſches Herz.

Die Erfahrung lehrt, daß die Menſchen alles dasjenige mit einem unruhigen und hitzigen Verlangen ſuchen, was ihnen verboten iſt, und im Gegentheile die angenemſten Pflichten mit Widerwillen erfüllen, zu denen ſie ein ernſthafter Befehl ihrer Obern anweiſt. Kann eine Beſchäfftigung angenehmer ſeyn, als diejenige iſt, wenn wir unſere Nächſten glücklich machen? Warum wird uns dieſes Vergnügen ſo ſauer? Weil es eine Pflicht iſt, weil wir es thun ſollen. Die Andacht, die Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes iſt eine von denen Handlungen, die einem vernünftigen und dankbaren Weſen ſo anſtändig ſind. Wir laſſen unſer Leben dafür, ſo bald ſie uns bey Strafe des Todes verboten wird; verlangen aber die Landesgeſetze, daß wir ſolche mit Eifer thun ſollen, ſo machen wir die Leichtſinnigkeit, und den Ungehorſam zu einer Art der Galanterie. Nur der dumme Pöbel mag andächtig ſeyn; für Vornehme, für Leute, die die Welt kennen, läßt es einfältig; denn durch den Befehl iſt es ein Zwang geworden, andächtig zu ſeyn. Soll ich noch ein Wort von der Ehe ſagen? Warum ſind die meiſten Eheleute ſo kaltſinnig in ihrer Liebe? Weil ihnen der Prieſter befiehlt, zu lieben.

Dieſe

Diese alten Wahrheiten bringen mich auf den neuen Einfall, daß man jungen Leuten beiderley Geschlechts durch geschärfte Landesgesetze ernstlich anbefehlen solle, von ihrem zwölften Jahre an, täglich, ohne Aufsicht ihrer Aeltern, oder Verwandten, und ohne den geringsten Zwang mit einander umzugehn, und sich auf eine vertraute uneingeschränkte Art zu sprechen. Wer es von ihnen nicht thut, oder bey diesem Umgange zu vorsichtig ist, der soll in eine namhafte Geldstrafe verfallen seyn. Diese wird ihm künftig von seinem Erbe abgezogen, und an das Waisenhaus gezahlt. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht dieser Zwang dem Frauenzimmer sowohl, als den Mannspersonen Gelegenheit geben sollte, in ihrem Umgange nicht zu vertraut, sehr eingeschränkt, und beständig vorsichtig zu seyn; geschähe es auch nur um deßwillen, weil sie es nicht seyn sollen. Den täglichen Umgang würden sie zwar nicht vermeiden können, weil sie sich der Ahndung der Gesetze zu bloß stellten; aber dieser Umgang würde sehr behutsam, und also ohne gefährliche Folgen seyn, weil die Gesetze diese Behutsamkeit zu bestrafen drohen. Man kann hieraus eine Folge ableiten, die alle Gesetzgeber sich wohl empfohlen seyn lassen möchten. Sie müssen sich nicht sowohl angelegen seyn lassen, ihre Unterthanen tugendhaft, und vernünftig zu machen; es ist ganz unmöglich, dieses durch den Zwang der Gesetze zu bewirken: Sie müssen vielmehr darauf sehen, wie sie sich die lasterhaften Neigungen, und die Thorheiten ihrer Unterthanen so zu Nutze machen, daß sie wider ihren Willen diejenigen bürgerlichen Pflichten ausüben, welche Tugendhafte, und Vernünftige ohne Gesetze thun. Wie wichtig diese Weisheit sey, das habe ich nunmehr durch mein Exempel, und durch die Verordnung bewiesen, die ich in meiner neuen Republik der verliebten Jugend allgemein und geltend zu machen wünsche. Man befehle der flüchtigen Jugend mit Ernst, thöricht zu seyn, so wird sie alle Kräfte daran setzen, vernünftig zu lieben; und man wird keine von den trauri-

gen

gen Folgen befürchten dürfen, welche aus einem uneingeschränkten Umgange ausserdem erwachsen könnten.

Da ich itzt mein Herz wegen der übereilten Ehen ausgeschüttet habe, welche sich nur auf den flüchtigen Eindruck einer Schönheit gründen: So ist meine Meynung gar nicht, zu behaupten, daß man nicht eben so thöricht wählen könne, wenn man ein heßliches Frauenzimmer heirathet. Die Schönheit macht nicht tugendhaft; aber die Häßlichkeit eben so wenig. Das ist vielleicht noch der einzige Unterschied, daß ich mit einem schönen Bild ohne Seele wenigstens einige Minuten vergnügt leben kann, mit einem häßlichen Frauenzimmer ohne Verstand aber, nicht einen Augenblick.

Damit man finden möge, daß ich den Werth der Schönheit einsehe; daß ich sehr wünsche, es möge ihn ein jedweder mit Vernunft zu schätzen wissen, und daß ich nur damit nicht zufrieden bin, wenn man bloß die Schönheit, und, sobald diese verschwunden ist, gar nichts mehr an der Person liebt: So will ich zwey Recepte geben, welche eine solche Wahl dauerhaft machen können.

Will ein Liebhaber wissen, ob die Schönheit seines Mädchens dauerhaft sey, so sehe er auf das Gesicht ihrer Mutter. So ungefähr wird sein Mädchen in zwanzig Jahren auch aussehen. Wird er dieses Gesicht noch in zwanzig Jahren lieben können? Viele Schönheiten zwingen uns auch alsdann noch zur Hochachtung und Ehrfurcht, wenn sie uns gleich nicht mehr zur Zärtlichkeit bewegen können. Dieses Recept ist für die Mannspersonen.

Für die Frauenzimmer will ich ein Mittel bekannt machen, das ihre Schönheit, und also einen grossen Theil ihres Werths, sehr dauerhaft, und sie ihren Männern lange Zeit schätzbar erhalten soll. Sie müssen sich vor solchen unanständigen Heftigkeiten hüten, die ihnen alle Lineamente in Unordnung bringen, und ihnen wirklich ihre ganzen Gesichtszüge verzerren, wenn sie sich dergleichen heftigen Bewegungen zu oft überlassen. Ein hochmüthiges Frauenzimmer, welches ihre kleine Person allen andern vorzieht,

läuft

läuft Gefahr, sehr geschwind ungestaltet zu werden. Sie bekömmt einen steifen Nacken, verrückte Schultern, einen schweren bäurischen Gang, kurzen Athem, weil sie ihre Brust beständig hervorpreßt; ihre Unterlippe senkt sich, und sie kann die Zähne kaum bedecken; ihre Nase verliert die richtige Stellung, und tritt in die Höhe; ihre Augen werden grösser, als sie seyn sollten, sie werden starr und schielend, weil sie nichts mit einer gebührenden Achtsamkeit, sondern alles nur von der Seite mit halb gebrochenen Blicken ansieht. Die Sprache selbst leidet durch den Hochmuth; sie wird unangenehm, weil sich die Worte wider ihren Willen aus der hohlen Brust hervor drängen, und durch den für die Gesellschaft nur halb geöffneten Mund brechen müssen. Ein neidisches boshaftes Mädchen ist in eben der Gefahr, bald häßlich zu werden. Ihr Kopf senkt sich, und der Nacken wird niedergekrümmt. Die Runzeln des Alters setzen sich schon in ihren besten Jahren auf ihrer Stirne fest; sie sieht unter ein paar niederhangenden Augenbraunen wild hervor, und schielt tückisch um sich herum; die Augen werden roth, und die Wangen gelb; der Mund geifert; mit einem Worte, sie wird, was der Neid ist, und mit zunehmenden Jahren wird sie noch häßlicher, als man den Neid malt. So verstellen auch andere ausschweifende Leidenschaften die Gesichtszüge unserer Frauenzimmer. Ich will mich nicht länger aufhalten, sie zu schildern. Ich überlasse diese Beschäfftigung der lebhaften Einbildungskraft meiner Leser; es wird ihnen eine angenehme Beschäfftigung seyn, wenn sie die traurigen Trümmer einer Verbuhlten, einer Spielerinn, einer Geizigen, einer Heuchlerinn malen.

Ich erinnere mich hier eines meiner Freunde, welcher sich in Utrecht aufhielt, und selbst ein grosser Maler war. Er malte das Bild seiner Frau alle fünf Jahre. Im ersten Jahre seiner Ehe malte er sie, und vielleicht etwas schmeichelhaft; denn im ersten Jahre schmeicheln die Männer ihren Weibern. Dem sey wie ihm wolle; er malte sie

ſo reizend, daß er noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre verliebt ward, wenn er dieſes Bild anſahe.

Fünf Jahre darauf malte er ſie noch immer ſchön, aber nicht ſo reizend, wie vorher. Mit einem jeden der folgenden fünf Jahre verſchwanden einige Reizungen, und alſo ward das dritte Bild nicht reizend, nicht ſchön, aber doch angenehm. Dieſes Angenehme behauptete ſich noch beym vierten Bilde. Seine Frau trat eben in das vierzigſte Jahr, als er ſie zum fünften male zeichnete. Sie ſchwur, ſie ſey gar nicht getroffen; denn ſie fand das Muntere der Farbe nicht mehr, und warf dem Manne vor, er habe zu viel Schatten gemalt. Fünf Jahre darauf vermehrte dieſer unpartheyiſche Maler das Bild mit einigen Runzeln über den Augen. Die Frau ſeufzete, und hatte doch das Herz nicht, ihrem Manne, und ihrem Spiegel zu widerſprechen. Sie faßte ſich endlich; denn ſie war in der That vernünftig. Sie freute ſich, daß das nächſte Bild eine geſetzte, und verehrungswürdige Miene zeigte. Nach fünf Jahren malte er ſie wieder, und die Miene ward andächtig. Endlich malte er das letzte Bild, da ſie ihrem ſechzigſten Jahre ſich näherte. Sie ſcherzte ſelbſt über die viele Mühe, die ihm ihre Runzeln, und grauen Haare machten. Sie wies das Bild Kennern, und man verſicherte ſie, der Maler habe ein Meiſterſtück von einem ſchönen alten Kopfe gezeichnet.

Ich erzähle dieſe Geſchichte nicht umſonſt. Wollte der Himmel, unſere Weiber lieſſen ſich alle fünf Jahre malen! Wie lehrreich wäre dieſe Sammlung der Bilder für ihre Töchter! Eine Schöne von ſechzehen Jahren würde vielleicht etwas weniger ſtolz ſeyn, wenn ſie die Bilder ihrer vierzigjährigen Mutter, und ihrer ſechzigjährigen Großmutter betrachtete, welche beide in ihrem ſechzehnten Jahre vermuthlich auf ihre Schönheit eben ſo ſtolz waren. Vielleicht würde ſie über dieſe großmütterlichen Runzeln manchmal ernſthafte Gedanken bekommen, welche einer jungen Schöne ſehr erbaulich ſeyn könnten. Und wir Mannsperſonen; wie vorſichtig würden wir

wählen, wie vernünftig würden wir lieben, wenn wir durch eine Reihe von solchen Bildern auf die Vorstellung gebracht würden, ob wir unsre bezaubernde Phyllis noch in vierzig Jahren mit Runzeln und grauen Haaren, werden lieben können! Was würde gewöhnlicher seyn, als daß ein Liebhaber mitten unter den größten Schmeicheleyen, die er seiner Braut machte, einen Blick in die Zukunft thäte! Er würde seine Göttinn

im zwanzigsten Jahre reizend,
im fünf und zwanzigsten schön,
im dreyßigsten angenehm,
im fünf und dreyßigsten noch immer angenehm,
im vierzigsten ohne muntere Farbe,
im fünf und vierzigsten mit einigen Runzeln an den Augen,
im funfzigsten gesetzt, und verehrungswürdig,
im fünf und funfzigsten, mit einer andächtigen Miene,
und im sechzigsten Jahre als einen schönen alten Kopf

finden. Aber das setze ich zum voraus, daß seine Frau eben so tugendhaft, eben so vernünftig sey, als die Frau meines Freundes war; ausserdem treffen diese Grade nicht ein. Das habe ich doch in der That vergessen, ob die Frau meines Freundes weiß oder braun war: Ich werde dieses dem Ausspruche meiner Leserinnen überlassen; denn mir ist es ganz unmöglich, mich darauf zu besinnen.

Ich habe mich vielleicht zu lange bey diesen Ehen aufgehalten, an denen die Schönheit mehr Antheil hat, als der Himmel. Aber vielleicht entschuldigen mich diejenigen, welche bey den Ehen unserer Mitbürger so aufmerksam sind, wie ich, und daher auch so, wie ich, angemerkt haben, daß eben diese Ehen diejenigen sind, die dem lieben Himmel die meiste Verantwortung machen. Wir wollen weiter gehen.

Die Ehen, die man aus Eigennutze schließt, werden dem Himmel auch sauer genug. Ich will mich aber wohl hüten, von diesen Ehen gar zu viel Böses zu reden; denn

meine Freunde geben mir Schuld, daß, wenn ich mich zum zweyten male verheirathen sollte, so würde meine Ehe gewiß nicht im Himmel, sondern im Comtoir geschlossen werden. Ich kann mich bey diesem Vorwurfe beruhigen. Mir, als einem Wittwer, ist es zu gute zu halten, wenn ich ein wenig mehr aufs Nützliche und Gründliche in der Ehe sehe. Da ich jung war, verführten mich die schwarzen Augen meiner Frau, und ich war unglücklich genug: da ich so jung nicht mehr bin, so hätte ich wohl Lust, mir eine reiche Frau zu wählen; die Augen mögen sehen, wie sie wollen. Bin ich auch wieder unglücklich bey einer reichen Frau, wie ich es bey einer schönen war; so weis ich doch zum wenigsten, wo ich Trost suchen soll. Den fand ich bey meiner ersten Frau nicht, so bald ein Jahr vorbey war; denn ihr ganzes Einbringen bestand in zwey schwarzen Augen, bey denen der zärtlichste Ehemann mit der Zeit verhungern kann. Ich habe die Anmerkung gemacht, daß wir Mannspersonen bis in unser zwanzigstes Jahr vor Liebe zappeln, bis ins fünf und zwanzigste dahlen, und bis ins dreyßigste lieben; heirathet man aber im vierzigsten Jahre, so handelt man Herz um Geld, Zug für Zug. Gezappelt habe ich, auch gedahlt, und vielleicht einige Zeit geliebt; Nun wird man es mir in meinem vierzigsten Jahre nicht übel nehmen können, wenn ich ein wenig ernsthafter verfahre, und sehr genau überrechne, wie viel ich pro Cent mit einem Seufzer verdienen kann. Wer behaupten will, daß man bey den Ehen nicht aufs Geld sehen soll, den halte ich, mit seiner gütigen Erlaubniß, für einen verliebten Pedanten, und wenn er darüber böse wird, so wünsche ich ihm zur Strafe meine Erfahrung. Da waren die Mädchen ohne Geld noch sehr nützlich, da sie weiter nichts brauchten, als einen Mann: Itzt aber, da sie so viele kostbare Kleinigkeiten verlangen, da der Mann nur ein Nebenwerk, und die Pracht die vornehmste Absicht ihrer Liebe ist, itzo ist so eine poetische Schäferliebe nicht jedermanns Werk. Man wird mir diese Lästerung vergeben; Es fällt

mir

mir alle Augenblicke ein, daß ich auch so arkadisch geliebt habe.

Nach dem Vermögen meiner Frau werde ich meine Liebe einrichten. Ich habe nicht in Willens, ein Mädchen zu betrügen; ich will also die Taxe von meinem Herzen bekannt machen, und der Welt sagen, wie theuer ich liebe:

2000. Thaler; ich werde nicht gleichgültig seyn.
4000. Thaler, verdienen eine aufrichtige Gegenliebe,
6000. Thaler, eine zärtliche Gegenliebe,
10000. Thaler, eine inbrünstige Gegenliebe,
15000. Thaler, eine ewige Liebe,
20000. Thaler; o, Mademoiselle! dafür bete ich sie an, und sterbe vor Liebe, aber erst nach ihrem Tode.

Mich dünkt, ich bin noch ganz billig, und darf den Vorwurf nicht befürchten, daß ich die Mädchen übertheure. Denn das wird doch nicht strafbar seyn, daß ich ein wenig spröde und kostbar thue. Das ist immer die Sprache alter Junggesellen, und Wittwer, wenn sie auch noch häßlicher aussehen, als ich; aber sie lassen mit sich handeln, die ehrlichen Leute, und ich will mich auch billig finden lassen. Kann man wohl mehr von mir verlangen?

Denenjenigen, welche sich einfallen lassen zu glauben, daß meine Liebe zu eigennützig sey, denen will ich beweisen, daß ich nach der Vorschrift der Natur liebe. Und dieses zu beweisen, brauche ich nichts, als das Beyspiel des Landmanns, welcher unschuldig, und natürlich liebt, da ihn weder die Eitelkeit des Hofes leichtsinnig, noch der Eigennutz der Stadt niederträchtig macht.

Es werden ungefähr ein paar Monate seyn, als ich auf dem Landgute eines meiner Freunde das Vergnügen hatte zu hören, wie vorsichtig zween Väter um ihre Kinder handelten. Hanns, der Vater des erwachsenen Jungens, der freyen sollte, gieng zu seinem Nachbar, dem reichen Niklas, ans Fenster, und machte ihm seine Tochter feil. Grüß euch Gott, Niklas, sagte der zärtliche Vater; wißt ihr was: Mein Bube soll das Gütchen annehmen, und

ich ſuche ein feines Menſch für ihn, was gebt ihr eurer Tochter mit? Tauſend Gulden, mehr nicht, antwortete ihm der Nachbar ganz gelaſſen. Hum! Nur tauſend Gulden: das wäre ja gar nichts. Gebt ihr zweytauſend Gulden, ſo laſſe ich meinem Sohne das Gut heute noch im Amte verſchreiben. Seht nur, Gevatter, ſprach Niklas, das kann ich mein Seele nicht. Zweytauſend Gulden iſt zu viel. Mit einem Worte, zwölfhundert Gulden iſt alles, was ich thun kann, und da nicht einen Kreuzer mehr. Je geht doch, verſetzte Hanns, ihr ſolltet euch ſchämen; ſo ein hübſcher Nachbar im Dorfe! Niklas ſchüttelte ſeinen Kopf, und blieb dabey, er könne nicht mehr geben. Auch nicht funfzehenhundert Gulden? fragte Hanns ihn traurig. Nein, war die Antwort, mehr nicht, als zwölfhundert Gulden. Nun ſo behüte euch Gott, Gevatter, ſo will ich weiter gehen. Sie ſchieden ziemlich gelaſſen von einander. Hanns hatte kaum zwanzig Schritte gethan, als er mit einer rechnenden Miene ſtehen blieb, wieder umkehrte, und an des Niklas Fenſter mit ſeinem Stocke pochte. Gevatter Niklar, noch auf ein Wort! rief er. Wollt ihr auch nicht vierzehenhundert Gulden? Ich kann, ſtraf mich Gott, nicht! dabey blieb Niklas. Hanns kehrte ſich trotzig um, und ſagte: Nun! ſo muß ich denken, daß es Gottes Wille nicht geweſen iſt. Lebt wohl!

Wer hat dieſe Leute dieſe vorſichtige Art zu lieben gelehrt, wenn es die Natur nicht geweſen iſt? Sollte ich wohl ſo rebelliſch ſeyn, und mich der mütterlichen Stimme der Natur widerſetzen? Wie vornehm dachte mein Hanns, welcher wohl wußte, daß keine Ehe unter funfzehenhundert Gulden im Himmel geſchloſſen werden könnte!

In dieſem Augenblicke fällt mir ein Aufſatz in die Hände, den ich machte, als ich noch verheirathet war. Es iſt ein Troſt für unglückliche Leute, wenn ſie andere finden, die eben ſo unglücklich ſind. Ich war damals ſehr aufmerkſam, Leute kennen zu lernen, die ſich bey der Heirath eben ſo ſehr übereilt hatten, als ich. Ich fand ſie, und alle ſeufzen,

wie

wie ich, über den Himmel; keiner von ihnen war Schuld an seiner unglücklichen Ehe: Der Himmel blieb es allein, in dem sie geschlossen waren.

Liste

einiger thörichten Ehen, die auf Rechnung des Himmels geschlossen worden sind.

Balthasar Mennig, mein Nachbar, ein Würzkrämer, und ehrlicher Mann, war dreymal Wittwer geworden, und misbrauchte die Geduld des Himmels zum vierten male, da er in seinem neun und funfzigsten Jahre ein artiges Mädchen von siebzehen Jahren heirathete. Sie war eine Waise, ohne Vermögen; sie lebte sehr nothdürftig von der Barmherzigkeit ihrer Muhme, welche sie so sklavisch und eingezogen hielt, daß das gute Kind keine Kirche versäumte, um Leute zu sehen. Mein Alter hatte seinen Kirchenstuhl nur wenige Schritte von dem ihrigen; Er freute sich, als ein guter Nebenchrist, über diese fromme andächtige Seele mit weissen Haaren, blauen Augen, und einer blendenden Haut; er vergaß seine Brille herunter zu nehmen, so lange sie vor ihm saß; ja er ward endlich so verliebt, daß er in einer elenden Predigt aushalten konnte, ohne zu schlafen. Er erfuhr ihre Wohnung, ihre Herkunft, und ihre Armuth. Dieser letzte Umstand machte sein Christenthum rege; und weil er sich schämte, noch in seinem hohen Alter verliebt zu seyn, so gab er sich Mühe, sich zu bereden, daß ihm Gott dieses Mädchen zugewiesen habe, um sie glücklich zu machen. Er hatte es so oft gehört, und vielleicht selbst erfahren, daß eigennützige Ehen gemeiniglich misvergnügt ausschlagen; nun wollte er einmal ganz uneigennützig, und, nach seiner großmüthigen Sprache zu reden, ein nackigt Mädchen heirathen. Er ließ der alten Muhme seine christlichen Absichten entdecken. Man freuete sich, und dankte Gott, der für arme Waisen so

sichtbarlich sorgt. Das fromme Mädchen ward seine Frau. Wie geschäfftig ist nicht der böse Feind! Kaum hatte sich die junge Frau vier Wochen lang ausgefüttert, prächtig gekleidet, und ihre vorige Noth vergessen; So blies ihr der Teufel, (denn wer sollte es sonst gewesen seyn?) boshaft ein, daß zur Ehe noch etwas mehr, als Essen, Trinken, Kleider, und ein frommer ruhiger Greis von sechzig Jahren gehöre! In ihrer Handlung war ein Ladendiener, welcher der Frau Würzkrämerin so zu schmeicheln wußte, daß sie sich und Pflicht vergaß, einen ziemlichen Theil des Vermögens mit ihm verschwendete, ihren Mann auf die empfindlichste Art verachtete, und so unvorsichtig buhlte, daß die ganze Stadt darüber lachte. Diese Ehe war im Himmel, und wenigstens in der Kirche geschlossen; das gestunden alle Leute: allein, wo kam der Hahnrey her? Das weis ich nicht; aber das weis ich wohl, daß seine Frau einige Monate drauf im Kindbette starb. Mein rechtschaffener Alter hat mir mit der zufriedenen Munterkeit eines ruhigen Gewissens gestanden, daß er an diesem frühzeitigen Tode nicht Ursache sey.

Man weis die Noth der armen Wittwen. Fast ieder sucht sie zu bevortheilen, und niemand nimmt sich ihrer an. Man wird wenig Exempel finden, daß eine Wittwe sich um deßwillen zum zweytenmale verheirathet, um zum zweytenmale einen Mann zu bekommen; o nein! um deßwillen gar nicht! Nur darum geschieht es, um eine Stütze in ihrer Noth zu haben, und sich einen Freund zu verbinden, der sich ihres Hauswesens annehme, der sie wider die Zunöthigungen ihrer Feinde schütze, mit einem Worte, der ihr Mann sey.

Diese Sittenlehren verstund meine alte Wirthinn aus dem Grunde. Sie war seit zehen Jahre Wittwe, und ihre Feinde gaben ihr Schuld, daß sie bey dem Absterben ihres Mannes wenigstens acht und vierzig Jahr alt gewesen sey. Sie keuchte und zitterte ziemlich mit dem Kopfe; aber ihr Arzt, ein junger artiger Doctor, war so galant,

ihr

ihr zu beweisen, daß es von einem feurigen und wilden Geblüte herkomme. Sie brauchte eine Brille, es ist wahr; aber es geschahe nur, ihre Augen desto schärfer zu erhalten. Mit einem Worte, es fehlte ihr zu ihrer Zufriedenheit weiter nichts, als ein Freund, der für sie sorgte, der sich ihrer annähme, und der ihr ziemlich ansehnliches Vermögen wider die eigennützigen Nachstellungen ihrer Feinde vertheidigte. Dieser Freund hätte können bey Jahren, und wenigstens in ihrem Alter seyn; vielleicht wäre er alsdenn vernünftiger, und einsehender gewesen: Aber Vernunft und Einsicht war es doch nicht allein, was sie suchte. Bey einem alten Freunde hätte sie noch einmal können zur Wittwe werden; das wäre für sie was schreckliches gewesen. Sie suchte sich also einen jungen dauerhaften Freund, bey dessen Umgange sie, wenigstens noch vierzig Jahre, ruhig und vergnügt zu leben hoffte. Gegen niemanden hatte sie so viel Verbindlichkeit, als gegen ihren jungen Arzt, der ihr feuriges und wildes Geblüte so wohl hatte kennen lernen. Sie bot ihm also ihre Hand an, und mit dieser Hand den ganzen Segen ihres Kastens. Er griff zu, denn er war arm. Er verließ sich auf seine Kunst, und hoffte gewiß, sie binnen zwey Jahren zu begraben. Und doch betrog er sich; so selten er sonst die Erben seiner Kranken in dergleichen Fällen betrogen hatte. Seine Frau lebte noch zehn Jahre. Er gab ihr gute und böse Worte, sie sollte sterben, sie starb nicht; er verachtete sie, und aus Demuth blieb sie leben. Endlich wurden sie mit einander so genau bekannt, daß er sie prügelte: Allein dieses machte sie desto munterer, denn sie glaubte, sie, als eine gute Christinn, müsse sich standhaft in ihrem Leiden erhalten. Sie seufzete freylich über ihre unglückliche Ehe; aber sie erwartete Rettung und Hülfe vom Himmel, da sie ihre Ehe gewiß nicht ohne Gebet angefangen hatte. Mit einem Worte, die Frau war unglücklich, und der Mann in der größten Verzweiflung. Zehnjährige Geduld, Verachtung gegen sein ehliches Gerippe, tausenderley Verdruß, so gar Schläge wa-

ren also nicht vermögend, ihr einen Ekel gegen diese vergängliche Welt zu machen. Sie lebte ihm zum Trotze, und alle seine Arzeneyen würden kaum im Stande gewesen seyn, ihre hartnäckige Seele aus dem alten Neste zu jagen, wenn sich nicht der Himmel der Ehen seiner angenommen und zugelassen hätte, daß das unbescheidne Weib ihren siebzigjährigen Hals brach, da sie eben im Begriffe war, ein Fläschchen Aquavit aus ihrer Schlafkammer zu holen.

Unser Herr Doctor Saft war also ein Wittwer. Nun hatte er Vermögen, und nun nahm er sich vor, vernünftiger zu heirathen: denn das gestund er, daß er das erstemal unvernünftig gewählt hätte. Er glaubte, es fehle ihm weiter nichts, als ein höherer Titel, und die Verbindung mit einer ansehnlichen Familie, welche sein Glück auf eine dauerhafte Art befestigen, und ihm das Recht geben könne, eine wichtige Miene zu machen. Er fand beides; denn Titel sind immer feil, und immer giebt es ansehnliche Familien, mit noch ansehnlichern Schulden; Familien, die sich bey dem Vermögen ihrer Freunde wohl befinden. Herr Hofrath Saft suchte also die Tochter eines geheimen Raths zu erbeuten, welcher an einem kleinen Hofe vornehm genug war, den Ehrgeiz eines Schwiegersohns zu sättigen. Man überwindet sich endlich, ihm die Tochter zu geben, und es sind kaum zwey Jahre vorbey, als der arme Hofrath durch den Stolz seiner neuen Frau zu einer solchen Verzweiflung gebracht wird, daß er glaubt, seine erste Frau sey ihm noch viel zu früh gestorben. Die Reihe ist nunmehr an ihm, verachtet zu werden. Der meiste Theil seines Vermögens ist durch einen prächtigen Aufwand verschwendet worden. Seine Aeltern merken nunmehr, daß seine Reichthümer so unerschöflich nicht sind, als er es ihnen anfänglich zu bereden gesucht hat. Sie fangen an, ihre Uebereilung zu bereuen, und werfen ihm vor, daß er sie um ihre Tochter betrogen habe. Ihre Tochter glaubt eben das, und sieht dem Augenblicke mit Schrecken entgegen, wo sie die Frau eines Mannes ohne Familie, ohne

ne Sitten, ohne Verstand, und was das allerschlimmste ist, ohne Vermögen bleiben soll. Das einzige Mittel sich zu retten, ist der Tod ihres Mannes. Sie wünscht es, sie sagt es ihm, daß er sehr wohl thun werde, wenn er stürbe. Alle Kunstgriffe, die er angewendet hat, seiner ersten Frau das Leben verhaßt zu machen, werden itzt verdoppelt, ihn auf eben diesen guten Einfall zu bringen. Fast wünscht er sich selbst diese Art der Erlösung. Er könnte sich, als Medicus, die Mühe erleichtern; aber die Pflicht eines Arztes ist, nur andern in dergleichen Fällen zu dienen. Er lebt also, und erwartet den Tod sehnlich. Der Tod ist taub; denn man weis schon, wie viel dem Tode daran liegt, daß ein unwissender Medicus leben bleibe. Was soll unser armer Hofrath thun? Was soll seine trostlose Frau thun? Nun fehlt weiter nichts, als daß sie noch die Schläge rächt, die er seiner ersten Frau gegeben: Unter der Hand will man erfahren haben, daß sie zu ein paar Ohrfeigen Anstalt gemacht hat. Noch lebt er, und ich verlange sehr, den Ausgang dieser Ehe zu erfahren.

N. S. Sie leben noch beide, da ich dieses schreibe, und beide noch eben so misvergnügt. Es geht nun ins achte Jahr, daß seine itzige Frau das schreckliche Werkzeug ist, die Beleidigungen zu rächen, die er seiner alten Wittwe angethan hat.

Jebedäus Schlau hatte in einem gelehrten Buche gelesen, daß eine kluge Frau für ihren Mann eine sehr gefährliche Sache seyn könnte, Er war also so fein, und wählte sich das dümmste Mädchen in der Stadt. Sie war schön, und aus guter Familie. Er machte sich Hoffnung, sie ganz nach seinem Willen zu lenken, da sie so albern war, daß sie kaum einen Willen zu haben schien. Er irrte sich sehr. Ungeachtet ihrer Einfalt, wußte sie doch, daß sie eine Frau war. Ihre Dummheit diente nur dazu, daß sie auf ihre weiblichen Rechte trotziger ward. Das Ansehen ihrer Familie nöthigte den Mann, vorsichtig zu seyn; Beleidigen durfte er sie nicht. Durch den Schutz ihrer Anverwandten

bemäch-

bemächtigte sie sich nach und nach einer Herrschaft über ihn. Je dümmer seine Frau war, desto schimpflicher war ihm seine Sklaverey. Sie starb sehr jung; Ein Unglück, das sonst nur kluge Kinder trifft. Ich sprach ihn einige Wochen nach ihrem Tode; Er versicherte mich, daß er in seiner ganzen Ehe nur zween vergnügte Augenblicke gehabt habe: In der Brautnacht, und bey ihrem Tode.

Valentin Pinsel, dessen Vater ein berüchtigter Quaker, und die Mutter eine Betschwester gewesen war, hatte sich in Kopf gesetzt, daß die meisten Ehen um deßwillen unglücklich wären, weil bey der Wahl so viel Menschliches mit unterlaufe, wie er es nannte, oder nach unserer Art zu reden, weil man mit zu viel Vorsicht heirathe. Diese Vorsicht hielt er für Sünde. Er wollte also heirathen, ohne den Himmel zu versuchen. Diesem überließ er die Wahl. Es war an einem Sonntage sehr früh, als er sich mit vieler Andacht rüstete, der Person entgegen zu gehen, die ihm der Himmel zu seiner künftigen Braut zuführen würde. Diese sollte nach seinem Gelübde, so er gethan hatte, das erste unverheirathete Frauenzimmer seyn, das ihm begegnen würde. Er blieb an der Kirchthüre stehen, und erwartete sein Glück mit aufgesperrtem Maule. Das erste unverheirathete Frauenzimmer, so an die Kirchthüre kam, war eine Person von etlichen und zwanzig Jahren, welche bisher so ausgeschweift hatte, daß auch die ungesittesten Mannspersonen öffentlich sich ihrer schämten. Er wußte dieses, und eben darinnen fand er einen besondern Wink des Himmels. Noch an diesem Tage wurde die Verbindung richtig; und nun werden es beynahe fünf Jahre seyn, daß er der unglücklichste Ehemann, und ein Spott der ganzen Stadt ist. Hätte er wohl eine Thorheit andächtiger anfangen können, als diese, und doch glaubt er noch itzt, daß diese Ehe im Himmel geschlossen sey?

Meister Martin seliger, hat seine Frau aus keiner andern Ursache geheirathet, als weil sie Christine hieß. Und dieses liebe Christinchen hat ihn auf gut türkisch gepeinigt,

bis

bis an sein seliges Ende, welches drey Tage darauf erfolgte, als sie ihm einen Tiegel an dem Kopfe zerschlagen hatte.

N. N. war ein Frauenzimmer von guter Erziehung, welche sie besonders ihrer Mutter zu danken hatte. Diese liebreiche Mutter starb, und überließ die Tochter der Vorsorge ihres Mannes, der weiter keinen Fehler hatte, als diesen, daß er niederträchtig geizig war. Dieser Fehler hinderte das Glück seiner Tochter; denn ihre Liebhaber hatten gemeiniglich auch den Fehler, daß sie keinen geizigen Schwiegervater leiden konnten. Ihre schönsten Jahre, die bey einem Mädchen der Liebe so heilig sind, verstrichen ungenossen. Sie war zu tugendhaft, sich zu vergehen; aber sie war gar zu sehr ein Frauenzimmer, als daß sie bey dieser Verzögerung ganz gleichgültig hätte seyn können. Der Geiz des Vaters verscheuchte ihre Anbeter. Sie ward traurig über die Einsamkeit, die sie um sich herum wahrnahm, und diese Traurigkeit vermehrte sich, wenn sie an die künftigen Folgen dieser Einsamkeit gedachte. Endlich meldete sich ein junger Mensch, der sich vornahm auf Conto zu lieben, und den Tod ihres Vaters zu erwarten. Er hatte kein Vermögen; das war für einen geizigen Vater Ursache genug, ihm die Tochter abzuschlagen. Diese Schwierigkeit machte ihn nunmehro im ganzen Ernste verliebt. Er versicherte seine Schöne, daß seine Liebe aufrichtig, und vernünftig, und seine Absichten christlich wären. Bey einem Frauenzimmer von einer frommen und tugendhaften Erziehung, ist diese ehrbare Sprache eben so gefährlich, als bey einem leichtsinnigen Frauenzimmer das Geschenk eines kostbaren, und neumodischen Putzes. Ihre Standhaftigkeit fieng an zu wanken. Ihres Vaters Haus ward ihr alle Tage unerträglicher, und eben um deßwillen fand sie ihren Freund alle Tage liebenswürdiger. Eine alte Muhme, (denn die alten Muhmen sind immer die Ehestandsapostel,) diese ihre alte Muhme mischte sich endlich in den Roman, und machte ihr begreiflich, daß eine Ehe zwischen einem jungen wohlgewachsenen Menschen,

und

und der Tochter eines reichen Vaters, dem Himmel nicht anders, als angenehm seyn könne. Die vernünftigen Lehren ihrer verstorbnen Mutter erhielten das gute Kind noch einige Tage zweifelhaft. Endlich kam die gefährliche Stunde. Der verdoppelte Eigensinn eines ungerechten Vaters, die Schmeicheleyen eines wohlgebildeten Freundes, den man liebt, die Befehle der Natur, die man in diesen Fällen empfindet, und gern empfindet, und endlich die Predigt einer alten dienstfertigen Muhme, diese Umstände zusammen müssen wohl die Philosophie eines fühlenden Mädchens über einen Haufen werfen. Sie ließ sich entführen, nachdem sie vorher den Himmel sehr andächtig um seinen Beystand angefleht, und ihm vorgehalten hatte, daß diese Ehe durch ihn geschlossen wäre. Um ihr Gewissen noch mehr zu beruhigen, räumte sie ihrem Liebhaber die geringste Freyheit nicht ein, bevor sie in dem nächsten Kloster auf die feyerlichste Art getraut waren. Nun war sie Braut und Frau, und zugleich, unerachtet ihrer andächtigen Vorsicht, die unglücklichste Frau. Ihr harter Vater war beleidigt, und unversöhnlich. Kaum verflossen acht Tage, als er sich seiner entflohenen Tochter zum Trotze wieder verheirathete, und sein ganzes Vermögen dieser Elenden entzohe, welche die Feindschaft ihres Vaters nicht ertragen konnte. Sie lebte mit ihrem Manne nur wenige Jahre, traurig, elend, und ohne Hülfe. Der Mangel und Kummer machten dieser übereilten Ehe ein betrübtes Ende. Ein jeder, nur ihr Vater nicht, bedauerte sie; der alten Muhme aber war das ganz unbegreiflich, wie eine Ehe habe so unglücklich seyn können, welche doch durch ihre Vermittelung im Himmel geschlossen worden sey.

Die Ehen, die man auf Schulen schließt, gehören, nach dem angenommenen Verstande unsers Sprüchworts, ganz unstreitig unter die Ehen, die im Himmel geschlossen werden; denn der Verstand hat selten einigen Antheil daran. Und dennoch glaube ich, daß sie sich nach der heutigen Art zu lieben, und zu heirathen, wohl entschuldigen

lassen.

laſſen. Man weis das deutſche Sprüchwort: Jung gefreyt, hat niemanden gereut. Des Sprüchwort hat Recht. Die Jugend iſt zu ausſchweifend, zu ſchwer zu bändigen, man laſſe ſie heirathen! Ein Jahr im Eheſtande leben, macht weit zahmer, als zehn moraliſche Folianten leſen. Kann es wohl iemals einen jungen Menſchen gereuen, daß er bey Zeiten vernünftig geworden iſt? Die meiſten jungen Leute, wenigſtens diejenigen, die aus vornehmen Häuſern ſind, wachſen nur um deßwillen groß, damit ſie eine Frau nehmen können; So gebe man ihnen doch eine Frau, ſobald ſie groß genug ſind, Vater zu werden. Mit einem Worte: man thut Unrecht, wenn man wider dergleichen Univerſitätsromane zu altväteriſch eifert. Es iſt wahr; ſolche verehlichte Kinder werden ſelten, vielleicht niemals, eine glückliche und vergnügte Ehe haben: Aber heirathet man denn heut zu Tage nur um deßwillen, daß man glücklich und vergnügt leben will? Ich wundre mich ſehr, daß man noch itzt ſolche Einwürfe machen kann, die ſich kaum bey unſern einfältigen Vorältern entſchuldigen lieſſen.

Alles dieſes führe ich auf Verlangen eines meiner Freunde an, welcher erſt ſechs und dreyßig Jahre alt, und doch ſchon Großvater, und dem ohnerachtet noch bis auf dieſe Stunde unmündig iſt. Ich will ſeinen kurzen Lebenslauf hier mit den Worten einrücken, wie er mir ihn ſelbſt aufgeſetzt hat.

Ich war ſechzehn Jahre alt, als mich mein Vater nach Duisburg auf die Univerſität ſchickte. So lange ich bey ihm im Hauſe war, hielt er mich ſtrenge. Es geſchahe dieſes wider den Willen meiner Mutter. Ich war ihr einziger Erbe; ſie liebte mich alſo ſehr zärtlich. Wenn ich fromm und fleißig ſeyn würde, ſo ſollte ich auch eine hübſche Frau kriegen; dieſes war ihr täglicher Segen, welcher von meinem vierzehnten Jahre an, ſo ſtark in meine Seele wirkte, daß ich immer glaubte, fromm und fleißig genug zu ſeyn, und immer mit Ungeduld auf eine hübſche

Frau

Frau wartete. Die Ernſthaftigkeit meines Vaters ward mir unerträglich. Ich gewann meine Mutter, welche auf meine Vorſtellung glaubte, ich ſey gelehrt genug, auf die Univerſität zu ziehen; und was ſie glaubte, fand mein Vater immer billig, ſo ſtreng er ſonſt war. Ich kam alſo nach Duisburg, unter den zärtlichen Wünſchen meiner Mutter, daß ich recht fromm und fleißig ſeyn möchte, damit ſie mir bald eine hübſche Frau geben könnte. Dieſer mütterliche Segen ward mir verdächtig, weil ich drey Jahre vergebens darauf gewartet hatte; ich nahm mir alſo vor, mich ſelbſt zu ſegnen. Hiezu fand ich gar bald Gelegenheit, da man aus meinem Aufwande vermuthete, mein Vater ſey ſehr reich, und da mein Körper liebenswürdig genug gebaut war. Die Tochter eines Kaufmanns gefiel mir; ich machte mit ihr Bekanntſchaft, und war vielleicht noch nicht verliebt: aber binnen kurzer Zeit ward ich es im ganzen Ernſte, da das Mädchen ſehr ehrbar und züchtig that, und mich beſtändig vor der Eiferſucht, und ſtrengen Wachſamkeit ihrer Aeltern warnte, welche unerbittlich grauſam gegen ſie ſeyn würden, ſo bald ſie den geringſten Argwohn von unſerer Vertraulichkeit faſſen ſollten. Ich war jung genug, alles dieſes zu glauben; und da ich noch ſchlauer ſeyn wollte, als die ſcharfſichtigen Aeltern meiner Schöne: ſo verſprach ich ihr ins geheim die Ehe, heirathete ſie eben ſo geheim, und genos das ſo lange erwartete Vergnügen, welches nach dem Ausſpruche meiner Mutter eine Belohnung für ihren fleißigen und frommen Sohn bleiben ſollte. Mit einem Worte, im ſechzehnten Jahre meines Alters, und noch im erſten Jahre meines akademiſchen Lebens war ich verliebt, verheirathet, und Vater. Es war alſo nicht mehr Zeit, das zu verbergen, was wir gethan hatten. Die Aeltern meiner Frau gaben uns einen liebreichen Verweis, an ſtatt daß ich die heftigſten Begegnungen von ihnen erwartete. Dieſe Nachſicht würde mir unbegreiflich geweſen ſeyn, wenn ich nicht zu gleicher Zeit gemerkt hätte, daß dieſe wachſamen, und unerbittlich grauſamen Aeltern

vom

vom Anfange an, die Vertrauten meiner Frau in ihrer Liebe geweſen waren. Sie nannten es nunmehr einen Jugendler, und dankten dem Himmel, der für ihr Kind ſo väterlich geſorgt hätte. Meine Aeltern hingegen waren ganz untröſtlich. Ich gab mir Mühe, meinem Vater begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für mich ſey, die Tochter eines reichen Kaufmanns auf eine ſo feine Art erhaſcht zu haben; denn das Geld war bey meinem Vater ein Umſtand, der viel Thorheiten entſchuldigte. Allein meine Vorſtellungen fanden kein Gehör. Er wußte bereits mehr, als ich; er wußte die ſchlechten Umſtände meiner neuen Familie, welches ſich in ein paar Monaten noch beſſer äuſſerte, da mein Schwiegervater einen ſo ungeſchickten, und unverantwortlichen Bankerutt machte, daß er nicht allein den geringſten Vortheil davon nicht hatte, ſondern ſo gar in die äuſſerſte Armuth gerieth: Einen Bankerutt wider alle Regeln der Handlung! Nun war ich und das Geld meines Vaters der einzige Troſt dieſer Unglückſeligen; aber ich blieb es nicht lange. Mein Vater ſtarb; der Hof bemächtigte ſich ſeines Vermögens, welches nicht einmal zureichend war, dasjenige zu erſetzen, was man foderte. Sie können glauben, wie ſehr mich dieſes alles beunruhigte. Ein junger unerfahrner Menſch von ſiebzehn Jahren, welcher nicht Zeit gehabt hat, das geringſte zu lernen, womit er ſein Brod verdienen könnte; dieſer ſoll für den Unterhalt ſo vieler Perſonen ſorgen, und kann ſich ſelbſt nicht ernähren! Nunmehr ließ mich es meine Frau empfinden, was für ein ſchreckliches Verbrechen es ſey, kein Geld zu haben. Meine Schwiegeraltern hielten mich für den größten Böſewicht; und nun erſt fiel es ihnen ein, daß ich ihr armes unſchuldiges Kind verführt hätte. Mit einem Worte, ich habe ſeit achtzehn Jahren unter der ſtrengen Vormundſchaft meiner Frau ein trauriges Leben geführt. Gleichwohl hat ſie mich immer nothdürftig ernährt; das kann ich ihr nachrühmen. Ich würde kaum begreifen können, wo dieſer Segen herkäme; aber der Herr Kammerrath, und der Herr Oberamt-

mann ſind ein paar liebenswürdige Männer, und meine Frau ſieht in der That noch reinlich genug aus, chriſtliche und mildthätige Seelen zu erwecken. Dieſe rechtſchaffenen Patrone haben auch für meine älteſte Tochter väterlich geſorgt, und ihr in ihrem ſechzehnten Jahre einen Mann gegeben, der beym Herrn Kammerrathe Verwalter iſt, einen feinen frommen gelaſſenen Mann, wie ich bin, nur noch einmal ſo alt, als ich. Sie leben recht gut mit einander; denn meine Tochter iſt das wahre Ebenbild von ihrer Mutter. Sie hat mich auch ſchon zu einem vergnügten Großvater gemacht, und ihrem guten Manne ein Töchterchen geſchenkt, welches dem Vater bis auf die grauen Haare ſo ähnlich ſieht, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Ich habe das aus des Herrn Kammerraths eignem Munde; denn mir kam es nicht ſo vor. Sehn ſie, mein Herr, ſo lebe ich itzt! Der Himmel, der für eine Frau und für Kinder geſorgt hat, wird auch für Brodt ſorgen. Er erhalte nur meiner Frau ihre Geſichtsbildung, und dem Herrn Oberamtmanne ſein chriſtliches Herz. Ich will mir alles gefallen laſſen! Das iſt mein Lebenlauf, wie ſie ihn verlangt haben. Leben ſie wohl.

N. N. iſt ein unglückliches Opfer von dem Eigennutze ihres Vaters geworden. Sie beſaß alle Tugenden einer Weibsperſon, und faſt keinen einzigen von den Fehlern derſelben. Sie war ſo ſchön gebildet, daß ſelbſt Frauenzimmer nichts an ihrer Schönheit zu tadeln fanden, und doch war ſie dabey ſo tugendhaft, daß auch die ungezogenſten Mannsperſonen Ehrfurcht für ſie hegten, und in ihrer Gegenwart ſich vernünftig aufführten. Mit einem Worte: Sie war das, was alle ihres Geſchlechts ſeyn wollen, und nicht alle ſind. Sie war alſo eines vernünftigern Vaters, und eines beſſern Glücks würdig. Ihr ungerechter Vater hatte die Vormundſchaft über einen jungen Menſchen gehabt, und dieſe ſo eigennützig verwaltet, daß er mit Zittern an die Zeit gedachte, in welcher ihn die Obrigkeit nöthigen würde, Rechnung abzulegen. Dieſer Mündel beſaß, auſſer einer

ansehnlichen Herkunft, und einem grossen Vermögen, die geringsten Eigenschaften nicht, die ihm einiges Vorrecht vor dem Pöbel gegeben hätten. Ein Körper, der nach allen Regeln der Häßlichkeit gebaut war, würde sich haben entschuldigen lassen, wenn seine Seele nicht noch häßlicher gewesen wäre. Von seinen ersten Jahren an hatte man ihm alle Ausschweifungen verstattet. Nach dem Tode der Aeltern fiel er in die Hände des Vormundes, dem sehr viel daran lag, daß er nicht vernünftiger werden sollte. Er gab ihm, so viel er zu seinen Ausschweifungen brauchte, um ihn desto sicherer plündern zu können. Die Jahre kamen endlich, da er auf Reisen gehen sollte; denn zur Schande unsers Vaterlandes kriegen Ausländer mehr Narren, als vernünftige Deutsche, zu sehen. Das Ceremoniell erfoderte, ihm einen Hofmeister mit zu geben; unser Vormund wählte ihn selbst: man kan also wohl glauben, daß der Hofmeister nicht vernünftiger war, als sein Untergebener, der nunmehr in die Welt geschickt ward, ohne Wissenschaft, ohne Sitten, ohne Redlichkeit. Nur sein Körper war noch gesund, und gegen die Religion beobachtete er noch den äusserlichen Wohlstand. Nach einigen Jahren kam er zurück, noch unwissende, noch weit ungesitteter, eben so unredlich, als er fortgereist war. Nunmehr war das sein größter Witz, wenn er öffentlich der Religion spotten konnte; und so bald diese Spöttereyen erschöpft waren, so erzählte er der Gesellschaft alle Krankheiten, die er in Paris ausgestanden hatte, und erzählte aus Ehrgeiz vielleicht noch mehr, als geschehen war.

Er hatte die Jahre erreicht, sein Geld ohne Vormund zu verschwenden. Was solte dieser nunmehr thun? Seine Tochter sollte unglücklich werden, damit er, als Vater, ehrlich bleiben könnte. Sie gefiel diesem jungen Böswichte. Anfänglich hatte er die Absicht gar nicht, sie zu heirathen; er wollte sie nur als ein Cavalier, der zu leben weis, unglücklich machen. Ihre Tugend demüthigte ihn zeitig genug. Er empfand Hochachtung und Ehrfurcht ge-

gen ſie; eine Empfindung, die ihm ganz neu war; er wolte ſie alſo heirathen. Er entdeckte es ihrem Vater, welcher dieſen Vorſchlag mit Freuden annahm, und ſeine Tochter auf die grauſamſte Art zwang, ihm die Hand zu geben. Nun waren die Vormundſchaftsrechnungen richtig; ſeine unſchuldige Tochter aber ganz verloren. Sie lebte nur wenige Jahre mit dieſem Unmenſchen, der alle Tage verabſcheuungswürdiger, und durch ſeine pöbelhaften Ausſchweifungen ſo ungeſund ward, daß er dieſe Elende in eine Krankheit ſtürzte, die ihrer Noth ein betrübtes Ende machte. Der Mann freute ſich über das Ende ſeines Eheſtandes; der grauſame Vater tröſtete ſich über den Tod ſeiner Tochter, und war noch unverſchämt genug zu glauben, der Himmel habe dieſe Ehe geſtiftet, um ſeiner Tochter einen reichen Mann zu geben, und ihn, als Vormund, vom Galgen zu retten.

William van Baaken aus Saerdam dachte wie ein alter Holländer, und faſelte, wie ein junger Franzos. Er fand in Spaa Clarimenen, ein Frauenzimmer, welches die groſſe Welt kannte, welches dieſe groſſe Welt ziemlich genoſſen hatte, und ſehr unzufrieden war, wenn man den Selbſtmord der Lucretia entſchuldigte. Van Baaken ſprach ſie zum erſten male auf einem Balle in einer anſehnlichen Geſellſchaft. Ihre Mienen waren eben nicht abergläubiſch, und dieſes machte ihm Muth, ihr einige galante Unflätereyen öffentlich vorzuſagen. Vielleicht hätte Clarimene dieſe lieber in ihrem Zimmer gehört, als auf dem Balle: doch weil des van Baakens Perſon eben nicht ſo gebaut war, daß man aus Liebe zu ihm eine Grobheit überſahe; ſo glaubte ſie, ihrem guten Namen ſo viel ſchuldig zu ſeyn, daß ſie ihren Unwillen darüber äuſſerte. Er hatte auf Reiſen weiter nichts gelernt, als unverſchämt zu ſeyn; er wiederholte alſo mit lauter Stimme ſeinen Bootswiß und bekam dafür von Clarimenen ein paar derbe frieslandiſche Ohrfeigen. Van Baaken ward beſtürzt. Er ſah es ein, daß er Unrecht gehabt hatte und weil ſein Herz nicht ſowohl boshaft, als dummkühn war, ſo machte ihn dieſer Zufal

ernſt-

ernſthafter, als er ſeit ſeiner Rückkunft von Paris geweſen war. Er hielt dieſe Ohrfeigen für einen göttlichen Wink, Clarimenen zu heirathen; denn er ſchloß von ihrer geäuſſerten Empfindlichkeit auf ihre Keuſchheit, von ihrer Keuſchheit auf alle übrige weibliche Tugenden, und von dieſen auf das ſeltne Glück, das er in einer Ehe mit ihr zu genieſſen haben würde. Er war ſehr eiferſüchtig; und bey Clarimenen hoffte er, nicht Urſache zu haben, eiferſüchtig zu ſeyn. War etwas natürlicher, als ſeine Hoffnung, Clarimene, welche als Jungfer eine zärtliche Unfläterey mit ein paar ſo männlichen Ohrfeigen beſtrafte, werde, ſo bald ſie ſeine Frau ſey, diejenigen mit Füſſen treten, die die Verwegenheit hätten, ihre eheliche Treue wankend zu machen? So ſchloß der unerfahrne Menſch! Der Vorwand, ihr die Beleidigung abzubitten, ſchaffte ihm eine nähere Bekanntſchaft. Er verſicherte ſie ſeiner Hochachtung, ſeiner Liebe, ſeiner guten Abſichten; und Clarimene, welche ſich ſchon längſt einen ſo reichen und ſo dummen Mann gewünſcht hatte, ließ ſich nach einigen unumgänglichen Weigerungen ſo weit bringen, daß ſie ihm die Hand gab. Er heirathete ſie, ehe er von Spaa gieng. Er führte ſie in ſeine Vaterſtadt, und rühmte ſich ſeiner erhaltenen Ohrfeigen mehr, als mancher junge Officier ſeiner Wunden, die er, Gott weis, wo? bekommen hat. Die ganze Gegend ward begierig, dieſe wilde Spröde kennen zu lernen. Es gab junge muthige Liebhaber, welche dieſe Sprödigkeit verwegen machte; und wider Vermuthen fanden ſie dieſe Amazone ſo zahm, wie ein Lamm. Sie war Frau, und hielt alſo weiter nicht für nöthig, der Welt ſchrecklich zu ſeyn, da ihr Glück nun gemacht war. Mit einem Worte: Ehe noch ein halbes Jahr vergieng, wußte das ganze Land, daß ſie ihrem Manne ungetreu war. Ihr Mann wußte es ſelbſt, und war ganz troſtlos. Er hätte ſich die wahrſagenden Ohrfeigen gern noch einmal vom Himmel ausgebeten, wenn dieſes ein Mittel geweſen wäre, von ſeiner Frau wieder los zu kommen; denn nun merkte er beynahe, daß er dieſen Wink des Him-

mels falsch verstanden hatte. Er faßte also einen andern Entschluß: Er flohe im ersten Jahre seines Ehestandes von seiner ungetreuen Tyrannim, und gieng nach Surinam, wo er sich viele Jahre lang aufhielt, bis er erfuhr, daß sie gestorben war, und ihm, ungeachtet seiner Abwesenheit, eine zahlreiche Familie verlassen hatte.

Gedanken sind zollfrey;

und damit bin ich sehr unzufrieden.

In denen neblichten Stunden, wo mein Geist mürrisch ist, wo er nichts denkt, wo er so unwirksam ist, wie der Geist eines trunknen Finanzenpachters; in diesen traurigen Stunden beurtheile ich die Fehler des Staats, und mache Projecte.

Da ich dieses erinnere, so sollte ich wohl den gemeinen Vorwurf befürchten, daß das Projectmachen meistentheils die Beschäfftigung solcher Köpfe sey, welche zu ungeschickt sind, etwas wichtigers zu thun, und welche weder den Willen, noch das Vermögen besitzen, ihre Mitbürger glücklich zu machen, dagegen aber, unter dem scheinbaren Vorwande, die allgemeinen Einkünfte zu verdoppeln, hungrig und boshaft genug sind, sich mit dem Schaden des Armuths zu bereichern, und ihr ungewisses Glück auf das augenscheinliche Elend tausend entkräfteter Familien zu bauen. Allein, ich kann vor dergleichen Vorwürfen ruhig seyn, da ich niemals die Absicht habe, den geringsten Vortheil von meinen Projecten zu ziehen, da ich nicht in Willens habe, die öffentlichen Einkünfte zu vermehren, sondern nur Mittel ausfindig zu machen, wodurch die Kosten aufgebracht werden können, welche nöthig sind, für die Bequemlichkeit derjenigen unter meinen Mitbürgern auf eine dauerhafte Art zu sorgen, für welche bisher am wenigsten gesorgt worden ist.

Ausser

Auſſer dem guten Zeugniſſe, welches mir mein eignes Gewiſſen von der Billigkeit meiner Abſichten giebt, rechtfertigt mich noch ein andrer Umſtand, der in der ſpaniſchen Geſchichte bekannt genug iſt. Mein Urältervater, Sancho Panßa, war einige Zeit Regent der groſſen Inſel Barataria *, und machte ſich in etlichen Tagen durch ſeine Gerechtigkeit, und tiefe Einſicht in die Kunſt zu regieren, um ſein Land weit verdienter, als viele Prinzen, welche von ihren Unterthanen und Nachbarn dreyßig Jahre lang gefürchtet, und ewig verabſcheuet werden. Von dieſer Zeit an haben wir Nachkommen des glorwürdigſten Sancho einen innerlichen Trieb zu regieren; und weil bereits alle Throne und Regierungen beſetzt ſind, ſo behalten wir doch, ungeachtet des traurigen Verfalls unſrer Familie, beſtändig, auch als Privatperſonen noch, den Trieb, die Fehler der Regenten zu beurtheilen, dem Elende, das ein Land dadurch empfindet, abzuhelfen, und allerunterthänigſte Projecte zu machen, da wir nicht im Stande ſind, Gnadenbezeugungen auszutheilen.

Ich, als der einzige männliche Erbe des unſterblichen Sancho, beſitze dieſen Familienſchatz von einigen hundert Projecten, welche meine Vorfahren, und ich, aufgezeichnet haben. Sie betreffen ſowohl wichtige, als geringere Sachen; denn wir haben nicht allein für die nöthige Bevölkerung des Königreichs Spanien, ſondern auch für eine bequemere Art, weſtphäliſche Schinken zu räuchern, in unſerm patriotiſchen Eifer geſorgt. Ich werde mich ſehr billig finden laſſen, wenn ich den europäiſchen Staaten, oder auch Einem Ehrenveſten Rathe des Städtleins J. . . ., wo ich mich itzt aufhalte, mit meinen geſammelten Projecten dienen kann. Ich hoffe, das grosmüthige Anerbieten wird angenommen werden, da nicht der geringſte Eigennutz dabey vorwaltet, ſondern da ich ſolches in der Abſicht thue, der Welt zu dienen, und mich mit einigen Schritten derjenigen Unſterblichkeit zu nähern, welche mein Erlauchter Va-

* S. Don Quixot Th. II. Cap. 44.

ter, Sancho, mit seinem getreuen Esel, und vielen grossen Projectmachern des itzigen Jahrhunderts, rühmlichst erlanget hat.

Ich verlange nicht, daß man mir auf mein Wort glaube; ich will eine Probe von meinem Versprechen geben. Diese Probe biete ich hiemit vorzüglich dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation an, da ich in Deutschland die meiste Zeit über meinen Unterhalt gefunden habe, und um deßwillen gegen dieses nahrhafte Land erkenntlicher seyn will, als ein grosser Theil seiner Nachbarn, welche sich viele Jahre von dem deutschen Brodte mästen, und dennoch immer, bey einer stolzen Eigenliebe, undankbar sind.

Mein Project soll alle die unentbehrlichen Eigenschaften haben, die den meisten Projecten fehlen. Es soll, ohne Ansehen der Person, eine durchgängige Gleichheit beobachtet werden; der Arme, und der gemeine Mann soll entweder gar frey gelassen, oder doch am meisten geschont, der Vornehme aber, nach Beschaffenheit seiner Umstände, und und Absichten, am meisten zur Mitleidenheit gezogen werden; die innländischen Manufacturen sollen dadurch auf keinerley Art niedergedrückt, und eben so wenig der freye Handel mit den Ausländern gehemmt werden; die Einkünfte von diesem Projecte sollen nicht durch die eigennützigen Hände einiger Privatpersonen dem gemeinen Besten entrissen, sondern vor den Augen des ganzen Landes so vertheilt, und angewendet werden, daß es gewissen preßhaften Personen vorzüglich zu Nutzen gereicht, und dieser Nutzen sich hernach wieder durch das ganze Land zertheilt. Ich will es so einrichten, daß alle diese Einkünfte nur durch wenige Bediente verwaltet werden können, und also dem gemeinen Wesen wenig dadurch entzogen wird. Ich schmeichle mir, daß man bey meinem Projecte nicht nöthig haben wird, die geringsten Zwangsmittel anzuwenden: Es ist für alle Stände so vortheilhaft, daß sich gewiß ein jeder von selbst beeifern wird, seinen Beytrag zu entrichten, und des Vortheils öffentlich zu geniessen, den er durch seine Beysteuer erlangt.

So

So gar Ausländer werden ſich darzu drängen, und zur Bereicherung unſers Landes die Schätze aus ganz Europa zu uns ſchleppen, um die Erlaubniß zu erhalten, daß ſie an den glücklichen Folgen dieſes Projects Antheil nemen dürfen. Ja, ich will noch mehr thun: Ich will nicht allein keinen Genuß von der Erfindung dieſes Projects haben, ſondern auch, als ein billiger Contribuent, meinen Antheil ſelbſt dazu erlegen. So großmüthig werden wohl wenig Projectmacher ſeyn!

Da ich auf dieſe Art die beträchtlichen Vorzüge meines Projects ſo deutlich gewieſen habe, ſo will ich auch nunmehr mit wenigen meine Gedanken ſagen, für wen ich eigentlich die Einkünfte von dieſem gerühmten Projecte beſtimmt habe.

Nach der mir angebornen politiſchen Einſicht halte ich es für einen groſſen Fehler, daß man zwar diejenigen in Zucht und Spinnhäuſern ernährt, welche durch ihre üble Aufführung in der Republik Unruhen anfangen; gleichwohl für die Ernährung dererjenigen niemals ſorgt, welche unter dem ſcheinbarſten Vorwande, und den prächtigſten Titeln, in dem gemeinen Weſen erſtaunende Unordnung anrichten; und dieſes bloß aus Mangel der Nahrung. Man gebe ihnen Brodt, ſo werden ſie aufhören, dem Lande ſchädlich zu ſeyn; denn nur aus Hunger ſchaden ſie.

Dieſes deutlicher zu machen, will ich hier einige von denenjenigen nennen, für welche ich die Einkünfte meines Projects eben deßwegen beſtimmt habe, weil die Obrigkeit zu groſſem Schaden des Landes für ihren Unterhalt gar nicht ſorgt, und ſie eben dadurch in die verzweifelte Nothwendigkeit ſetzt, das zu ſeyn, was ſie ſind, und welches ſie gewiß nicht ſeyn würden, wenn ſie nur einigermaſſen Mittel wüßten, ſich auf andre Art zu nähren. Die wenigen Beweiſe, die ich hier anführe, werden von dem groſſen Umfange meines Geiſtes, und meiner groſſen Einſicht in die Kunſt zu regieren zeugen.

Unmittelbar nach den Raupen und Heuſchrecken kommen die Rabuliſten; ein gefräßiges Ungeziefer! Man kennt ſie; ich habe alſo nicht nöthig, ſie zu beſchreiben. Man weis die allgemeine Verwüſtung, die ſie in einem Lande anrichten, und doch duldet man ſie, und giebt ihnen Ehrentitel: Man ſcheut ſie, und ſucht doch ihre Freundſchaft. Und erwacht auch einmal die Gerechtigkeit wider ſie, und giebt neue Geſetze zu ihrer Vertilgung; Wer ſoll darüber halten? Vielleicht die Richter? Viele Richter würden untröſtbar ſeyn, wenn alle Advocaten gewiſſenhaft wären. Dazu habe ich zu viel Menſchenliebe, daß ich glauben ſollte, die Bosheit eines Rabuliſten ſey eine Handlung, deren ein Menſch freywillig, und ohne von der äuſſerſten Noth gedrungen, fähig ſeyn könne. Zur Ehre meiner Mitmenſchen glaube ich das nicht. Die größte Verzweiflung muß es ſeyn, die ein vernünftiges Geſchöpf zu einer ſo abſcheulichen Nahrung treibt. Nicht im Willen, nicht im Herzen; nein, in einem hungrigen Magen, nur in dieſem allein, iſt die ganze Quelle der Rabuliſterey zu ſuchen. Der Hunger iſt es, der Poeten, der Patrioten, der Schriftſteller, der Goldmacher, der Rabuliſten ſchaffet. Ich will dieſem Uebel ſteuern. Von den Einkünften meines Projects ſoll ein Theil angewendet werden, die Rabuliſten zu füttern: dadurch werde ich ſie nicht allein von ihrer ſchändlichen Rauberey abziehen, ſondern ich werde auch dem gemeinen Weſen an ihnen ſolche Mitglieder ſchaffen, die ihm die wichtigſten Dienſte leiſten können. Es iſt hier der Ort nicht, weiter davon zu reden; Im Vorbeygehen will ich nur ſo viel gedenken, daß ein dergleichen ausgefütterter Rabuliſt ſehr geſchickt iſt, in der Gerichtsſtube Fiſcal zu werden. Er kennt die Schwäche der Richter, und die Bosheit der Advocaten. Er wird alsdenn alle Partheylichkeit und Rabuliſterey am beſten entdecken können, ſo, wie diejenigen die beſten Zollbedienten ſind, die den Zoll am meiſten betrogen haben, ehe ſie bankerutt wurden. Dieſes Capitel aus der Finanz verdient eine beſondere Abhandlung, die ich mir vorbehalte.

Für

Für die Freygeister will ich auch sorgen. Sie werden die Einkünfte meines Projects ziemlich erschöpfen; denn sie vermehren sich täglich: aber desto nöthiger ist es auch, daß man ihnen Brodt giebt, damit sie Christen werden; denn nur am Brodte fehlt es ihnen, und nicht an der innerlichen Empfindung. Unter tausend Freygeistern ist vielleicht nur einer, der mit Ueberzeugung nichts von Gott und der Religion glaubt, und dieser Eine wird gewiß am wenigsten schaden, weil er zu vernünftig ist, seinen Unglauben merken zu lassen, und weil er sich bey seiner Vernunft schämen muß, in der Gesellschaft einer so abgeschmackten Bande Gaukler zu seyn, welche zu dumm sind, von der Religion nichts zu glauben: Denn von der Religion im Ernste nichts zu glauben, das ist weit schwerer, als ein guter Christ zu seyn. Also sorge ich bey meinem Projecte bloß für diese starken Geister, die wider ihre Ueberzeugung, nur aus Hunger Lügen predigen, wie etwan die Ziegeuner nur aus Hunger wahrsagen. Ich schreibe gar nicht aus mütterlichen Vorurtheilen, was ich hier schreibe; Ich berufe mich auf die Erfahrung, und bitte mir von meinen Lesern nur eine kleine Aufmerksamkeit auf dergleichen Geschöpfe aus, welche so verwegen sind, sich Atheisten zu nennen. Bey allen, ich sage nicht zu viel, wenn ich dieses sage; bey allen werden sie finden, daß ihr Leichtsinn sich bloß aus einem Mangel der Nahrung herschreibt. Ein junger Mensch, der sein Vermögen durchgebracht, dem der wollüstige Müssiggang das Gemüthe zu höhern Beschäfftigungen träge gemacht, und die Knochen zur Arbeit entkräftet hat, den das Andenken seiner vorigen Glückseligkeit verzweifelnd, und der gegenwärtige Mangel unverschämt macht, der es nicht gewohnen kann, unbemerkt zu leben, da er nur vor kurzem durch seine kostbaren Thorheiten die Augen der ganzen Stadt auf sich zog; ein Mensch von dieser Art, und deren sind unzählige, wird eine Beruhigung für seinen Hochmuth, und für seinen Hunger finden, wenn er zuerst die innerlichen Vorwürfe seines eignen Gewissens damit übertäuben

kann,

kann, daß alle heilige und bürgerliche Pflichten, die uns die Religion predigt, ein eigennüßiges Gewäsche der Pfaffen, und daß alle Strafen, mit denen die Offenbarung die Uebertreter dieser Pflichten so schrecklich bedroht, ein kindisches Märchen christlicher Weiber sind. Hat er es erst mit sich selbst so weit gebracht, so liegt ihm daran, daß er sein eingeschläfertes Gewissen in dieser Betäubung erhalte, und daß er auch gegen die Welt seine Thorheiten rechtfertige. Am füglichsten geschieht dieses dadurch, daß er sich selbst, und allen, die es hören, und die es auch nicht hören wollen, die neuen Entdeckungen täglich vorsagt, die sein starker Geist aus Scham und Verzweiflung, wider die Religion erfunden hat. Der Mangel hat ihn so vorsichtig gemacht, daß er vornehmlich diejenigen von ihrem Aberglauben zu bekehren sucht, welche am wenigsten Verstand haben, ihm zu widersprechen. Er wird sich also am liebsten reiche bejahrte Thoren, und junge Narren aus guten Häusern wählen. Jenen ist es ungemein schmeichelhaft, daß man ihnen bey ihrer reichen Thorheit den Verstand zutraut, wichtige neue Wahrheiten einzusehen, die so viele vernünftige Leute, und ihre eignen Beichtväter nicht einsehen können. Diese kützelnde Eitelkeit thut ihnen so sanft, daß sie mit freygebigen Händen demjenigen ihren Ueberfluß mittheilen, welcher so großmüthig gewesen ist, ihnen auf eine so bequeme Art, so viel Weisheit, so viel unerhörte Wahrheit mitzutheilen, die ihr Verstand, so gar ihr Verstand, so leicht hat fassen können. Am besten aber befinden sich unsre predigenden Freygeister bey jungen bemittelten Narren, welche, sobald sie die Religion weiter nicht schreckt, ganz ungestört ihren Ausschweifungen nachhängen können. Sie lassen mit Vergnügen ihren neuen Apostel an allen diesen Ausschweifungen Antheil nehmen; und dieser nimmt ihn sehr gern, weil er sie gewohnt ist, und befindet sich bey diesen jungen Verschwendern am besten, weil die alten bemittelten Thoren, mitten in ihrer Thorheit, noch immer rechnen, und gewisse Ausschweifungen verabscheuen,

die

die ihnen entweder zu theuer, oder für ihre abgelebten Körper zu jugendlich sind. Ich habe hier das Bild eines Freygeistes von der mittlern Classe gemalt. Denn von dem atheistischen Trosse will ich hier gar nicht reden, welche von jenen nur alberne Affen sind, und dasjenige abgeschmackt nachplaudern, was jene bey ihrer mittelmäßigen Einsicht, vorschwatzen, und welche, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollen, starke Geister seyn wollen, weil dieses eine Modenarrheit ist; welche endlich über Himmel und Hölle spotten, weder Engel noch Teufel glauben, und doch vor jeder alten Frau, die ihnen im Dunkeln begegnet, ein Kreuz machen. Diese kleine Charlatane muß man weder bestrafen, noch auslachen. Man muß sie nicht merken: so werden sie schon selbst aufhören, närrisch zu seyn; denn nur darum sind sie es, damit sie nicht ganz unbemerkt in der Welt seyn wollen. Diese überlasse ich der Ruthe ihrer Ammen, oder der Faust des Vormunds. Nur für die mittlere Classe sorge ich; und diese Vorsorge ist desto wichtiger, je gröſſer der Schade ist, den ihre eigennützigen Schwärmereyen der Welt, und vornehmlich der jungen flatterhaften Welt zuziehen. Vielleicht habe ich mich zu lange bey dieser Stelle aufgehalten. Ich bitte meine Leser um Vergebung. Es war nöthig, weil nicht alle die Genealogie der Atheisterey von dieser Seite kennen; weil keine Thorheit gefährlicher ist, als die, welche man für Verstand hält; und weil ich es genau bestimmen mußte, welche Art von Freygeistern eigentlich von meinem Projecte ernährt werden solle. Nunmehr wissen diese, wer sie künftig ernähren wird; und ich hoffe gewiß, sie werden sich schämen, wider ihre eigne Ueberzeugung Narren, und wider ihren natürlichen Ehrgeiz, den sie aus Noth verleugnen müssen, niederträchtige Schmeichler des reichen Pöbels zu seyn. Und damit diese Unglückseligen wegen ihrer künftigen Versorgung recht ruhig und sicher seyn können; so gebe ich ihnen mein Wort, daß bloß zu ihrer Unterhaltung alles dasjenige bestimmt bleiben soll, was durch mein Project von den

Geist-

Geiſtlichen und den Philoſophen einkommen wird. Aus dem Projecte ſelbſt werden ſie ſehen, wie anſehnlich der Betrag davon ſeyn müſſe. Und ich bin gewiß überzeugt, die Geiſtlichen und Philoſophen werden nun weit mehr beytragen, als von ihnen verlangt wird: Dieſe, weil ſie von der Nichtswürdigkeit des Reichthums überzeugt ſind, und gewiß alles Geld hingeben werden, um einen einzigen Narren weiſe zu machen; jene aber, weil ſie gewohnt ſind, gute Werke zu thun, und ihren verirrten Mitbrüdern nicht allein mit ihrem Segen, ſondern auch mit ihrem Beutel zu dienen.

Ich habe lange bey mir ſelbſt gezweifelt; ob ich die herumirrenden Goldmacher unter diejenigen mitleidenswürdigen Perſonen rechnen ſoll, für deren Unterhalt ich ſorge, damit ſie aufhören, unglückliche Thoren zu ſeyn. Sie ſind dem gemeinen Weſen ſehr verderblich; ſie bringen oft anſehnliche Familien um ihr ganzes, oder doch um ihr meiſtes Vermögen: Aber ſie ſind zu entſchuldigen, und mehr zu entſchuldigen, als diejenigen, welche ſich von ihnen misbrauchen laſſen. Wer iſt lächerlicher: Ein Bettler, welcher, um nicht gar zu verhungern, einem Reichen das wichtige Geheimniß lehren will, zu groſſen Schätzen zu gelangen; oder dieſer Reiche, welcher von den Händen eines hungrigen Landſtreichers den Ueberfluß erwartet? Inzwiſchen will ich es doch auf einige Zeit verſuchen, damit man mir nicht den geringſten Vorwurf einer Liebloſigkeit machen könne. Ich will dieſe Elende an meinem Projecte Antheil nehmen laſſen: und damit ſie zu ihrer Nebenausgabe doch etwas noch verdienen, ſo will ich ihnen von der Obrigkeit die Erlaubniß auswirken, daß ſie auf den Jahrmärkten herumziehen, und, in Geſellſchaft anderer Taſchenſpieler, das neugierige Volk mit ihren chymiſchen Tändeleyen beluſtigen mögen.

Man hat angemerket, daß dieſe Goldmacher, wenn ſich ihre Betrügereyen weiter nicht verſtecken laſſen, gemeiniglich anfangen, die quakeriſche Sprache einer dunkeln

Heilig-

Heiligkeit und mystischen Andacht anzunehmen. Dieses bringt mich auf den Einfall, bey meinem Projecte auch für die engbrüstigen Narren mit triefenden Augen, schiefen Hälsen, und verkrummten Händen zu sorgen, welche der Pöbel Heilige, und ein vernünftiger Mann heuchlerische Betrüger nennt. Sie schleichen gebückt in die Häuser frommer Thoren, und bemächtigen sich unter dem Vorwande, mildthätige Beysteuern für arme Brüder zu sammeln, des Vermögens dieser Leichtgläubigen, welches sie im Dunklen wollüstig verschwenden, und diejenigen hungern lassen, denen sie es entreissen. Diesem Uebel will ich steuern. Ich will für den Unterhalt dieser andächtigen Räuber sorgen; denn aus Mangel des Unterhalts beten die meisten von ihnen die treuherzigen Thoren um ihr Vermögen: Ob ich schon nicht läugnen will, daß viele nur aus Hochmuthe heilig herumkriechen, um desto mehr verehrt zu werden. Für diese mag ich nicht sorgen; denn sie thun dem Vermögen meiner Mitbürger keinen sonderlichen Schaden.

Ich belustige mich beynahe in keiner Gesellschaft mehr, als in der Gesellschaft dererjenigen, welche unter dem prächtigen Namen der Patrioten mit der Regierung unzufrieden sind. Man findet daselbst einen wahren Mischmasch von Hochmuthe, von Neide, von Vaterlandsliebe, und von Hunger. Es steht in meinem Vermögen nicht, ihnen Aemter und Ehrenstellen zu geben: ich wollte es sonst mit Vergnügen thun. Ich weis gewiß, ich würde dadurch ihren Neid und ihren Hochmuth zugleich befriedigen. Denn, wie die Engländer sagen, flucht derjenige der Regierung am meisten, der am meisten an der Regierung Antheil zu nehmen wünscht. Also will ich nur für ihren Hunger, oder welches einerley ist, für ihre Vaterlandsliebe sorgen. Sie sollen satt werden; und wenn ihr Magen noch so patriotisch wäre, so soll er doch satt werden. Wirf dem Hunde Brodt hin, der dich beissen will, sprechen die Bürger in Mancha: Das will ich auch thun; denn ich glaube, daß

bey

bey mir in Westphalen der Hunger eben so beissend macht, wie bey meines Urältervaters Nachbarn in Mancha. Wie erstaunend werden die Veränderungen seyn, die mein Project in einem Staate macht! Alle politische Schneider und Schuster, welche zeither mit aufgestemmten Armen hinter dem Bierkruge dem Fürsten geflucht, werden vor Freuden hervortaumeln, und dem Himmel danken, der ihnen ein so weises Regiment, und so gutes Bier verlichn. Der alte Ritter, welcher sich voll Misvergnügen über seine ungesuchten Verdienste seit der letzten Regierung auf die Hufe geflüchtet, um daselbst murrend den Untergang seines Vaterlandes zu erwarten, das ohne ihn regieret wird; dieser wird sein bestes Kleid, in welchem er zum letztenmale gehuldigt hat, aus dem Kasten hervorsuchen, um bey dem nächsten Gallatage mit steifer Pracht dem Hofe und seinem Dorfe Ehre zu machen. Und die misvergnügten witzigen Köpfe - - -! Welchen Lärm sehe ich voraus! Wie wimmelt der Parnaß! Denn für eine Pension von hundert Gulden sollen sich zehen Reimer aus dem Athem singen.

Für diese witzigen Geister will ich vorzüglich sorgen. Vielleicht haben sie bisher mit Ungeduld gewartet, bis ich ihrer erwähne. Ich habe es mit Fleiß unterlassen; denn ich weis, daß sie fodern können. Ich werde ihnen auf eine anständige Art Unterhalt verschaffen, damit sie keine Ursache weiter haben, durch schmeichlerische Thorheiten die schönen Wissenschaften verächtlich zu machen.

Diese wenigen Exempel werden genug seyn können, meinen Lesern einen ehrwürdigen Begriff von dem Nutzen des grossen Projects zu machen, womit ich die Welt beglücken will. Vermuthlich sind sie nunmehro neugierig genug, es zu erfahren, und vielleicht so ungeduldig, als ich es wünschen kann. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Neugierde so lange aufgehalten habe. Es war nöthig, um den Charakter der Projectmacher zu behaupten, welche die Welt mit dem erstaunenden Nutzen ihrer Erfindungen

lange

lange Zeit betäuben, ehe sie entdecken, was sie erfunden haben.

Mit einem Worte: Ich bin der grosse Mann, der zum Besten seiner dürftigen und verlaßnen Mitbürger auf den glücklichen Einfall gekommen ist, eine Gedankensteuer anzulegen. Ich will mich gleich deutlicher erklären.

Die Eigenliebe der Menschen hat keine angenehmere Beschäfftigung, als wenn sie sich mit den Vorzügen, die ihr doch fehlen, schmeichelhaft unterhält, und sie dafür denenjenigen abspricht, welche sie doch wirklich besitzen.

Von den ältesten Zeiten her haben sich die Philosophen bemüht, diese Leidenschaft sowohl ernstlich, als bitter zu bestrafen; und auch von den ältesten Zeiten her ist dieses Unternehmen vergebens gewesen.

Ich will einen Vorschlag thun, nicht sowohl wie man die Welt bessert, denn ich kenne die Welt; sondern wie man die hartnäckigen Thorheiten der Menschen zum Besten eines ganzen Landes nutzen soll. An statt also die Leute in dem angenehmen Traume ihrer eignen Verdienste zu stören; so will ich zufrieden seyn, daß sie sich für ihr Geld darinnen unterhalten: Und an statt, daß sie bisher nur schüchtern und im Winkel ihrer Eigenliebe geschmeichelt haben; so mögen sie sich nunmehr das Recht erkaufen, es öffentlich zu thun.

Aber erkaufen müssen sie dieses Recht; denn das können sie unmöglich verlangen, daß sie umsonst Narren seyn dürfen.

Sie sollen jährlich eine gewisse Steuer erlegen, und sich dafür die Freyheit lösen, öffentlich dasjenige von sich zu rühmen, was sie bisher nur heimlich gedacht haben.

So bald sie diese Gedankensteuer erlegen, bekommen sie einen Schein, und damit zugleich das Recht, daß niemand ihrer Eigenliebe widersprechen darf.

Dieser Schein soll sie wider alle Einwürfe mürrischer Philosophen, und wider alle bittre Satiren der Spötter schützen. Macht jemand in Gesellschaft die geringste Mie-

ne, als wolle er an ihrer Weisheit, an ihrer Tapferkeit, an ihrer Gelehrsamkeit, an ihrer Schönheit, an ihrem Reichthume, mit einem Worte, an ihren Verdiensten zweifeln; so dürfen sie nur ihren Gedankenschein vorzeigen, und die ganze Gesellschaft muß verstummen. Denn dieser Schein macht ihre Verdienste eben so unwidersprechlich und vor Gerichte gültig, als das öffentliche Zeugniß von Geschicklichkeit und Qvalitäten, welches man denen für ihr baares Geld beylegt, die sich Rang und Titel kaufen.

Nunmehr werden meine Leser wohl im Stande seyn, zu übersehen, wie gegründet alles dasjenige sey, was ich bisher von den Vortheilen meines Projects gesprochen: sie werden finden, daß ich aus Bescheidenheit noch viel zu wenig gesagt habe.

Sie dürfen nur die Menge der Menschen überdenken, welche sich einbilden, das zu seyn, was sie nicht sind; so werden sie sofort eine erstaunende Menge Contribuenten erblicken.

Sie dürfen weiter nachdenken, wie hartnäckig die Menschen auf dergleichen schmeichelhaften Vorurtheilen beharren, und wie sie lieber alles dran wagen, ehe sie sich in diesen Vorurtheilen stören lassen; so werden sie mit einem Blicke übersehn, wie willig diese unzählbare Menge der Contribuenten herzueilen wird, sich die Freyheit zu lösen, daß sie ungehindert thöricht seyn können.

Die Summen müssen erstaunend seyn, die dadurch zum Besten des gemeinen Wesens zusammenfliessen, und die ohne Bedruckung des Armuths, ohne Hinderung des inländischen und auswärtigen Handels, ohne den geringsten Zwang zusammen gebracht werden. Diesen einzigen Zwang nehme ich aus, daß niemand, ohne seinen Gedankenschein zu lösen, auf Vorzüge stolz seyn darf, die er nicht besitzt, und niemand sich unterstehen darf, demjenigen die gerühmten Vorzüge streitig zu machen, der einen solchen Schein gelöst hat. Diese zween Puncte sind die einzigen, in welchen der Beystand der Obrigkeit nöthig ist.

Es ist meine Absicht nicht, und der Raum würde es auch nicht verstatten, einen Tarif, oder ein ausführliches Verzeichniß von demjenigen zu geben, was eine jede Art der eingebildeten Thoren beysteuern soll. So bald ich aber über dieses Project den gewöhnlichen Octroy erlange; so bald will ich ein vollständiges Schatzungsregister durch öffentlichen Druck bekannt machen. Für itzo wird es genug seyn, eine kleine Probe davon zu geben, nach welcher man die übrige Einrichtung beurtheilen kann.

Dieses will ich nur noch erinnern, daß die Westphälinger nur die Hälfte von jeder Anlage entrichten. Ich thue dieses aus Erkenntlichkeit, da ich unter ihnen wohne, und bey ihnen auch, als ein Fremder, mein Brodt so lange Zeit gehabt habe. Ich will diese Proben hinsetzen, ohne Ordnung, wie sie mir einfallen. Künftighin werde ich schon wissen, die Sache kunstmäßiger einzurichten.

Die Hagestolze sind die ersten, die mir einfallen. Ich weis nicht, wie es kömmt; aber es sey drum.

Ein alter Junggeselle ist mehrentheils ein Geschöpf, das sich viel, und gemeiniglich viel lächerliches einbildet. Wenn man ihn reden hört, so hat es nur an ihm gelegen, eine tugendhafte, eine reiche, eine schöne Frau zu haben. Er hat sie nicht haben mögen; denn sie wäre doch allemal eine Frau gewesen. Alle Gesellschaften unterhält er mit den Fehlern des Frauenzimmers, und glaubt nicht, daß die Gesellsaft noch weit mehr Ursache habe, sich mit seinen Fehlern zu unterhalten. Dieser Weise lebt frey: denn er hat keine Frau, die ihm befiehlt: aber zu Hause hat er eine Magd, die ihn tyrannisirt.

Aus Achtung für einen meiner besten Freunde will ich von den Hagestolzen etwas nachtheiliges weiter nicht sagen. Ich würde ihn beleidigen, und meine Leser würden ihn errathen. Er ist ohnedem argwöhnisch, und, wenn ich noch zween Fehler von ihm sagen darf, eigensinnig und unschlüssig. Ich erwähne diese Fehler ausdrücklich, damit diejenigen, die ihn von Person kennen, seinen Hagestalz ent-

ſchuldigen, und nicht einen von denen Fehlern zur Urſache nehmen, die ich oben erwähnt habe. Ich muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Keiner von obigen Fehlern hält ihn ab. Er redet von ſich wenig, und immer beſcheiden. Für das Frauenzimmer hat er die größte Hochachtung; und nur aus Hochachtung kann er ſich nicht entſchlieſſen, zu heirathen, weil er befürchtet, ſein Eigenſinn werde beleidigen. Dieſe kleine Schutzrede war ich meinem beſten Freunde ſchuldig: ich komme wieder zum Hauptſatze.

Ein alter Junggeſelle, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß er nur aus Vorſicht und Klugheit nicht heirathe, ſoll jährlich Gedankenſteuer geben - - - - 2 fl. - Und ſo bald er damit den Schein gelöſt hat, ſo ſoll, bey ſchwerer Strafe, kein Meyſch in der Geſellſchaft befugt ſeyn, ihn an die Körbe zu erinnern, die er, vom zwanzigſten bis ins funfzigſte Jahr, bekommen hat.

Alte Junggeſellen, die ſo unverſchämt ſind, zu glauben, daß es in ihren jungen Jahren Mädchen gegeben habe, die aus Liebe zu ihnen jämmerlich dahin geſtorben ſind; die ſollen geben - - 1 fl. - Die aber noch in ihrem funfzigſten Jahre coqvettiren, und albern genug ſind, zu glauben, daß die ſchönen Kinder, ſo bald ſie ihr zärtliches Gerippe erblicken, ſeufzen, und nicht lachen; die geben - 2 fl. - und alſo noch einmal ſo viel; denn ſie ſind noch einmal ſo groſſe Thoren.

Bey uns in Weſtphalen, und vielleicht noch an mehrern Orten in Deutſchland, giebt es keine gröſſern Hahnreye, als die alten Junggeſellen ſind, welche ſich Maitreſſen halten. Da die ganze Stadt dieſes weis, und ſie doch die ganze Stadt von der ſeltnen Keuſchheit ihrer Beyſchläferinnen überführen wollen, ſo werden ſie es nicht unbillig finden, wenn ich die Taxe ein wenig hoch ſetze. Dieſer Gedanke von der Treue ihrer Haushälterinn, oder wie ſie etwan heiſſen mag, faßt ſo viel ſtolze Eigenliebe in ſich, daß ſie für die Freyheit, ſo zu denken, nicht genug geben können. Wie viel Reizungen, wie viel männliche Vollkommen-

kommenheiten müſſen ſie von ſich ſelbſt träumen, wenn ſie glauben, daß ihre Gebieterinnen (denn Gebieterinnen ſind ſie immer,) nur ihnen nicht, ſonſt allen widerſtehn, nur ihnen nicht untreu ſeyn können, da ſie es vorher zehen andern geweſen, und, daß ſie gegen alle Welt die unerbittliche Strenge veſtaliſcher Jungfrauen gebrauchen werden, da doch ſie vermögend waren, die zweydeutige Tugend derſelben durch Ueberlaſſung mittelmäßiger Vortheile wankend zu machen! Kann wohl etwas lächerlicher ſeyn? Mit einem Worte: Sie ſollen geben - - - - - - - - 5 fl. - und dafür ſollen ſie das Recht haben, zu glauben, was kein Menſch glaubt.

Alte Junggeſellen, welche an ihre Jugendſünden ſo wenig zurück denken, daß ſie das Herz haben, noch im funfzigſten Jahre ein Mädchen von zwanzig Jahren zu heirathen, ſollen jährlich 1½ fl. erlegen, und dafür die Freyheit erkaufen, nicht zu glauben, daß ſie was thörichtes gethan haben.

Alte Junggeſellen, die alte reiche Wittwen heirathen, um in den nächſten fünf Jahren reich zu ſterben, ſollen nichts geben, und doch die Erlaubniß haben, zu denken, daß ihre Wahl ſehr vernünftig ſey. Die Freude iſt ohnedem von kurzer Dauer, und ſie werden nicht lange Zeit haben, es zu glauben. Sie ſind zu unglücklich, als daß ſie noch zu einer allgemeinen Schatzung gezogen werden ſollten. Und da ſie bey ihrem zärtlichen Drachen im Hauſe ſo wenig gute Stunden haben, ſo wollen wir ihnen das Leben nicht noch ſchwerer in Geſellſchaften machen. Ihr Unglück iſt in der That zu groß, als daß ihnen ein einziger ſchmeichelhafter Gedanke einfallen ſollte, es müßte denn dieſer ſeyn, daß ihre Frau vor ihnen ſterben werde. Und ihnen zum Troß ſtirbt ſie nicht! Dieſe unglücklichen Leute ſollen alſo zur Gedankenſteuer nichts geben. Man wird dieſen Ausſpruch billig finden, und niemand wird ihn billiger finden, als mein Freund, deſſen ich oben erwähnt habe, und welcher zu vielen Thorheiten zu klug iſt, nur zu dieſer nicht.

Die alten Jungfern werden es nicht übel nehmen, wenn ich sie den alten Junggesellen an die Seite setze; meine Leser werden es auch zufrieden seyn, denn es giebt kein Aergerniß, und nimmt sich doch gut aus. Dergleichen Winterstücke zieren eine Galerie ungemein, und heben die Farben der andern Schildereyen.

Es ist eines der ungegründetesten Vorurtheile der Menschen, welche gern lachen, daß sie am bittersten über alte Jungfern lachen.

Ist es etwan lächerlicher, keinen Mann zu haben, als es ist, ohne Frau zu bleiben? Und warum sind denn die alten Junggesellen nicht noch lächerlicher, da die Mannspersonen die ungerechte Freyheit haben, nach den Frauenzimmern zu gehen, und sich eine Frau nach ihrem guten Gefallen im Lande auszulesen; die armen eingesperrten Mädchens aber nur hinterm Vorhange lauern dürfen, ob jemand kommen und sie suchen will? Und diesem ungeachtet ist man so barbarisch, der armen Kinder zu spotten, wenn sie bis in ihr vierzigstes Jahr vergebens aufgelauert haben! Ich nehme mich hiermit dieser Verlaßnen an, und bekenne vor der ganzen deutschen Welt, daß über eine Jungfer, welche weder durch ihre unvorsichtige Aufführung, noch durch ihre Sprödigkeit, ihr Glück, wie es die Mannspersonen nennen, von sich gestossen hat, welche nur vielleicht aus Mangel der Schönheit, aus Mangel des Vermögens, oder aus einem gewöhnlichen Eigensinne des Schicksals bis in ihr vierzigstes Jahr einsam, und doch bey ihrer gesitteten Aufführung ungeändert geblieben ist; daß, sage ich, über dieses Frauenzimmer nur Thoren spotten, und daß sie bey Vernünftigen unendlich mehr Hochachtung verdient, als eine Frau, welche sich in die Arme des Mannes geworfen hat, um bey ihren Ausschweifungen desto sichrer zu seyn. Ich würde zu ihrer Vertheidigung noch viel mehr anführen können, wenn ich nicht befürchten müßte, man möchte meinen Eifer für eigennützig halten, und gewisse Absichten darunter suchen, da ich ein frischer Wittwer bin. Ich will also

ſo gegenwärtig nur ſo viel ſagen, daß alte Jungfern von dieſer Claſſe, von meiner Gedankenſteuer frey ſeyn ſollen: ja ſie ſollen das Recht haben, ohne Entgeld zu glauben, daß ſie darum gar nicht unglücklich ſind, weil ſie keinen Mann haben, und daß ſie es gewiß ſeyn würden, wenn die Narren ihre Männer wären, welche über ihre alte Jungferſchaft ſpotten. Ich will noch mehr thun. Diejenigen von ihnen, welche ihrer Armuth wegen übrig geblieben ſind, ſollen von den alten Junggeſellen, denen ſie nicht reich genug waren, ernährt werden, und zwar auf die Art, daß ich die Hälfte der Gedankenſteuer, ſo dieſe eingebildeten Hageſtolze nach meinem Plane erlegen müſſen, anwenden werde, ihnen ihr Alter bequem zu machen.

Bey dieſen Freyheiten, die ich einigen der alten Jungfern ertheile, wird meine Caſſe ſo gar viel nicht verlieren. Es bleibt noch eine unendliche Menge von ihren Geſpielinnen übrig, die ich bey der Gedankenſteuer zur Mitleidenheit ziehen kann.

Zwiſchen hier und Oßnabrück, rechter Hand der Straſſe, liegt ein Meyerhof, in welchem ein altes Fräulein ſpukt. Vor dreyßig Jahren mag ſie den Reiſenden gefährlich geweſen ſeyn; nun iſt ſie ihnen nur ſchrecklich. Sie wohnt im Fenſter; denn mit dem Anbruche des Tages ſteht ſie am Fenſter im Erker; und erwartet die Reiſenden. So bald ſie von ferne einen Wagen merkt, ſo rückt ſie ihr altes Geſicht in Ordnung, und lächelt unter einer Wolke von Runzeln dem Wagen entgegen. Vermuthet ſie aus der Menge der Bedienten, daß die Reiſenden von vornehmen Stande ſind: ſo wallt ihr adliches Geblüte noch einmal ſo heftig; ſie reißt das warme Halstuch herab, und wirft einen verrätheriſchen Palatin flüchtig um, unter welchem der traurige Reſt einer vierzigjährigen Reizung hervorgepreßt wird, der ſich über Luft und Sonne wundert, die er ſeit zwanzig Jahren entwohnt iſt. Ihr Vater war ein ehrlicher Junker, den ſein Acker und der Handel mit gemäſteten Schweinen nährte; denn ein Kaufmann konnte er nicht werden,

ohne seinen alten Adel zu beschimpfen. Ein Soldat hätte er werden können; aber er hatte seine guten Ursachen, warum er es nicht ward. Er blieb also auf seiner väterlichen Hufe, nahm eine gnädige Viehmagd aus eben so altem Geschlechte, erhielt dadurch seinen Adel unbefleckt, bestellte seine Felder, predigte die tapfern Thaten seiner Vorfahren, soff mit seinen Nachbarn, und zeugte Kinder, von denen keines mehr übrig ist, als unser Fräulein. Sie ward also von den Ihrigen mit verdoppelter Zärtlichkeit erzogen, und ihre hohen Aeltern liebten sie, wie die Alten ihre Jungen lieben. Sie war noch nicht zwölf Jahr alt, als ihre Mama so viel Schönheit an ihr zu merken glaubte, daß sie für nöthig hielt, argwöhnisch zu werden. Jeden Reuter auf der Strasse sahe sie für einen irrenden Ritter an. Alle Augenblicke unterhielt sie ihre liebe Tochter mit den Vorzügen, die ihr der Himmel vor hundert andern Fräulein, bey ihrem Verstande und bey ihrer Schönheit gegönnet hätte. Und so schön war ich auch in meiner Jugend; Himmel, wie die Zeit vergeht! Mit diesem Seufzer schlossen sich ihre Predigten allemal. Ihr Herr Vater aber schwur bey seiner armen Seele: Sie sey ein braves Mensch, und verdiene einen hübschen Kerl; den wolle er ihr schaffen, wenn sie gute Wirthschaft lerne. Nach diesen Gründen richteten Vater und Mutter ihre Erziehung ein, welche auch so gute Wirkung hatte, daß sie bey einer mittelmäßigen Häßlichkeit, einige kleine Romane spielte, die verdrießliche Folgen hatten, und daß sie dennoch, bey ihrer mütterlichen Sprödigkeit, stolz genug war, alle Heirathen auszuschlagen, die ihr scharfer Verstand, (denn innerhalb einer Viertheilmeile war sie das verständigste Fräulein,) die ihr Verstand für sich nicht ansehnlich, und vortheilhaft genug fand. Unter diesem lächerlichen Mischmasche von Sprödigkeit, und von Wollust, hat sie gestern ihr sechs und funfzigstes Jahr herangebuhlt, und unterhält sich in den Stunden, wo sie nicht betet, (denn seit sechs Jahren betet sie fleißig,) mit den Verdiensten, die die Welt

ent-

entbehren muß, da ſie nunmehr ſeit ſechs Jahren ſich im Ernſte entſchloſſen hat, einſam auf ihrem Meyerhofe zu ſterben. In dieſem frommen Entſchluſſe mag ich ſie nicht ſtören: damit ſie aber dem gemeinen Weſen noch zu etwas nütze, und damit ſie mit einem ruhigen Gewiſſen ihrem ſtolzen Traume nachhängen könne; ſo will ich ſie zu meiner Gedankenſteuer ziehen, und ich hoffe, ein anſehnliches Stück Geld aus ihr zu löſen.

So oft ſie die gefährlichen Schönheiten ihrer Jugend rühmet, ſo oft ſchmeichelt ſie ſich mit einer Einbildung, die ganz falſch iſt. Dieſes aber thun zu dürfen, zahlt ſie ein Jahr über, - 1 fl.

Sie erzählt, eben ſo wie ein junger Officier, ſehr gern die Siege, die ſie gehabt, und erzählt auch die, die ſie nicht gehabt. Wir wollen ihr nicht wehren, ſich ſo viel Liebhaber zu denken, als ſie für gut findet: aber ſie muß dieſe Liebhaber bezahlen, und giebt für jedes Stück - 1 Blaffert.

Sie mag ſich gern bunt kleiden, und daher kömmt es manchmal, daß ſie in der Ferne Schaden thut. Mir iſt es leider ſo gegangen. Ungeachtet meines geſchwollenen Fuſſes, bin ich ihr einmal in Münſter drey Gaſſen zärtlich nachgehinkt, um ein Geſicht zu ſehen, das ich für jung und ſchön hielt. Aber die Untreue, die ich dadurch an meiner damals noch lebenden Frau erwies, ſtrafte der Himmel ſchrecklich an mir; denn es war unſer Fräulein, die ich erblickte. Man wird mir dieſe kleine Rache gönnen, und erlauben, daß ich ihr für die Freyheit, ſich dieſer Maske eines jungen Mädchens zu bedienen, jährlich abfodre - - - ½ fl.

Für die Schminkpflaſterchen, die ſie in die Furchen ihres Geſichts ſo häufig ſäet, muß ſie auch etwas geben. Freylich thut ſie es nicht, wie unſre Frauenzimmer in der Stadt, ganz ohne Urſache; denn ſie hat eine ungeſunde Haut, und unter jedem Pflaſterchen einen heimlichen Schaden: aber ſie thut es doch darum nicht allein, ſondern auch in der Abſicht, hinter dieſen kleinen Räubern unſrer Freyheit deſto kräftiger zu buhlen. Beſonders iſt mir das große

Pflaster verdächtig, welches sie an die ehrwürdige Höhlung ihres linken Schlafs, den benachbarten grauen Haaren zum Trotze, legt. Was für Unglück hätte es vor dreyßig Jahren anrichten können! Freylich hat es itzt nur den Willen zu schaden: aber auch dieser muß bestraft werden. Sie giebt ihre Beysteuer für diese Erlaubniß, lächerlich zu seyn, und zahlt für ein jedes Schminkpflasterchen wöchentlich

- - - - 1 Albus.

Seit einiger Zeit habe ich sie im Verdachte, daß sie sich schminke. Das wäre zu arg! In ihrer Jugend hat sie es nicht gethan; denn die Landfräulein haben immer weniger nöthig, ihrer Schönheit aufzuhelfen, als die Fräulein in der Stadt: desto unverantwortlicher wäre diese Thorheit itzo. Ein Freund von mir hat die Mühe auf sich genommen, es auszukundschaften. Thut sie es, so soll sie bey allen Thorheiten, die sie aus Eitelkeit begeht, doppelt zahlen; sie könnte sich denn überwinden, öffentlich zu gestehen, daß sie nur um deßwillen sich schminke, weil sie so gar häßlich sey, daß sie ihres natürlichen Gesichts sich schämen müsse. Auf diesen Fall wollte ich Mitleiden mit ihrer Häßlichkeit haben, und sie sollte für dieses geborgte Gesicht jährlich nur 4. Blafferte Miethzins zu meiner Gedankensteuer geben.

Sie will es nicht gestehen, daß ihre schwarzen Haare schon ziemlich ins Weiße fallen. Wenn sie alle Jahre - - - ½ fl. - zahlt, soll niemand das Recht haben, ihren grauen Kopf zu merken.

Das kann ich ihr nicht vergeben, daß sie oft, und besonders um die Zeit der frankfurter Messe, am Fenster ihren Morgensegen mit entblößter Brust betet. Dadurch ärgert sie Himmel und Erde; und wenn sie es gar nicht unterlassen will, kann ich ihr weniger nicht, als 1½ fl. abfodern.

Ein Bedienter, den sie wegen seines Alters fortgejagt hat, will die Leute versichern, daß sie seit einiger Zeit sich an abgezogne Wasser gewöhnt habe, um immer lebhaft und munter zu seyn. Aus christlicher Liebe halte ich es für eine

Ver-

Verleumdung. Es wäre doch himmelschreyend, wenn sich alte Jungfern wollten zu jungen Mädchen saufen! Ich kann ihr diese Thorheit nicht wohlfeiler, als für 1 fl. - - verstatten. Derjenige, der das Herz hat, sie früh nüchtern zu küssen, um die Wahrheit von dieser Beschuldigung zu erfahren; der soll aus dem gemeinen Kasten eine ansehnliche Pension auf Lebenszeit erhalten.

Ich habe immer nicht begreifen können, warum sie bey allen Gelegenheiten in Gesellschaften, wider die unvorsichtige Zärtlichkeit unglücklicher Mädchen donnert, welche die Thorheit gehabt haben, den heiligen Schwüren ihrer betrügerischen Liebhaber zu glauben, und sich zu einem Vorwitze bereden zu lassen, der sich nur für ihre Mütter schickt. Schon dieser verdammende Eifer verdient eine Geldbuße; und weil er immer aus einem Hochmuthe herkömmt, der seine eignen Tugenden fühlt, so würde ich ihr nicht zugelassen haben, ihre unglücklichen Schwestern zu richten, wenn sie nicht jährlich - - 1 fl. - - gezahlt hätte: Da ich aber sichre Nachricht bekommen, daß sie vor acht und zwanzig Jahren nach Spaa - - - Mit einem Worte, sie soll doppelt so viel geben; ich habe meine Ursachen, und ich habe es ausdrücklich von meiner seligen Frau gehört, die in dergleichen Sachen nichts weniger, als leichtgläubig war; und meine selige Frau hatte es auch von guter Hand. Will sich das Fräulein zu diesem Ansatze nicht bequemen, so will ich es ihr deutlicher erklären; aber ich denke wohl, sie soll sich geben.

Sie erzählt sehr gern in Gesellschaft ein gewisses Märchen, daß ein angesehner und bemittelter Kaufmann in Emden sie nur vor fünf Jahren noch, aus einer recht zärtlichen Liebe, und ohne die geringsten Nebenabsichten heirathen wollen; aber, daß sie wegen der ehrenrührigen Verwegenheit dieses Würzkrämers, ihm die schimpfliche Antwort gegeben: „Es hätten ihre gnädigen Aeltern sie nicht gezeugt, um bürgerliche Bastarte in ihre Familie einzupfropfen.„ Dieses Märchen kostet vieler Ursachen wegen - - 1 fl.

Ge-

Gemeiniglich iſt die Moral von dieſer Fabel, daß es nur ihr guter Wille geweſen ſey, unverheirathet zu bleiben, und daß ſie mit Händen und Füßen ſich der Freyer erwehren müſſen. Für die Vergünſtigung, dieſe Unwahrheit zu ſagen, ohne roth zu werden, giebt ſie jährlich - 5 Blafferte.
Und wenn ſie ſo gar dem Himmel dafür dankt, ſo koſtet es - - - - 10 Blafferte.

Es wiederfährt ihr ſehr leicht, daß ſie ſich in ihrer veſtaliſchen Grauſamkeit vergißt. Das ſoll ſie nicht thun. Iſt ein junger Cavalier ſo boshaft, und küßt ihr ſeufzend die Hand, und ſie giebt ihm nicht einen derben mütterlichen Verweis; ſo muß ſie für dieſe hochmüthige Leichtgläubigkeit erlegen - - - - 1 Blaffert.
Nimmt ſie es gar mit einem freundlichen Lächeln an, - - - - 2 Blafferte.
Heißt ſie ihn einen loſen Vogel, oder ſchlägt ihn mit dem Fächer, - - - - 3 Blafferte.
Und läßt ſie es gar zu, daß er ihr den Palatin - - -
O pfui! das iſt zu arg! das iſt eine Sünde wider die Natur! Das ſoll ſie nicht zulaſſen.

Ein Mann, welcher in ſeinen jüngern Jahren alle wollüſtige Ausſchweifungen begangen hat, und dennoch ſo ungerecht iſt, zu verlangen, daß die Perſon, die er zu ſeinem Weibe gewählt hat, tugendhafter gelebt habe, als er; der zahlt für dieſe Ungerechtigkeit - - - 4 fl. -
und kann hernach behaupten, daß dergleichen Ausſchweifungen, welche das weibliche Geſchlecht unvermeidlich um ihren guten Namen bringen, den Mannsperſonen anſtändig, und ein Beweis ſind, daß der Menſch, welcher ſie begeht, zu leben weis.

Ein Mann, welcher ſo oft die Redlichkeit andrer Weiber verführt hat, und nunmehr bey ſeiner Frau die Untreue nicht leiden will, die er ſonſt Galanterie nannte; der ſoll entweder ſein verdientes Schickſal ruhig ertragen, und mit geſchloßnen Augen Abrechnung halten, oder für eine jede dergleichen Jugendſünde - - 2 fl. Nachſchuß geben,

und

und alsdann verlangen dürfen, daß ihm seine Frau diese gebüßten Ausschweifungen nicht wieder vergelte.

Ein Weib, welches ihrem Manne untreu ist, und dabey sich schmeichelt, daß diejenigen, denen sie ihren guten Namen aufopfert, sie in ihrem Herzen wirklich hochachten, und sie nicht für das halten, was sie in der That ist, die soll nur - - - - - - 1 fl. - - und also halb so viel geben, als in dem vorstehenden Satze geordnet ist. Ich finde dieses um deßwillen billig, weil gemeiniglich ein Frauenzimmer mehr verführt wird, als es selbst verführt, und weil ihre Liebhaber, nach obgedachter Verordnung, zu ihrer Zeit auch büßen müssen.

Ich kenne Väter, welche von den wilden Unordnungen ihrer Jugend niemals lebhafter und scherzender reden, als in Gegenwart ihrer Kinder. Sie sind stolz auf ihre Thorheiten. Indem sie solche wieder erzählen, so empfinden sie alles dasjenige vom neuen, was ihnen sonst ihre Ausschweifungen so angenehm machte. Sie vergehen sich wohl oft so weit, daß sie Umstände erdichten, um ihre jugendlichen Bosheiten recht witzig vorzustellen. Ihre Kinder hören begieriger auf diese Erzählungen, als auf das Märchen der Amme. Sie lachen ihrem Vater nach, der bey den niederträchtigsten Thorheiten zuerst lacht. Sie erwarten die Gelegenheit und die Jahre mit Ungeduld, wo es ihnen erlaubt ist, eben so lustig zu leben, wie sie es nennen, als ihr Herr Vater gelebt hat. Sie bekommen unvermerkt gegen alle Laster eine Hochachtung, da es die Laster ihres Vaters gewesen sind. Es war freylich nicht recht, was ich that! Aber wie man nun ist, wenn man jung ist: Jugend hat Untugend! Mit dieser Vermahnung schließt der unbesonnene Vater seine gefährliche Erzählung, und lächelt ganz beruhigt darüber, daß er ein Thor gewesen ist. Der älteste Sohn vergißt bey dieser Erzählung alle tugendhafte Lehren, die ihm seine Mutter und sein Katechismus gegeben haben: er merkt sich nur diese, daß Jugend Untugend hat; und diese merkt er um deßwillen am liebsten, weil er die be-

ste Entschuldigung für alle keimende Bosheiten seines Herzens darinnen findet. Er hört, daß sein Vater schon im zehnten Jahre ein leichtfertiger Schelm gewesen, und dem Kammermädchen der Mutter nachgeschlichen ist: nun schämt sich der würdige Sohn des Vaters, daß er noch nicht einmal in seinem eilften Jahre auf diesen artigen Einfall gekommen ist. Nur aus kindlichem Ehrgeize schleicht er auch dem Kammermädchen seiner Mutter nach, und gewöhnt sich spielend an eine Ausschweifung, die ihn mit der Zeit unglücklich macht. Ich führe hier nur ein einziges Exempel an. Mit dem Spiele, mit dem Trunke, mit der Begierde, andern ihr Vermögen abzuschwatzen, um seine Unordnungen unterhalten zu können, mit allen diesen Lastern hat es eine gleiche Bewandniß. Den ersten Trieb dazu empfindet der Sohn bey den lustigen Erzählungen des Vaters. Er ist von Natur boshafter, als sein Vater; die itzigen Zeiten sind für einen jungen Menschen verführender, als die damaligen Zeiten waren, in denen sein Vater noch als ein junger Thor lebte: ist es nunmehr wohl Wunder, wenn der Sohn in seinen schändlichen Unordnungen viel weiter ausschweift, als es der Vater gethan; wenn er sich von seiner Verirrung niemals wieder zurecht findet, wie sich doch der Vater gefunden hat; wenn dieser unglückliche Greis endlich den kläglichen Untergang seines Sohnes mit Schrecken ansehen, und dabey sich selbst die nagenden Vorwürfe machen muß, daß nur er durch die unbedachtsamen Erzählungen seiner jugendlichen Thorheiten, sein Kind zur Bosheit gereizet habe, daß er selbst der Henker seines unglücklichen Sohnes sey?

Weil eine dergleichen klägliche Erfahrung oft erst nach späten Jahren kömmt, und viele Aeltern sie nicht einmal erleben; so will ich versuchen, ob ich diesen traurigen Folgen durch meine Gedankensteuer vorbeugen kann.

Für eine jede Sünde ihrer Jugend, deren sie sich rühmen, erlegen sie - 5 fl. Und ist es nicht einmal wahr, daß sie diese Sünde begangen haben, wie es oft nicht wahr

und nur eine unbesonnene Eitelkeit ist, sich dergleichen zu rühmen; so geben sie diese Summe doppelt.

Für die schändliche Zufriedenheit, die diese alten Narren empfinden, daß sie Thoren gewesen sind, können sie weniger nicht geben, als - - - 1 fl.

Wollen sie verlangen, daß ihre Kinder tugendhafter seyn sollen, als sie selbst gewesen sind; so erlegen sie - 2 fl.

Finden sie, daß ihre Kinder in ihre Fußtapfen treten, und sind noch so ungerecht, darüber zu jammern und mit einem albern: aber zu unsrer Zeit war es ganz anders! die Schuld von sich weg, und auf die verschlimmerten Zeiten zu schieben; so werden sie diese Eigenliebe nicht wohlfeiler, als mit - 4 fl. - - büßen können.

Ich will sehen, wie weit ich mit dieser Taxe komme. Finde ich, daß sie noch zu schwach ist; so werde ich sie künftig erhöhen, und nach den verschiednen Anmerkungen, die ich in einigen Familien machen werde, neue Taxen bestimmen.

Ich habe mir ein gewisses Haus auf dem Ringe zu F . . . t gemerkt, wo der Vater beym Kamine, und die Mutter bey ihrem Nachttische alle Anstalten machen, ihre Kinder auf dergleichen Art zu verführen. Der Vater lacht über seine begangene Thorheiten, bey einer Pfeife Tabak und in Gegenwart seines Sohnes so herzlich, daß ich große Ursache habe zu befürchten, der Knabe werde gewiß im Hospitale sterben: und die Mutter buhlt vor ihrem Spiegel, in Gegenwart ihrer Tochter so unvorsichtig mit dem Buchhalter, daß ich schon im voraus den unglücklichen Mann herzlich bedaure, welcher dereinst verdammt ist, ihr Schwiegersohn zu werden. An diesem Hause will ich wahrnehmen, ob meine Vorschläge von einiger Wirksamkeit seyn werden. Sind sie es nicht; so will ich meine Streiche verdoppeln, und machen, daß man dieses Haus fliehen soll, wie man das Haus eines Mannes flieht, der an einer ansteckenden Seuche krank liegt.

Ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes, welches für gut angesehen hat, ihr Geld an einen von Adel zu verheira-

then,

then, und welches sich doch dabey einbildet, daß ihre Schönheit und ihre Verdienste sie zur gnädigen Frau gemacht haben, giebt monatlich 10. fl. - - - Es ist viel und in der That scheint sie für ihre Thorheit allzutheuer zu büßen: aber es war schlechterdings nöthig, eine starke, und so gar monatliche Lieferung anzuordnen; weil ich besorge, ihr Vermögen werde binnen zwey Jahren zerstreut, und sie also weiter nicht im Stande seyn, die Steuer zu erlegen, wenn sie auch noch bey ihrer Armuth stolz genug bleiben möchte, zu glauben, daß ihre Wahl vernünftig gewesen wäre.

Ein Bürger ohne Erziehung und ohne Verdienste, der bey seinem und seiner Aeltern erwucherten Vermögen diejenigen mit Verachtung übersieht, welche Erziehung und Geburt, aber nur kein Geld, haben; ein solcher Bürger ist bey seinem plumpen Stolze gemeiniglich eines der unerträglichsten Geschöpfe. Ich will ihm zween Vorschläge thun. Entweder, er soll denen von guter Geburt einen Theil seines Vermögens leihen, und dadurch das Recht behalten, zu glauben, daß er wesentliche Vorzüge vor ihnen habe; oder er soll die Erlaubniß, gegen Vornehmere unbescheiden, und gegen Geringere trotzig zu seyn, jährlich mit - 20 fl. - - erkaufen. Ich glaube wohl, er wird den letzten Vorschlag wählen, weil er aus der Erfahrung hat, daß man nicht sicher genug ist, wenn man sich bereden läßt, Vornehmern zu leihen.

Es giebt Bürger, welche dem Vaterlande durch ihren Verstand, durch Tapferkeit und Fleiß so heilsame Dienste geleistet, daß ihre Versetzung in den Adelstand eine billige Belohnung, und zugleich für andere eine nützliche Aufmunterung ist, sich auf gleiche Art um ihr Vaterland verdient zu machen. Man hat sich schon oft Mühe gegeben, zu beweisen, daß ein solcher Mann, welcher durch seine eignen Verdienste den Vorzug erlangt, der erste Edelmann in seinem Hause zu seyn, mehr Achtung verdiene, als derjenige, welcher durch die Geburt der neunte Edelmann in seiner Familie, und also dieses Glück einem ganz ungefähren Zufalle, we-

wenigstens seinen eignen Verdiensten nicht, schuldig ist. Ungeachtet dieser gegründeten und so oft wiederholten Moral, lehrt doch die Erfahrung, daß die Neugeadelten gemeiniglich von jenen verachtet, oder beneidet werden. Sie äussern diese unbillige Gesinnung öffentlich in Gesellschaften. Es sind nur zwo Ursachen, welche sie von dergleichen Beleidigungen zurückhalten können: der Schuß des Prinzen, der die Verdienste dieser neuen Edelleute kennt; oder ihr Geld, welches, so neu es auch ist, denen vom Adel doch immer angenehm, und oft sehr unentbehrlich ist. Da ich sie nicht abhalten kann, so unbillig zu denken: so will ich doch wenigstens Anstalt machen, daß sie nicht umsonst ungerecht denken sollen. Dergleichen Edelleute vom gutem Hause, aber ohne eigne Verdienste, sollen für jeden Ahnen, dessen sie nicht werth sind, und auf den sie doch so gerne stolz seyn mögen, jährlich 2 fl. • und für jede gute Eigenschaft, die ihnen fehlt, und die sie doch in Ansehung ihrer Ahnen, und ihres Standes vorzüglich haben sollten, 3. fl. • zahlen; und bevor sie diese Summe erlegt, kein Recht haben, auf Vorzüge stolz zu seyn, welche, als Vorzüge des blinden Glücks, auch der unedelsten Seele zufallen können.

Dergleichen Verachtung derer von guten Häusern gegen Neugeadelte ist bey aller dieser Unbilligkeit doch eher zu entschuldigen, als der ungeschickte Spott derer Bürger, welche jene vor Ueberläufer ansehen. Je niedriger diese zu denken gewohnt sind; desto niederträchtiger sind auch ihre Urtheile über diejenigen, deren verdienstliche Eigenschaften so vorzüglich belohnt werden. Neid und Eigenliebe sind die wahren Quellen, aus denen diese feindliche Urtheilsprüche fliessen. Ein jeder von ihnen glaubt, eben so viel Verdienste zu haben, und der Aufmerksamkeit des Prinzens eben so wohl würdig zu seyn. Da aber der Prinz sie nicht belohnt, und ihre Verdienste unbemerkt bleiben: so wollen sie wenigstens dadurch sich schadlos halten, daß sie andre zu bereden suchen, ihr belohnter Mitbürger sey der verständige, der tapfre, der fleißige Mann gar nicht, für den ihn der Prinz

halte. Indem ſie andern dieſes ſo oft vorſagen, ſo fangen ſie unvermerkt an, es ſelbſt zu glauben, und haben gewiſſe ruhige Minuten, in denen ſie froh ſind, daß man ihnen dieſe Würde nicht angeſonnen, vielmehr ihnen die Freyheit gelaſſen hat, als gute ehrliche Büger, wie ihr Vater und und Großvater waren, zu ſterben. Aber dieſe ruhigen Minuten dauren nicht lange. Ihr eingeſchläferter Hochmuth erwacht vom neuen, und ſie ſehen mit neidiſchen Augen neue Fehler an dem Manne, deſſen verliehener Rang ihnen, und noch mehr, ihren Weibern ein Gräuel iſt.

Wenn ein ſolcher Mann jährlich 10 fl. abentrichtet, ſo ſoll er die Erlaubniß haben, alles, was ich oben angeführet, im Ernſte zu glauben. Es ſoll ihm vergönnt ſeyn, in ſeiner Tabaksgeſellſchaft ſtolz auf ſeinen Bauch zu ſchlagen, und beym Teufel zu ſchwören, daß er es nicht einmal annehmen würde, wenn man ihn auch aus einem alten Bürger zum neuen Edelmanne machen wollte. Und giebt er jährlich noch etwas; als ein freywilliges Geſchenk, in meine Gedankencaſſe; ſo ſoll es ſeiner Frau erlaubt ſeyn, ſich von ihrem Ladenjungen Ew. Gnaden nennen zu laſſen.

Da ich mich hier, wie ich hoffe, ſo billig und unpartheyiſch gezeigt habe; ſo wird man mir verzeihen, wenn ich von denenjenigen noch ein Wort ſage, welche bey ihrem angeerbten Vermögen eher nicht ruhig ſeyn können, als bis ſie die Vorzüge des Adels an ſich gekauft haben. Weil ſie den gänzlichen Mangel andrer Verdienſte dadurch eingeſtehen, daß ſie dieſe Würde für Geld erhandeln; weil ſie die Thorheit haben, ſich derer zu ſchämen, die ihnen an Geburt gleich ſind, und ſich in die Geſellſchaft dererjenigen einzudrängen, die ſich ihrer ſchämen müſſen: ſo will ich beiden, ohne Erlegung einiger Taxe, die Erlaubniß zugeſtehen, über dieſen ohne alle Verdienſte erlangten, und nur durch baares Geld erhandelten Adel zu ſpotten. Aber dieſer Eitle ſoll jährlich für ſich und ſeine Nachkommen 50 fl. ſteuern. Und hat er ſo gar eine zahlreiche Familie, und dennoch ſo viel Vermögen nicht, daß ein jedes von ſeinen Kindern mit

eben

eben der Gemächlichkeit, wie er es vielleicht thut, den nöthigen Aufwand bey seinem neuen Range behaupten kann: so soll er zu Bestrafung dieser Liebloſigkeit gegen seine unschuldigen Nachkommen, obige Summe doppelt erlegen, und dadurch das Recht erlangen, sich niemals mit den traurigen Gedanken zu beunruhigen, daß er durch seine eitle Thorheit bemittelte Bürgerskinder zu armen Edelleuten gemacht habe.

Die unerwarteten politischen Veränderungen sind oft für die größten Staatsmänner ein unauflösliches Räthsel. Man giebt sie gemeiniglich dem Eigensinne des Glücks Schuld. Es ist unrecht. Ich will so mitleidig seyn, und die Welt aus einem Irrthume reiſſen, der dem Glücke so nachtheilig ist.

Peter Hum ist Schuld daran! Peter Hum? Ja freylich! Dieser Mann, den die Welt nicht kennt, den so gar in der Stadt, worinnen er wohnt, nur wenige kennen; dieser Mann ist seit Carls des sechsten Tode an allen Verwirrungen Schuld. Er residirt in einem sehr weitläuftigen und weichgepolsterten Großvaterstuhle, in welchem sein politischer Bauch von früh neun Uhr bis Abends um acht Uhr, ausgestreckt liegt, und die ganze Welt regiert. Denn das muß man wissen, daß dieser Mann ganz Bauch ist, nur für seinen Bauch lebt, und mit dem Bauche denkt. Sein Vater, ein geschickter und vermögender Kaufmann, war über die unempfindliche Trägheit seines sich mästenden Sohnes sehr bekümmert. Er sann immer auf Mittel, ihn in Bewegung und Geschäffte zu bringen: aber alle seine guten Absichten wurden durch die weibische Verzärtelung seiner Mutter hintertrieben, welche ihrem einzigen Sohne nichts verstattete, als zu schlafen, und sich zu füttern. Sie wußte, daß ihr Vermögen hinreichend genug seyn würde, ihn gemächlich zu nähren: Sie konnte es daher nicht über ihr mütterliches Gewissen bringen, daß sie ihm einige Arbeit oder Beschäfftigung hätte zulassen sollen, welche ihn an der Verdauung hindern können. In den wenigen Stun-

den, wo er nicht schlief, und nicht aß, mußte er neben ihr auf dem Canapee sitzen, und ihr politische Zeitungen vorlesen, von welchen sie, in Ermangelung neuer Stadtzeitungen, eine besondere Liebhaberinn war. Sie freute sich über die grosse Fähigkeit ihres lieben Sohnes, welcher schon im funfzehenten Jahre vermögend war, ganz deutlich und vernehmlich zu lesen. Sie war gewohnt, alle Staats- und andere Neuigkeiten zu beurtheilen, und kraft ihrer Einsicht, die politischen Fehler gekrönter Häupter eben so scharf zu tadeln, als die wirthschaftlichen Fehler ihrer Frau Gevatterinn. Diese vorwitzigen Urtheile gefielen ihrem feisten Jungen. Er plauderte von den politischen Händeln damaliger Zeiten so dreiste, und so dumm, wie seine wertheste Mama, welche vielmals über seinen frühzeitigen Verstand die bittersten Thränen vergoß, da sie nicht ohne Grund befürchtete, daß das kluge Kind unmöglich lange leben könnte. So war die bequeme Erziehung, welche ihm die Mutter gab, und über welche sich der Vater unendlich betrübte, ohne daß er im Stande gewesen wäre, dem Uebel abzuhelfen, weil er nur Vater war, die Mutter aber Europa, und sein ganzes Haus regierte. Endlich traf er doch die glückliche Stunde, wo er ihr begreiflich machen konnte, daß es der Gesundheit, und dem guten Namen ihres Sohnes sehr zuträglich seyn würde, wenn er auf Reisen gienge. Nach vielen ängstlichen Widersprüchen gab sie ihre Einwilligung darein, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß seine erste Reise weiter nicht, als nach Holland zu ihren Freunden, gehen sollte; so wie ein Vogel mit seiner jungen Brut aus dem Neste zuerst nur auf die nächsten Zweige flattert, wenn er sie gewöhnen will, auszufliegen. Niemand, als die Mutter, war vermögend, ihren Sohn zu bereden, daß er sich diese Reise gefallen ließ. Er wußte wohl, daß er nirgends eine so liebe Mama, und nirgends ein so weiches Canapee finden werde, als in dem väterlichen Hause. Endlich aber wälzte er sich doch aus seiner Mutter Schooße, und reiste von Münster bis nach Osnabrück,

nabrück, wo er bey seinen Freunden etliche Wochen ausruhete. Hier bekam er unvermuthet die Nachricht, daß sein Vater an einem Schlagflusse gestorben sey. Er kroch also ohne Verzug in das väterliche Haus zurück, nahm das hinterlaßne Vermögen in Besitz, streckte sich ruhig auf seinen Sopha, und übersahe von diesem Posten, ohne sich um die Wirthschaft zu bekümmern, die er, nach dem Tode der Mutter, seine ehemalige Amme besorgen ließ, alle geheime Bewegungen der Potentaten, und überlegte mit seinem Markthelfer, in wie weit sie zu billigen wären, und dachte auf Vorschläge, sie zu hintertreiben, wenn sie seinen Absichten gefährlich zu seyn schienen. Seit dem Jahre 1740. ist er in grosser Unruhe gewesen. Der Tod der Kaisers überraschte ihn zu geschwind, ehe er sich in gehörige Positur hatte setzen können. Anfänglich hielt er es mit den Franzosen; aber die Sache gieng zu weit, und weil sein Markthelfer einen Schwager unter den Husaren hatte, so schlug er sich zum Hause Oesterreich, und gab der Sache bald ein andres Ansehen. Der Aachner Friede ist gar nicht nach seinem Sinne; er hofft aber auch, ihn noch zu überleben. Persien hat er nun bald in Ordnung. Anfänglich wollte er, zur Ehre der christlichen Religion, den Prinz Heraklius auf den Thron bringen: da er aber von guter Hand erfuhr, daß derselbe der protestantischen Religion nicht zugethan sey, so schickte er ihn wieder nach Hause. Der König Theodor macht ihm viel Sorge. Er möchte ihn, als seinen Landesmann, gern wieder auf den corsischen Thron bringen; nur kann er noch kein Mittel ausfinden, die Schulden desselben in Engelland zu bezahlen. Er überlegt diese Sache mit seinem Barbier, den er in wichtigen Fällen zu Rathe zieht, wenn er es mit seinem Markthelfer nicht allein bestreiten kann.

Was soll ich mit diesem politischen Don Quixote machen? Weil er bey seiner Faulheit der Welt gar nichts nützt: so soll er doch wenigstens seine Staatsgedanken verzollen.

Für jeden feindlichen Einfall, den er in fremde Staaten thut, giebt er - - - - 5 fl.

Den Aachner Frieden soll er nicht wohlfeiler, als für - - - - - 20 fl. brechen.

Für die asiatischen Händel zahlt er in Pausch und Bogen - - - - - 50 fl.

Erfahre ich, wie ich es vermuthe, daß er mit den spanischen Küstenbewahrern unter einer Decke liegt: so soll er sich entweder zu den Engelländern schlagen, oder jährlich für seine Kaperey 15 fl. erlegen.

So oft er an einem der europäischen Höfe einen Staatsfehler entdeckt, so soll er schuldig seyn, dieses Vergnügen über seine schlaue Einsicht mit 20 Stüvern zu lösen. Ich setze mit Fleiß keine grosse Summe; denn sonst würde ich ihn in kurzer Zeit an den Bettelstab bringen, da bey nahe kein Posttag vergeht, wo er nicht einige dergleichen Fehler entdeckt.

Bringt er die Sache mit dem Könige Theodor nicht zu Stande; so soll er ein vor allemal 10 fl. entrichten, und dafür die Erlaubniß haben, zu glauben, daß er gewiß zu seinem Zwecke gelangt seyn würde, wenn Theodor nicht selbst zu schläfrig gewesen wäre.

Ich will ihm erlauben, daß er sich zu dieser Gedankensteuer von seinem Markthelfer und dem Barbier einen Zuschuß geben lasse.

Es ist mir nahe gegangen, so oft ich an die Eifersucht gedacht habe, welche man an den meisten Orten zwischen den Gelehrten und den Kaufleuten wahrnimmt. Ich sage gar nichts neues, wenn ich behaupte, daß die Handlung das Leben eines Staats ist. Sie unterhält eine Menge von Menschen in Bewegung, welche den wichtigsten Theil der Unterthanen ausmachen. Hundert ämsige Familien haben ihr Brodt durch die Hand eines einzigen Kaufmanns, welcher in seiner Schreibstube die Correspondenz führt. Dieses nützliche Mitglied des gemeinen Wesens sorgt für unsre Bequemlichkeit, und bringt uns mit den entferntesten Gegen-

den

den der Welt in die genaueſte Verbindung, ohne, daß wir es merken, und ohne daß wir nöthig haben, etwas weiter zu thun, als ihm einen geringen Vortheil für ſeine Mühe zu gönnen. Wie viel Sachen würden wir entbehren müſſen, welche die Gewohnheit, die Bequemlichkeit, und, wenn ich es ſagen darf, unſere Wolluſt unentbehrlich gemacht haben? Ohne die Handlung würden wir genöthigt ſeyn, uns mit der Armuth unſers Vaterlandes kümmerlich zu behelfen, an ſtatt daß wir uns nunmehr den Ueberfluß der entfernteſten Himmelsgegenden eigen machen. Der gelehrte ſieht dieſes; er läßt ſich den Vortheil gefallen, und verachtet in ſeinem Herzen den Mann, der ſein Leben und ſeine Bequemlichkeit daran gewagt, uns ſo viele Bequemlichkeit des Lebens zu verſchaffen .... Aber dieſer Mann weis doch nichts von dem unendlich Theilbaren, nichts von Mitteln und Zwecken, nichts von dem Satze des Widerſpruchs, nichts von der Circulirung des Geblüts, von ſeinen eigenen Muskeln nichts. Er ißt, und weis nicht, wie er verdaut; er trinkt, und weis nicht, wie dieſer Trank ſich in ſo verſchiedene Säfte verwandelt. Er wird nach Italien reiſen, ohne den Veſuv zu beſehen, und ohne in Rom nach der Gegend zu fragen, in welcher das Haus des Cicero geſtanden hat. Er wird ſich die Schätze von Florenz zeigen laſſen; aber nicht den Codex. Er kennt Surinam und die Levante, und weis nicht, wo Troja gelegen hat. Xanthus iſt ihm ein fremder Name; aber wo die Wolga fließt, das weis er wohl ---- Ich gebe das alles zu. Aber ſchadet die Unwiſſenheit dieſes Mannes dem Vaterlande ſo viel, als ſein Fleiß ihm nützt? Er weis vieles nicht, es iſt wahr; aber er weis Geld zu verdienen: Eine Kunſt, um welcher willen wir Gelehrte Tag und Nacht Quartanten leſen, und Folianten leſen, und Folianten ſchreiben, und doch oft in einem ganzen Jahre mit unſerm Griechiſchen und Lateine ſo viel nicht verdienen, als der Kaufmann in einem Tage durch Proviſion verdient. Da der Kaufmann, und der Gelehrte einerley Abſichten, und doch nicht einerley Wege haben, zu dieſer Abſicht zu ge-

langen; so ist es mir immer unbegreiflich gewesen, wie es kommen müsse, daß sie sich unter einander anfeinden; und noch unbegreiflicher ist es mir, warum der Gelehrte den Kaufmann verachtet, da er sieht, daß dieser in Erlangung seiner Absichten viel glücklicher und geschwinder ist, und es immer höher bringt, als er. Ich wünschte wohl, daß die Gelehrten hierinnen billiger urtheilen möchten. Derjenige, welcher gut rechnet, und der, welcher gut denkt, sind beide dem Vaterlande unentbehrlich. Darf ich es wagen, meine Gedanken hievon zu eröffnen? Ist nicht der Hochmuth unserer Gelehrten, und folglich ihre Pedanterey, Schuld an der stolzen Miene, die sie dem Kaufmanne machen?

Ich werde diesen Satz bey meiner Gedankensteuer zum Grunde legen.

Ein Gelehrter, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß sein Handel mit neuen Wahrheiten wichtiger, und dem Vaterlande nützlicher sey, als der Handel eines Kaufmanns mit Waaren aus innländischen Manufacturen, der soll sich dieses Recht jährlich mit - - 2 fl. - erkaufen.

Hält ein Mann sich um deßwillen für gelehrt, weil er eine weitläuftige Kenntniß von alten Münzen besitzt, und will er die Freyheit haben, den Kaufmann, weil er alles dieses nicht weis, als einen Idioten zu verachten, ob dieser gleich zu seinem bessern Vortheile den Wechselcours und die Agiorechnungen gründlicher versteht: so muß er für diese Freyheit geben - - - 1 fl. -

Will ihm der Philosoph vorwerfen, daß er nichts verstehe, da er nichts vom Satze des Widerspruchs und andern tiefsinnigen Gaukeleyen weis, die mancher Philosoph selbst nicht versteht: so soll er entweder - 3 fl. - - entrichten, oder sich im Comtoir des Kaufmanns seine philosophischen Wahrheiten vom Widerspruche, vom unendlich Theilbaren, von Mitteln und Zwecken praktisch lehren lassen, die der Kaufmann immer am besten versteht, und am nützlichsten ausübt, ohne zu wissen, daß sie dergleichen zaubermäßige Namen haben.

Der

Der Kaufmann weis vielleicht nicht, wie sein Magen die Austern verdaut, und in was für Säfte sich der ungarische Wein zertheilt, den er trinkt: aber ich glaube, er wird lieber in dieser Unwissenheit bleiben, als an der sparsamen Tafel seines Arztes eine Gelehrsamkeit erlangen wollen, welche so nahrhaft bey weitem nicht ist, als seine bisherige Ungelehrsamkeit, bey der es ihm wohlgeschmeckt hat. Ich will hier zween Vorschläge thun: Entweder der Gelehrte soll an dem leckerhaften Ueberflusse der Tafel seines Kaufmanns Antheil nehmen, und, so oft er vom Tische aufsteht, bekennen, daß dieser Ungelehrte gründlicher speist, wenn auch er gründlicher denkt; oder wofern, wie ich fast glaube, dieses seinem gelehrten Ehrgeize zu empfindlich wäre, so soll er jährlich zu meiner Casse entrichten - - 4 fl. und sodann befugt seyn, zu glauben, daß es weit anständiger sey, zu hungern, und doch zu wissen, wie man verdaut, als bey dem Ueberflusse der Mahlzeit aufgeräumt, und fett zu werden, ohne zu wissen, wie beides zugehe.

Ich bin überzeugt, daß mir diese Stelle von den Verdiensten der Kaufleute bey vielen Gelehrten eine verdrießliche Miene, und in vielen Schreibestuben einen lauten Beyfall zuwege bringen wird. Ich will hoffen, daß ich diesen durch das, was ich itzo sagen will, nicht wieder verlieren werde.

So unerträglich mir der Stolz einiger Gelehrten ist, welche den Handelsmann unendlich tief unter sich zu seyn glauben: so unerträglich, und noch weit abgeschmackter ist der pöbelhafte Hochmuth einiger Kaufleute, welche die wesentlichen Vorzüge eines Menschen vor andern Geschöpfen nur in der Geschicklichkeit suchen, Reichthümer zu sammeln; welche diejenigen ihrer Achtung nicht würdig schätzen, deren Beruf es ist, mehr für die Austheilung der Seele, als für die Füllung des Beutels zu sorgen; mit einem Worte, welche alle Gelehrte anders nicht ansehen, als ihren Informator. Diese wuchernden Creaturen, welche nicht weiter denken, als sie rechnen können, sollten überlegen, daß sie nicht einmal rechnen können, wenn nicht der Gelehrte diese Kunst

zu der gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht hätte. Ohne die Entdeckung der Gelehrten, würden die Kaufleute Batavia und Brasilien nicht zu finden wissen; und bey allen Reichthümern, die der Kaufmann gerechter, oder auch ungerechter Weise zusammen gescharret hat, kann er nicht glücklich seyn, wenn er nicht denkt, wie der Philosoph.

Ich will versuchen, ob ich diesen Unbilligkeiten durch meine Gedankensteuer Einhalt thun kann. Vielleicht erhalte ich hier meinen Endzweck eher, als bey den Gelehrten, da die Gelehrten immer hartnäckiger sind, und lieber den letzten Groschen hingeben, als gestehen, daß sie Unrecht haben; viele Kaufleute aber alles einräumen, was man von ihnen verlangt, wenn man nur kein Geld verlangt.

Ein Kaufmann, welcher glauben will, das edelste Geschöpf unter der Sonne sey dasjenige, welches weder ißt, noch trinkt, noch schläft, von wahrer Liebe, von wahrer Freundschaft, von Geselligkeit nichts weis, ausser der Rechenkunst alle Künste verachtet, aber welches an statt dessen Reichthümer sammelt; ein Kaufmann, der dieses glauben will, der soll alle Jahre zehen pro Cent von demjenigen abgeben, was er durch Bevortheilung, und dergleichen ungerechte Wege, erbeutet. Das wird meiner Casse erstaunende Summen einbringen. Denn ein Kaufmann, der im Stande ist, so niederträchtig zu denken, dem ist auch kein Mittel niederträchtig genug, reich zu werden. Ich kenne zwo gute Häuser, eines in Maynz, das andre in Straßburg, von denen ich durch diesen Satz jährlich, wenigstens drey tausend Gulden zu heben hoffe.

Ein Kaufmann, welcher von allen schönen Wissenschaften ein so unwissender Feind ist, daß er die Kosten scheut, seinem einzigen Sohne eine anständige Erziehung zu geben, und ihn noch etwas mehr lehren zu lassen, als was zum Buchhalten gehört, der soll jährlich geben 100 fl. Es ist eine grosse Summe, ich läugne es nicht; aber er ist auch ein grosser Narr, da er seinem Sohne auf diese Art alle Mittel benimmt, das bereits erworbne Vermögen vernünf-

tig

tig zu genieſſen, und da er ihn verdammt, in ſeinem ganzen Leben weiter nichts zu thun, als Geld zu ſammeln, und es auch nicht zu nutzen.

Glaubt ein Kaufmann, ſeine todten Reichthümer, die er für ſich ſelbſt ſorgfältig verſchließt, wären vermögend genug, ihm die Hochachtung der Vernünftigen, die zärtliche Liebe ſeiner Kinder, und die ſegnenden Wünſche der Armen zu wege zu bringen: ſo ſoll er ſich mit der Vorſtellung eines ſolchen Glückes, das nur vernünftigen Reichen gehört, nicht länger ſchmeicheln, oder, wenn er es doch thun will, jährlich 290 fl. beyſteuern; und alsdenn ſoll kein Menſch befugt ſeyn, ihm zu entdecken, daß er ſeinen vernünftigen Mitbürgern lächerlich und verächtlich iſt, daß ſeine Kinder mit ungeduldiger Sehnſucht auf ſeinen Tod warten, daß die Armen, die er Noth leiden läßt, und denen er wohl nicht einmal das Schuldige bezahlt, ihn in ihrem bekümmerten Herzen, und öffentlich verfluchen, und daß alle Patrioten dem Vaterlande zum Beſten wünſchen, daß er, ſich noch heuer über ſeiner Caſſe aufhängen möge.

Dieſes wäre alſo ein kurzer Entwurf von dem, was ich zur Abſtellung der Eiferſucht zwiſchen den Gelehrten und den Kaufleuten bey meiner Gedankenſteuer anzuordnen gedenke. Ich will dadurch entweder der Verachtung, und den unbilligen Vorurtheilen beider Theile gegen einander, vorbeugen; oder, wenn dieſes ja nicht möglich ſeyn wollte: ſo hoffe ich doch wenigſtens dadurch für das Vaterland einigen Nutzen von ihrer unverbeſſerlichen Thorheit zu ziehen.

Von dieſer Claſſe allein werde ich in Deutſchland und in den Niederlanden jährlich ſo anſehnliche Summen heben, daß ich einen groſſen Theil meiner wohlthätigen Ausgaben damit zu beſtreiten, und, nach dem Plane, den ich im Eingange dieſes Projects geäuſſert, wenigſtens ein paar tauſend ſchwärmende Freygeiſter, nnd noch etliche verhungerte Goldmacher, zu füttern im Stande bin.

Aus Engelland verſpreche ich mir wenig Vortheil, wenn auch ſchon dieſer Artikel daſelbſt angenommen werden ſollte.

Denn

Denn bey den Engelländern ist der Kaufmann ehrgeizig genug, sich den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und der Gelehrte niemals beredter und witziger, als wenn er auf die Vorzüge und nützlichen Verdienste der Kaufleute zu reden kömmt.

Auch in Frankfurt und in Hannover hat man diese englische Art zu denken, in etlichen Häusern zugleich mit dem Roastbeef angenommen.

Auf meiner letzten Reise nach Leipzig habe ich das unerwartete Vergnügen gehabt, viele Familien kennen zu lernen, wo schon die Väter so billig gedacht hatten. Ja, es behauptete so gar in öffentlicher Gesellschaft ein alter bemittelter Banquier: Der Kaufmann belohne sich selbst durch seinen eignen Fleiß; aber Gelehrte müsse man durch Hochachtung und Belohnung aufmuntern, da sie gemeiniglich erst von der Nachwelt belohnt würden. Ein Kaufmann, der diese Pflicht versäume, sey des Vermögens unwürdig, das sein Fleiß erworben habe. Ich freute mich über diese großmüthigen Gedanken, und war dafür so erkenntlich, daß ich diesem rechtschaffenen Patrioten die Warnung ins Ohr sagte: Er möchte es ja nicht wagen, eine solche Meynung in - - - zu äussern, weil er dadurch auf dem ganzen Platze seinen Credit verlieren würde.

Ich werde mich bey diesem Artikel von den Gelehrten noch etwas länger aufhalten. Die Materie ist unerschöpflich.

Wenn es in andern Kreisen so ist, wie bey uns: so wimmelt Deutschland von lächerlichen Geschöpfen, welche sich unter einander Gelehrte nennen, und doch auf diesen so ansehnlichen Titel gar keinen Anspruch weiter haben, als diesen, daß sie keine Handwerksleute sind. Bisher hat man immer geglaubt, daß diese Leute dem Lande, wo nicht zur Last, doch wenigstens unnütze wären. Ich aber bin dieser Meynung niemals gewesen; denn ich habe nachgerechnet, daß allein in - - die Accise jährlich neunhundert

bis

bis tausend Gulden, nur von Papier, Federn, und Dintenpulver gewinnt, welche daselbst consumiret werden.

Destomehr freue ich mich, da ich eine Gelegenheit habe, diesen sogenannten Gelehrten ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie sich von allem Vorwurfe befreyen, und der Welt zeigen können, wie nützlich sie einem Lande sind. Wenigstens zur Contribution sind sie vortreflich zu gebrauchen; ein Beweis, daß in der Welt nichts so schlecht und geringe sey, es sey wenigstens zu etwas gut!

Ich will ihrentwegen einen Vorschlag thun, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht alle mit dem offenen Beutel in der Hand gelaufen kommen sollten, um ihre Schatzung zu entrichten.

Von den Gelehrten, die sich Dichter, die aber Vernünftige nur Schmierer, und, wenn sie recht glimpflich urtheilen, Gratulanten nennen, will ich anfangen, da sie selbst gemeiniglich von sich und ihren Schriften zuerst anfangen. Denn nach derjenigen Rangordnung, welche diese Herren auf dem Parnasse eingeführt haben, kommen sie unmittelbar nach den Halbgöttern. Ja, man hat die Anmerkung gemacht: Je schlechter ein Poet ist, desto höher ist auch der Rang, dessen er sich über andre anmaßt. Um mich bey diesen verewigenden Reimern einzuschmeicheln, sollen sie unter meinen Gelehrten die ersten seyn, die ich in das Schatzungsregister bringe.

Diejenigen Dichter, welchen die Kritik diesen Titel zugesteht, mag ich nicht einmal schätzen; es würde sich die Mühe nicht verlohnen. Legte ich auch einen jeden mit zwanzig Gulden an, so würden doch kaum zweyhundert Gulden heraus kommen. Was will das sagen? Und auch diese wenige würden zu furchtsam seyn, es zu gestehen, daß sie wirklich gute Poeten sind. Denn das ist immer der Fehler von guten Dichtern, daß sie es am wenigsten glauben, und bey dem verdienten Lobe, das ihnen andre geben, noch immer schüchtern bleiben, und es eher für eine Schmeicheley, als für ein verdientes Lob halten. Diese wenigen mögen frey

blei-

bleiben, da ich sie ohnedem nach meinem ersten Entwurfe nicht füglich zu meiner Gedankensteuer ziehen kann, als welche den Contribuenten ein Recht geben soll, sich das zu dünken, was sie nicht sind; und da Dichter von dieser Gattung immer, wie gesagt, weniger von sich denken, als sie zu denken wohl befugt wären.

Es giebt noch tausend andre, welche diesen Mangel reichlich ersetzen, und welche von sich selbst so viel unverdiente gute Einbildung haben, daß sie die Erlaubniß dazu nicht theuer genug lösen können.

Keiner von ihnen soll künftig das Recht haben, sich des Titels eines unsterblichen Dichters anzumassen, wenn er nicht seinen Lorber mit 5 Gulden löst.

Die Anzahl dieser Dichter hat sich im vorigen Jahre in Ober- und Niedersachsen, auf sechs tausend fünf hundert und sechs und achzig Stück belaufen, worunter diejenigen nicht einmal gerechnet sind, welche dann und wann noch ein leidliches Gedicht machen. Dieses trägt richtig gerechnet, in einem Jahre - - 32930 fl.

Wer diese 5 fl. erlegt hat, und bey den Kunstrichtern gehörige Quittung vorzeigt, dem soll niemand den Titel eines göttlichen Poeten absprechen, bey Strafe von 20 Goldgülden Rheinisch.

Wer von ihnen die Gewalt haben will, andre mit Vorlesung seiner Gedichte zu quälen; der muß diese Gewalt mit Geld erkaufen. Es ist billig, daß die Angst, welche einzelne Personen dabey ausstehen, dem ganzen Lande zu gute komme. Umsonst wenigstens können sie nicht verlangen, daß man ihnen zuhöre. Für das erste Vorlesen zahlen sie 2 Stüver; für das zweyte 4 Stüver; und für die dritte Wiederholung 8 Stüver. Oefter dürfen sie es nicht thun. Die Zuhörer würden es in die Länge nicht ausstehen können; und es ist doch gleichwohl billig, daß man bey einer öffentlichen Anlage mit darauf sehe, daß wegen des gemeinen Besten einzelne Unterthanen nicht ganz ruiniret werden. Weil nun vermöge der Erfahrung alle schlechte Poeten

ten ihre Schriften wenigstens dreymal vorlesen, so beträgt diese Anlage 14 Stüver.

Und da nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ein jeder schlechter Poet das Jahr über zum wenigsten dreyhundert und fünf und sechzig elende Gedichte verfertigt, so kömmt eine ansehnliche Summe heraus.

Alte Poeten, die über sechzig Jahre sind, zahlen diese Taxe doppelt; denn unter allen sind sie am unerträglichsten.

Wer 30 Stüver zahlt, soll befugt seyn, die Leute auf der Gasse anzufallen, und ihnen vorzulesen.

Alle Poeten behalten die natürliche Freyheit, ihre Arbeiten, wenn sie ganz allein sind, laut zu lesen, so oft sie wollen. Sie dürfen auch darüber lachen, ohne einen Deut Contribution zu entrichten. Doch ist wohl zu merken: wenn sie dieses thun, so müssen ihre Stuben abgelegen, und die Vorhänge fest zugezogen seyn, damit niemand von der Nachbarschaft dadurch geärgert werde.

Die Dichter, welche mit dem Weihrauche unter dem Volke herumgehen, und ihren Segen Bekannten und Unbekannten ertheilen, werden es nicht unbillig finden, daß sie auch einen Beytrag geben. Sie wünschen den Leuten beständig Gutes; nun mögen sie ihnen auch einmal Gutes thun. Ich will nicht so lieblos seyn, wie die Kunstrichter, welche diese gratulirenden Insecten lieber gar vom Parnasse vertilgen möchten, und sie mit ihren schönen Spielwerken und bunten Raritäten nicht einmal in den stillen Möräſten des Parnasses ruhig quaken lassen. Desto billiger will ich seyn, da ich überzeugt bin, daß die Natur nicht einmal den verachtetesten Wurm umsonst schafft, geschweige einen Gratulanten. Wie gesagt, ich will es billig mit ihnen machen; und ich erwarte auf meinen Geburtstag, welcher der dreyzehnte October seyn wird, die gereimte Danksagung dafür.

Hier ist meine Taxe. Und wenn ich selbst ein Gratulant wäre, so könnte ich die Preise nicht leidlicher setzen.

Ein Mäcenat; Wer diesen in seinen Versen braucht, giebt ihm . . . . . 1 Stüver.

Ge-

Gepriesner Mäcenat - - - 2 Stüber.
Saiten, Leyer, Rohr, für jedes 1 Deut.
Ein Haberrohr eben so viel - -
Beschwörung der Alten - 1 Schilling.
Und wer den Achill bannt, zahlt 2 Schillinge.
Ein Gott durch die Bank; - 1 Stüver.
aber Apoll geht umsonst mit darein.

Fama, nachdem sie stark oder schwach bläst ½ Stüver.
oder auch - - - 1 Stüver

Bliz, Hagel, Donner, oder andere Meteoren werden geschäzt auf - - - 1 Deut.

Ist die Dosis gar zu stark, so zahlt der Dichter - - - 4 Deute-

Der Zeiten Zahn zu weßen - 1 Deut.

Liebesgötter und Grazien werden in dem Preise bezahlt, wie die Götter überhaupt.

Wenn die Grazien wiegen müssen, kostet es - - 1 Fettmännchen - - -

Flohr, Boy, Cypressen, wenn sie zu der Leiche eines Handwerksmanns gebraucht werden, kosten - 1 Stüver - Sind sie aber für eine Standesperson, nur - ½ Stüber.

Ein Wortspiel auf den Namen desjenigen, den der Gratulant besingt, kostet billig - 1 Schill. und es ist nicht zu viel; denn in der That ist das Wortspiel gemeiniglich das Hauptwerk vom Gedichte.

Nach diesen Preisen werden die übrigen Taxen gar leicht fest zu stellen seyn.

Nun mache man einmal den Ueberschlag auf folgende Art: Unter 6586. elenden Dichtern sind wenigstens 4000. Gratulanten. In einem Jahre haben die Mäcenaten in Ober- und Niedersachsen, ich will nur wenig sagen,

10000. Geburtstage,
20000. Namenstage. Hiezu kommen:
1000. Hochzeiten ungefähr,
2000. Leichen, und
3000. ausserordentliche Begebenheiten, die nothwendig

dig besungen werden müssen. In einem jeden Liede, welches der Nachwelt angestimmt wird, kommen wenigstens 30. Stücke vor, die taxmäßig sind. Dieses beträgt nach einem Ueberschlage, den ich sehr sorgfältig gemacht habe,

- - 105426. fl. - 1½ Stüver -

saluo errore calculi. Man kann mir nachrechnen, so wird man finden, daß die Summe richtig ist. Unter diese Gedichte muß der Gedankencontributionseinnehmer pflichtmäßig attestiren, daß die Taxe ohne Reste, in guten gangbaren Münzsorten, erlegt sey; und alsdenn hat der Verfasser die Erlaubniß, sich mit der Unsterblichkeit zu schmeicheln; kein Mensch soll sich unterstehen, ihn einen elenden Reimer zu nennen, und niemand von der Gesellschaft soll, bey schwerer Pön, und bey Strafe, das ganze Gedicht siebenmal durchzulesen, befugt seyn, in das geistvolle Carmen eher, als nach völlig aufgehobener Tafel, Confect zu wickeln.

Da die arkadischen Dichter sich nur mit Klee und Milch behelfen: so wird ihnen das Geld ohnedem nichts nütze seyn, und desto eher können sie einen Beytrag geben. Zu Vermeidung aller Streitigkeiten, will ich auch den vornehmsten Hausrath eines Schäferdichters taxiren.

Eine beperlte Flur - - ½ Stüver -
Crystallene Bäche - - ½ Stüver.

Wer in eine Buche den Namen schneidet, giebt nach dem Holzmandate, ein altes Schock; thut nach unsrer Münze - - - - 6½ Schillinge.

Eine Heerde Lämmer - - 1 Stüver.
Ein Bock - - - - - 1 Deut -
Ein Bock mit Glocken - - 2 Deute -
Hylax - - - - 4 Deute -

Käse, Milch und Butter wird um den gewöhnlichen Marktpreis bezahlt.

Kosent ist steuerfrey.

Phyllis - - - - ½ Schilling
Eine grausame unerbittliche Phyllis 1 Schilling.

Giebt Phyllis dem Myrtill eine Ohrfeige, so zahlt der Dichter für ihre Grobheit - 2 fl.
Erhängt sich Myrtill - - 3 Schillinge.

Ein Schäferbengel, ein Limmel, wird unter den Bauern in Arkadien gebüßt mit - 1 fl. - ; unsere gesitteten Schäferdichter können es also auch nicht wohlfeiler verlangen.

Wer sich diesen leidlichen Taxen unterwirft, dem gebe ich die Erlaubniß, zu glauben, daß sein Schäfergedicht witzig, artig und schalkhaft sey. Er soll niemals an den Virgil und Fontenelle gedenken, ohne mit der beruhigenden Zufriedenheit eines elenden Poeten über die unendlichen Vorzüge, die er vor jenen hat, beyfällig zu lächeln. Mit einem Worte: kraft dieser erlegten Gedankensteuer soll er der göttlichste Dichter in Ober- und Niedersachsen seyn, da er ausserdem freylich der unsinnigste Narr in ganz Arkadien seyn würde.

Da gegenwärtige Abhandlung nur eine vorläufige Probe von dem Tarife seyn soll, welchen ich künftig wegen dieser Gedankensteuer bekannt machen will, wofern mein Vorschlag den gehofften Beyfall finden sollte; so werde ich für itzo nicht nöthig haben, die übrigen Arten der Gedichte auf eben diese Weise zu taxiren. Im Vorbeygehen will ich nur erinnern, daß in einem Trauerspiele

ein O! - - - 2 Stüver.
ein Ach! - - - 2 Stüver.
ein O! und Ach! zusammen - 4 Stüver.
ein O! ihr Götter! - - 6 Stüver.
ein Dolchstich - - 1 Schilling.
und ein jeder matte Gedanke - 1 Deut.

kosten solle. Und wer ein gar zu elendes Trauerspiel verfertigt, wenn es auch schon nach allen Regeln des Aristoteles elend wäre, der soll es entweder in seinem eignen Kamine verbrennen; oder, wenn er doch so hartnäckig ist, es öffentlich aufführen zu lassen, so soll er dem Publico pro redimenda vexa - - - 5 fl. erlegen, die ich zu meiner Gedanken-

dankensteuer nehmen, und sodann auf meine Kosten die öffentliche Kritik veranlassen will: Daß wir nunmehr in unserm Vaterlande endlich einmal auch ein Original haben, welches wir unsern stolzen Nachbarn entgegen setzen können.

Bey den Lustspielen werde ich mich schon etwas länger aufhalten müssen. Da der Verfasser und die Komödianten mit den artigen Unflätereyen den meisten Beyfall, und das meiste Geld verdienen; so werde ich wohl auf diese die stärkste Taxe legen. Ich werde aber einen sehr sorgfältigen Unterschied zwischen den witzigen Zoten des Dichters, zwischen dem zweydeutigen Schwunge, den die Mienen, die Aussprache, und besonders die Stellung des Frauenzimmers, welche die Rolle hat, einem oft gleichgültigen Ausdrucke geben, und endlich zwischen den unflätigen Auslegungen machen, welche der Parterrepöbel (denn auch in Deutschland giebt es auf dem Parterre viel witzigen und angesehnen Pöbel) bey einer Stelle macht, die weder der Dichter unvorsichtig gedacht, noch der Komödiant leichtsinnig vorgestellt hat.

Wegen unsrer höhern Gedichte bin ich bey mir selbst noch sehr unschlüßig. Ich weis in der That noch nicht, wodurch ich am meisten verdienen werde: Ob durch das hoch am Olympe dahin ertönende Brüllen der Donner einiger unglücklichen Nachahmer des Hexameters; oder durch die glänzende Sonne und liebliche Wonne unsrer kriechenden Reimer. Ich will die Sache überlegen.

Weil meine patriotische Vorsorge sich auf alle Arten des Witzes erstreckt: so kann man wohl glauben, daß ich auch für diejenigen sorge, welche in den übrigen Arten der Gedichte unsterblich werden wollen, ob man gleich einem ehrlichen Manne nicht einmal ihre Prosa, zu lesen ansinnen darf. Ich gebe ihnen mein Wort: Sie sollen in Gesellschaften alle Vorzüge eines wahren Dichters haben; aber freylich, für baares Geld, denn ohne dieses können sie unmöglich verlangen, erträglich zu seyn.

Noch ein paar Wort will ich von den andern Arten der Scribenten ſagen, welchen ich durch meine Taxen das Recht gebe, ſich unter die Gelehrten zu mengen, ob ihnen gleich die Welt, die Kunſtrichter, und vielmals ihr eignes Gewiſſen ſagen, daß ſie in dieſe ehrwürdige Zunft nicht gehören.

Ich habe an verſchiednen meiner Landsleute *) wahrgenommen, daß ihr Witz und ihr Verſtand mit den reifenden Jahren auf eben die Art abnimmt, wie er in andern Gegenden Deutſchlands, und wie ich vermuthe, in der ganzen Welt zunimmt. Wo das herkommen mag, weis ich nicht; daß es aber in der That ſo iſt, lehrt mich die Erfahrung alle Meſſen. Ich habe weiſe Knaben kennen lernen, welche in ihrem ſechzehnten Jahre, durch verſchiedne Blätter in moraliſchem Formate, ſtrenge und einſehende Sittenrichter der Welt waren; und im dreyßigſten Jahre waren ſie kaum noch geſchickt, einen Winkelſchulmeiſter abzugeben. Andere verfochten ſchon im funfzehenten Jahre das Anſehen, und die Wahrheiten ihrer Kirche mit einer heiligen Wut, die man kaum von ihren Vätern, ſo gern auch dieſe verketzerten, erwartete; und zum groſſen Unglück unſrer Kirche waren ſie in ihrem vierzigſten Jahre ſo unwiſſend, daß man ihnen kaum mit gutem Gewiſſen eine Heerde Bauern anvertrauen konnte. Ich habe einen Vetter gehabt, der in ſeinen erſten Univerſitätsjahren neue Lesarten in den Pandecten erfand, und dem Juſtinianus Schnitzer wies: aber was nahm es für ein Ende? Sein Verſtand hatte ſich übertrieben, wie eine frühzeitige Frucht, welche welkt, wenn ſie reifen ſoll. Je älter er ward, je weniger verſtand er; und itzo iſt er in ſeinem funfzigſten Jahre Pedell in Duisburg. Mit der Poeſie iſt es eben ſo. Unſre witzigen Kinder fangen mit Heldengedichten an, und hören mit Sinngedichten auf.

Ich

*) Daran dürfen wir unſre Leſer nicht mehr erinnern, in welchem Lande Herr Anton Panßa dieſes ſchreibt.

Ich habe keine Hoffnung, diese jungen Greise zu bessern, wenn ich ihnen gleich aus unwidersprechlichen Gründen darthun wollte, daß sie gewiß länger verständig seyn würden, wenn sie etwas später anfiengen, witzig zu seyn, und daß die Behutsamkeit, sich in der ersten Jugend nicht allzu geschwind zu verewigen, das sicherste Mittel eines Schriftstellers sey, sich nicht zu überleben. Alles dieses würde ich ihnen sagen, und würde es ihnen beweisen; aber die guten Kinder sind gar zu scharfsinnig, als daß sie es einsehen, und gar zu gelehrt, als daß sie es verstehen sollten. Sie möchten weinen, wenn ich ihnen ihre Puppe nähme. Ich will sie ihnen also lassen, und ich will ihnen so gar die Freyheit lassen, zu glauben, daß sie erfahrne, beleſne, scharfsinnige, geistvolle, . . . ich weis nicht alles, was sie seyn wollen? mit einem Worte; sie sollen die Erlaubniß haben, zu glauben, daß sie in der That das sind, was sie gewiß nicht sind. Aber, meine Kinder, umsonst kann ich ihnen eine solche Thorheit nicht verstatten. Sie müssen mir für diese Erlaubniß, etwas zu meiner Gedankensteuer beytragen. Viel will ich von ihnen nicht nehmen, weil sie gröſtentheils noch unmündig, und ausser dem, was ihnen ihr mildthätiger Verleger groſsmüthig zuwirft, noch nicht Herren über ihr Vermögen sind: aber gar umsonst können sie es auch gewiß nicht verlangen. Und wenn ihnen auch die Taxe ein wenig zu hoch vorkäme; so dürfen sie ja nur bedenken, daß dergleichen Abgaben nicht lange, und nicht viel länger, als zehn Jahre dauren. Denn, wer in seinem zwanzigsten Jahr ein unsterblicher Autor in Quart ist, der ist gemeiniglich im dreyſsigsten Jahre Corrector in einer Druckerey, und also von dieser Auflage befreyt.

So soll, zum Exempel, ein moralischer Knabe, welcher nur vor ein paar Jahren noch am Kinderzaume lief, und itzo schon die Welt lehrt, wie sie auf dem Wege der Tugend wandeln solle, für das Vergnügen, ein lehrreicher Scribent zu heiſsen, in meine Casse geben. . . . ½ fl. . . .

Ist er in seinen Schriften satirisch, und macht die Welt lächerlich, so giebt er doppelt so viel.

Dieſe beiden Sätze verſtehen ſich nur von dem Falle, wenn unſer Autor noch ſo billig iſt, und es bey Verſuchen und Glückwünſchungsſchreiben auf den Geburtstag ſeines Herrn Vaters, oder auf den Namenstag ſeines Onkels, oder auf eine andre dergleichen Familienfeyer bewenden läßt. In dieſen Fällen erlaube ich ihm, für dieſen Preis, ſich einer Arbeit und des damit verknüpften Titels anzumaſſen, der ſonſt nur Männern gehört, welche ſchon ſeit vielen Jahren gewohnt ſind, zu denken, welche die groſſe Welt, und alſo mehr Leute kennen, als ihre Mütter, und ihre lieben Ammen. Wagt ſich aber unſer ſchreibender Knabe weiter, und ſucht ſeine Stadt mit moraliſchen Wochenblättern heim, ſo muß er wöchentlich geben 4 Schill. Dieſes giebt er ſo lange, bis er ſich barbieren läßt. Damit aber auch hiebey kein Unterſchleif vorgehe, und er nicht etwan, wie verſchiedne Autores thun, ſich nur pro Forma barbieren laſſe: ſo ſoll die erſte Verwüſtung ſeines Barts, in Gegenwart eines Notarien geſchehen. Bezeugt dieſer ihm die erfoderliche Reife, ſo giebt er nur monatlich 4 Schillinge. Ich wolte es gern auf eine jährliche Ablieferung ſetzen; ich darf es aber um deßwillen nicht wagen, weil die Kräfte eines ſo zarten Moraliſten es ſelten ein Jahr lang aushalten; und gleichwohl mache ich mir ein Gewiſſen, die Taxe, wie ich ſonſt in Anſehung der Hinfälligkeit ihres Verſtandes und Witzes wohl thun könte, zu erhöhen, da vielleicht dieſe guten Kinder, ohne es öffentlich zu geſtehen, die billige Abſicht haben, nach dem bekannten Sprüchworte, etwas zu lernen, da ſie andre lehren.

Mit den unbärtigen Zeloten werde ich gelinder verfahren müſſen. Es iſt gefährlich, ſie in ihrem heiligen Koller aufzuhalten; ſie kratzen, und ſprudeln lauter Kätzer um ſich. Aber ich habe noch mehrere Urſachen, als dieſe, ſie zu verſchonen. Vielleicht hat es in künftigen Zeiten für ihre Kirche einen guten Nutzen: ſo wie ich immer gern ſehe, wenn unſre Jungen auf der Gaſſe als Soldaten ſpielen, weil ich mir Hoffnung mache, daß mit der Zeit aus

dieſen Buben ſtreitbare Männer werden können. Hiezu kömmt noch dieſes, daß gemeiniglich ihre eignen Verwandten an den Verkätzerungen dieſer Unmündigen Urſache ſind. Sie führen gar oft ihre eignen Kriege durch die Feder dieſer jungen Helden. Sie freuen ſich, daß ihre Sache ſo gerecht iſt, daß ſie auch der Mund der Kinder und Säuglinge vertheidigen kann. In dergleichen Fällen alſo will ich ſie für ihre Perſon, mit einem Beytrage zu meiner Gedankenſteuer verſchonen: aber ihre Aeltern, oder ihre Verwandten, oder auch ihre Lehrer, welche den Unverſtand dieſer guten Kinder misbrauchen, ſollen für ſie bezahlen. Inzwiſchen iſt es doch nötig, zu ſorgen, daß dieſe orthodoxen Buben nicht gar zu ungezogen werden, und wie es immer geſchieht, den Wohlſtand nicht gar zu ſehr beleidigen. Wagen ſie ſich zum Exempel an einen Mann, deſſen Gelehrſamkeit, und wahre Verdienſte um alle Arten der Wiſſenſchaften die unparteyiſche Welt erkennt, deſſen Stand und ehrwürdiges Alter die Hochachtung aller Vernünftigen verdient, und welcher weiter keinen Fehler hat, als dieſen, daß er nicht eben das glaubt, was unſer Knabe und ſeine Mutter glauben; wagt er ſich an dieſen Mann, und beobachtet nicht alle Beſcheidenheit, die geſittete Männer auch alsdann einander ſchuldig ſind, wenn ſie ſchon nicht einerley Meynung haben; redet er die Sprache des Pöbels, wenn er die Sprache des Glaubens zu reden vermeynt; ſo ſoll ihn ſein Präceptor ſtäupen, und für jeden ungeſitteten Ausdruck einen Streich geben. Und dafür erlaube ich ihm das Vergnügen, ſich einzubilden, daß er nicht wegen ſeines Muthwillens, ſondern als ein junger Märtyrer gepeitſchet werde.

Dieſe zwo Proben werden genug ſeyn, meinen Leſern einen Begriff von dem Plane zu machen, nach welchem ich junge Scribenten zu meiner Gedankenſteuer ziehen will. Man wird daraus wahrnehmen können, daß ich diejenigen Schriftſteller und Gelehrte gewiß nicht vergeſſen werde, welche ihre Jahre vernünftig gemacht haben ſollten, und welche

dem ohnerachtet ſich von ihrer Gröſſe, von ihrer Gelehrſamkeit, von ihren Verdienſten um die Welt, und endlich von ihrer Unſterblichkeit ganz falſche, oder doch allzu ſchmeichelhafte Begriffe machen. Ich habe ſchon oben Gelegenheit gehabt, einige Proben davon zu geben. Damit ich dieſen Entwurf in ein noch deutlicheres Licht ſetze, ſo will ich ihn mit einigen Zügen vermehren.

Kommen ſie näher, meine Herren! Kriechen ſie einmal aus ihren gelehrten Löchern hervor! Sie ſollen die Muſterung paßiren.

Was für ein ungeheurer Schwarm von gelehrtem Pöbel läuft hier zuſammen! Was für finſtre und unbekannte Geſichter erblicke ich!

Aber ſie, mein Herr, mit der ſtolzen Autormiene, ſie kenne ich gar wohl. Dieſe hochmüthigen Züge habe ich vor dem groſſen Qvartanten geſehen, in welchem ſie die Menſchen alle Pflichten lehren wollen, die ein geſittetes und tugendhaftes Leben erfodert. Ihr ſtolzes Lächeln verräth die Zufriedenheit, die ſie empfinden, indem ſie ſehen, wie genau ich von ihrem Buche unterrichtet bin. Aber, hüten ſie ſich wohl, daß ſie nicht gar zu zeitig ſtolz werden. Ich habe ihren Qvartanten geleſen, aber zugleich habe ich auch die zehen Qvartanten geleſen, aus welchen ſie den ihrigen zuſammen geplündert haben. Dieſen Raub müſſen ſie büſſen. Wenn die gelehrte Welt das Recht nicht haben ſoll, ſie wegen ihres Diebſtahls vor das kritiſche Gerichte zu ziehen: ſo geben ſie mir jährlich für dieſen ſaluum conductum; 10 fl. Warum ſchütteln ſie mit dem Kopfe? Iſt es zu viel? . . . . Sie haben Recht; aber ſie geben dieſes auch nur ſo lange, bis ihre gelehrte Schrift Maculatur wird, und ich hoffe, ſie werden dieſe Steuer kaum ein Jahr lang entrichten.

Aber, warum verkriecht ſich ihr College hinter ſie? Scheut er ſich vor meiner Taxe, oder vor ſeinem Gewiſſen? Nur heran mein Freund! Warum verbergen ſie mir ein Geſicht, das ſich an dem Laden ihres Verlegers der Straſſe

öffentlich

öffentlich zeigt? Ich kenne dieſe tartüffiſchen Züge noch wohl. Eben dieſe iſt die heuchleriſche, und traurige Miene, die der Autor hat, welcher uns das Verderbniß des menſchlichen Herzens, die verborgenſten Urſachen dieſer Verderbniß, ihre unglücklichen Folgen, ſo wohl für den ganzen Staat, als für eine jede Familie insbeſondre, die wahren Mittel, wie man dieſer allgemeinen Verderbniß ſteuren, und ſich ſelbſt vorſichtig darwider verwahren ſoll; mit einem Worte, der uns den Reiz der Tugend, und das Verabſcheuungswürdige aller laſterhaften Ausſchweifungen auf eine ſo gründliche und ſo angenehme Art gezeigt hat, daß dieſe Schrift einen allgemeinen Beyfall, und die größte Hochachtung verdient, ſo bald man vergeſſen haben wird, daß der Urheber derſelben ſie ſind = = = = Faſſen ſie ſich! Ihre drohenden Blicke ſchrecken mich gar nicht. Niederträchtiger! der ſie die Verderbniß des menſchlichen Herzens ſo genau kennen, und doch vor ſich ſelbſt die Augen zudrücken! Der ſtrenge Sittenrichter erlaubt ſich die pöbelhafteſten Ausſchweifungen. Er ſchleicht ſich von der Seite einer liebenswürdigen Frau hinweg, um ſich in die Arme einer unzüchtigen Perſon zu werfen, die er mit der ganzen Stadt gemein hat. Es kommen noch immer Augenblicke, wo ihm ſein eigenes Gewiſſen nagende Vorwürfe macht: er kann ſich gegen die Vorwürfe nicht verantworten; er iſt aber auch zu verhärtet, als daß er ſich dieſe zu Nutze machen ſollte. Um deßwillen unterdrückt er dergleichen beunruhigende Empfindungen durch den Wein. Es vergeht faſt kein Tag, wo man nicht dieſen ſtrengen Richter des menſchlichen Herzens trunken nach Hauſe ſchleppt. Seine Kinder ſehen dieſes. Die Töchter weinen in dem Schooſe der untröſtlichen Mutter; aber ſein Sohn erwartet ſchon mit Ungeduld die Jahre und die Gelegenheit, wo es ihm erlaubt ſeyn wird, ſich auch zu berauſchen. Eine ſolche Unordnung muß allerdings die völlige Zerrüttung ſeiner Wirthſchaft nach ſich ziehen. Er ſinnt alſo auf Mittel, den auſſerordentlichen Aufwand beſtreiten zu können. Er borgt, und hat ſchon ſo

viel geborgt, daß ihm niemand mehr leihen will. Der unglückliche Mündel, den man seiner Vorsorge anvertraute, hat seine Ausschweifungen noch einige Jahre lang unterhalten können. Nun ist diese Quelle auch erschöpfet, und die Zeit kömmt, da er Rechnung ablegen soll. Er zittert, wenn er an diesen schrecklichen Augenblick gedenkt: aber durch die freundschaftliche Beyhülfe eines eben so grossen Betrügers, als er ist, hat er sich mit untergeschobnen Quittungen versehn, und sich gefaßt gemacht, einen Eid zu schwören. Ich zweifle, daß die Rache des Himmels ihn diese Zeit wird erleben lassen. Seine täglichen Ausschweifungen, und ein Gewissen, welches sich nicht ganz übertäuben läßt, verzehren die übrigen Kräfte seines Körpers. Seine unglückliche Wittwe wird er in der äussersten Armuth verlassen. Sein Sohn wird, durch das Beyspiel des Vaters gestärkt, ein würdiger Sohn seines Vaters, und, wie er, ein elender Bösewicht seyn. Die betrognen Gläubiger werden sein Andenken verfluchen; und wie viel Unschuldige werden nach seinem Tode noch hungern müssen, denen er ihr Vermögen geraubt hat! = = = Und sie, mein Herr, der sie dieser Bösewicht sind, sie schämen sich nicht, uns ein so vortrefliches Buch von der Verderbniß des menschlichen Herzens zu schreiben, in welchem eine jede Zeile für sie ein schreckliches Urtheil ist? Ich mache mir ein Bedenken, sie zu meiner Gedankensteuer zu ziehen. Die ganze Gesellschaft der andern Contribuenten, würde sich ihrer schämen müssen: denn diese Steuer ist nur für lächerliche Thoren entworfen, und nicht für Bösewichter, welche die Hand des Richters züchtigen muß. Und dieser will ich sie, Nichtswürdiger! überlassen.

Wer ist der Unbescheidne, der mich so gewaltsam bey der Brust anfaßt? Bin ich an einem öffentlichen Orte, und in Gegenwart so vieler Personen nicht sicher? Hier ist meine Uhr, und meine Börse; mehr habe ich nicht bey mir = =. Sie wollen beides nicht? also sind sie kein Strassenräuber? Aber warum packen sie mich so mörderisch an? = = = =.

O das hätte ich nimmermehr errathen! also sind sie ein Advocat, der diesem unglücklichen Moralisten, wider den Richter, und wider mich beystehen will? Aber warum wollen sie mich Injuriarum belangen? Ich habe ja nichts gesagt, als was sie selbst gestehen müssen. Womit können sie es verantworten, daß sie diesem Manne die falschen Quittungen gefertigt, und ihn aufgemuntert haben, einen ungerechten Eid zu schwören? = = = = =. In ihre Inauguraldisputation hätten sie dieses mit einfliessen lassen? Und man hat ihnen den Doctorhut aufgesetzt, an statt daß man sie an den Pranger hätte schliessen sollen? Ueberhaupt ist mir es ganz unbegreiflich, was sie hier unter den Gelehrten wollen, und warum sie hervor kommen, da ich die Gelehrten auffodre? = = Halten sie dieses etwan für eine neue Beleidigung? Es ist nur für sie eine neue Wahrheit. = = Beruhigen sie sich: Ich will ein Mittel vorschlagen, wie wir uns versöhnen können; aber versprechen sie mir auch, daß sie mich los lassen, und keine Klage wider mich anstellen wollen. Wissen sie was: für einen ehrlichen Mann kann ich sie unmöglich halten, und daran kann ihnen auch wenig liegen, da sie so wenig Mühe anwenden, als ein ehrlicher Mann vor der Welt zu erscheinen; aber für einen gelehrten Mann will ich sie halten, und auch andere sollen sie dafür halten, wenn sie die Gebühr erlegen. Gelehrte Sprachen verstehn sie zwar nicht; aber desto besser die Sprache der Rabulisterey, welche die Gelehrten auch nicht verstehn. Vernünftige Bücher haben sie zwar niemals gelesen; aber dieses hindert sie nicht, zum Beweise einer einzigen Unwahrheit, hundert grosse Rechtsgelehrte anzuführen, deren Namen sie kaum zu schreiben wissen. Diese gelehrte Pralerey haben sie mit vielen grossen Männern gemein. Was ihnen an Kenntniß der Bücher abgeht, das ersetzt ihre Kenntniß von alten und neuen Manuscripten, da sie die Geschicklichkeit haben, alte Documente nachzumachen, und falsche Quittungen unterzuschieben. In der Beredsamkeit haben sie ihre Stärke. Zwar denken sie nicht, aber desto gründlicher

schreyen

ſchreyen ſie; und kommen ſie einmal zur Feder, ſo ſchmieren ſie, troß unſern arbeitſamen Schriftſtellern, und werden auch ſo wenig, als ſie geleſen. Es iſt wahr, ſie ſind in ihren Ausdrücken beleidigend, grob, und pöbelmäßig; aber man thut unrecht, wenn man ihnen einen Vorwurf über eine Sache machen will, welche die Gewohnheit, und ihr Nutzen rechtfertigt. Schimpften ſie in altem und gutem Lateine, ſo würden ſie die Sprache unſrer beleſenſten Kritiker reden: aber, da ſie nur deutſch ſchimpfen, ſo ſagt man, ſie redeten die Sprache des Pöbels. Neue Wahrheiten erfinden ſie freylich nicht; aber dafür ſind ſie auch im Stande, zu machen, daß man die alten Wahrheiten gar verliert. Die Arithmetik iſt der Grund aller mathematiſchen Wiſſenſchaften; und mich dünkt, ihre Liquidationes ſind Zeugen, daß ſie vortreflich rechnen können. Mit einem Worte; wenn ſie mich aus ihren juriſtiſchen Klauen laſſen, und einen jährlichen Beytrag zu meiner Gedankenſteuer erlegen wollen; ſo ſollen ſie, ungeachtet ihrer Unwiſſenheit, und ihrer Niederträchtigkeit, dennoch das Recht haben, zu glauben, daß ſie ein groſſer Rechtsgelehrter ſind. Aber, das wiederhole ich noch einmal: für einen ehrlichen Mann kann ich ſie unmöglich halten. = = = = Wie? Und damit ſind ſie noch nicht zufrieden? = = = Gut! ſo muß ich mir einen Mann ſuchen, der meine Sache vertheidigt.

O, mein Herr! ſie kommen mir gewünſcht. Das Amt, bey welchem ſie als öffentlicher Lehrer beider Rechte beſoldet werden, verbindet ſie, ſich meiner vor dem Richter anzunehmen, und mich wider dieſen Zungendreſcher zu vertheidigen. Legen ſie dieſes Buch nur auf einen Augenblick aus ihren Händen, und hören ſie mein Anliegen. Dieſer ungerechte Mann, welcher, wie ſie ſelbſt ſehen, mich bey der Gurgel feſt hält = = = Ich verſtehe ſie nicht. Was wollen ſie mit ihrer formula actionis ſagen? Dieſer Mann hat mich hier an einem öffentlichen Orte gewaltſam angefallen; ich will beweiſen, daß er mich nicht hätte anfallen ſollen: Iſt das nicht deutlich genug? ==== Sie lächeln,

ſie

ſie ſehen mich und meinen Gegner mit Verachtung an, und verlaſſen mich? Nur auf ein Wort! Verziehn ſie noch einen Augenblick: ich weis nunmehr, wer ſie ſind. Ein Böſewicht ſind ſie nicht, wie mein Gegner; aber eben ſo ein groſſer Thor. Der Misbrauch unſrer Rechtsgelehrſamkeit hat ihnen einen Eckel davor beygebracht; allein eben dadurch ſind ſie auf die Unbilligkeit verfallen, alles dasjenige zu verachten, was praktiſche Rechtsgelehrſamkeit heißt. Ihre angewohnte Gemächlichkeit, nichts zu thun, als an ihrem Pulte ruhig zu leſen, hat ihnen dieſen Einfall angenehm gemacht. Der Hochmuth, und zwar ein pedantiſcher Hochmuth, hat ſie in dem Vorhaben beſtärkt, den betretnen Weg derjenigen zu verlaſſen, die Advocaten heiſſen, und einen Weg zu wählen, der einſam iſt, auf welchem ſie aber auch deſto beſſer bemerkt werden. Sie verachten alle diejenigen, welche dieſen Weg nicht gehen, und ſind mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden, daß ſie alles dasjenige nicht wiſſen, was ein Rechtsgelehrter unſrer Zeit wiſſen muß: aber dafür wiſſen ſie von den Alterthümern der römiſchen Rechte die kleinſten Umſtände, die man bey unſern Zeiten gar füglich nicht wiſſen kann. Es iſt ein Unglück, daß ſie keinen Unterſcheid zwiſchen einem Zungendreſcher, und einem vernünftigen Rechtsgelehrten zu machen wiſſen. Dieſer würden ſie ſeyn können, ohne in den erſten Fehler zu fallen. Ein ganzes Land braucht kaum zween Gelehrte von ihrer Art: aber niemals kann man zu viel geſchickte und gewiſſenhafte Rechtsgelehrte haben. Daß ſie in ihrer Art gelehrt, und, wenn ich ſo ſagen darf, ſehr gut ſind, eine Univerſität aufzuputzen, das will ich ihnen noch wohl einräumen: aber, daß ſie ein Recht zu haben glauben, andre neben ſich zu verachten; daß ſie glauben, ſie wären dem Vaterlande nützlicher, als ein Rechtsgelehrter, der ſich ſeiner Clienten vor Gerichte anzunehmen weis, welches ſie, mein Herr, bey allen ihren Alterthümern nicht verſtehn, wie ich leider erfahren muß; daß ſie ſich ſchmeicheln, von der ſpäteſten Nachwelt mit Bewunderung geleſen zu werden,

wenn

wenn ſie über die wahre Lesart eines alten vergeßnen Geſetzes kritiſche Anmerkungen ſchreiben, die nicht einmal itzt iemand leſen mag; wenn ſie alles dieſes glauben, mein Herr, ſo ſind ſie ein Thor. Und wenn ſie das Recht haben wollen, noch ferner ſo ein eingebildeter Thor zu ſeyn, ſo müſſen ſie mir in meine Gedankencaſſe jährlich 10. fl. ſteuern. = = = = = Nur fort, halten ſie ſich nicht auf! Ich brauche ſie weiter nicht.

Soluentur riſu tabulae, tu miſſus abibis. Und doch gefällt ihnen dieſer Vers? = = = = = Nein, ich mag weiter nichts von ihnen hören. Vermuthlich wollen ſie mir bey dieſer Stelle ihre tiefe Kenntniß der Alterthümer ſehen laſſen. Ich mag nicht ein Wort weiter von ihnen wiſſen. Ich brauche itzo keinen Kritiker; einen geſchickten Advocaten brauche ich, der ſich meiner wider die Gewaltthätigkeiten dieſes Mannes annimmt. Wo werde ich einen finden!

Aber hier kömmt ein Richter und, wie ich gewiß glaube, ein billiger Richter. Gut! Der wird mich ſchützen. Dieſer groſſe anſehnliche Mann mit der ernſthaften Miene, der ehrwürdigen Unterkehle, und dem Domherrnbauche iſt vermuthlich der Richter, den ich wünſche. Ja, mein Herr, ich kenne ſie, da ſie mir näher kommen. Erbarmen ſie ſich eines Unglückſeligen! Sie ſind ein Zeuge, wie gewaltſam mich dieſer Verräther hält, Die öffentliche Sicherheit verlangt meine Rache. Ihre Unparteylichkeit = = = Warum bleiben ſie nicht hier? Warum wollen ſie weiter gehen? Ein Vater der Wittwen und Waiſen = = = Aber, mein Gott, warum eilen ſie ſo misvergnügt von mir? Den Ruhm, den ſie als ein Beſchützer der unterdrückten Unſchuld, als ein Vertheidiger der Verlaßnen, als ein Chriſt = =. Gerechter Himmel! Iſt denn gar kein Mittel, ſie nur einen Augenblick aufzuhalten? Nehmen ſie dieſe Börſe von mir, mein Herr, und erwarten ſie von meiner ſchuldigen Erkenntlichkeit noch ein weit mehrers. . . . . Wie gefällig ſind ſie, mein Herr! Nunmehr ſetzen ſie ſich gar zu uns nieder, und noch vor einem Augenblicke hatten ſie ſo viel

Zeit

Zeit nicht, mich nur im Vorbeygehen anzuhören. Dieſer Mann hat mich, unter dem Vorwande, einen Betrüger zu vertheidigen, hier auf öffentlicher Straſſe angefallen ---. Ich werde gewiß erkenntlich ſeyn .... Er faßte mich mit der mörderiſchen Grauſamkeit eines Straſſenräubers bey der Bruſt an ---. Wie gefällt ihnen meine Uhr? Ich warte ihnen damit auf ---. Alle glimpfliche Vorſtellungen, die ich ihm that, waren vergebens --- Unter uns; eine Garnitur Spitzen für die Frau Liebſte ---. Ich führte dieſem Verräther zu Gemüthe ---. Ereifern ſie ſich nicht mein Herr, ſie erzürnen ſich zu heftig! So laſſen ſie den Elenden wirklich ins Gefängniß führen, ohne ihn zu hören? Wie gerecht ſind ſie! Und wie überzeugend muß mein Vortrag geweſen ſeyn, da ſie meinen Gegner verdammen, ohne ihm Zeit zu laſſen, ſich zu verantworten! Ich will gewiß halten, was ich verſprochen habe; ja ich will noch mehr thun. Ohne einen Kreuzer zu meiner Gedankenſteuer geben zu dürfen, ſollen ſie, ein ganzes Jahr über, das Recht haben zu glauben. daß ſie wirklich ein Mann von Einſicht, ein unparteyiſcher Richter, ein Vertheidiger der Verlaßnen, ein Retter der unterdrückten Unſchuld ſind. Dieſe Zeit über ſoll es keinem Menſchen erlaubt ſeyn, ihnen die verdrießlichen Wahrheiten zu ſagen, daß ſie ein ungeſchickter, ein unwiſſender Mann ſind; daß ſie auf die gerechte Sache der Nothleidenden eher nicht Acht haben, als bis ihr niederträchtiger Geiz durch Geſchenke aufgemuntert wird; daß ſie ihre groſſe Unerfahrenheit unter einer viel bedeutenden Miene zu verſtecken, und ihre natürliche Dummheit durch ein vornehmes Stillſchweigen zu verbergen wiſſen; daß ſie kaum Thürſteher ſeyn würden, wenn ſie nicht die Untreue ihrer gefälligen Frau aus dem Pöbel, für den ſie geboren waren, hervorgezogen, und auf den Richterſtuhl gepflanzt hätte. Nicht einen einzigen von dieſen Vorwürfen ſoll man ihnen, binnen dieſem Jahre machen. Ja, damit ſie ſehen ſollen, wie wichtig der Dienſt iſt, den ſie mir itzo geleiſtet haben, ſo

ſollen

ſollen ſie auf ihre ganze Lebenszeit das Recht haben, alle Zueignungsſchriften ihrer demüthighoffenden Clienten für Wahrheiten anzunehmen. Ich erlaube ihnen, bey Leſung dieſer Zueignungsſchriften zu glauben, daß ſie ein gelehrter Mann, daß ſie der Mund der Weisheit ſind, und daß Ulpianus kaum verdiente, der Famulus von Ihro Hochweisheiten zu ſeyn.

Dem Himmel ſey Dank, aus dieſer Noth wäre ich! Wie habe ich mich geängſtiget! Ich bin auſſer mir. Kaum bin ich noch im Stande, mich auf den Füſſen zu erhalten.

Wer ſind ſie, mein Herr? Was wollen ſie mit meiner Hand machen? Iſt das ein neuer Angriff?

O nun merke ich es wohl an ihrer horchenden Miene; mein Puls iſt es, den ſie ſuchen. Gut, Herr Arzt, ſie kommen mir gleich zu rechter Zeit. Hier haben ſie meine Hand. Fühlen ſie einmal, recht aufmerkſam fühlen ſie; können ſie wohl aus dem Schlage des Pulſes errathen, über wen ich mich am meiſten ereifert habe; ob über den Moraliſten, oder die Advocaten, oder den Richter? . . . . Und dieſe Frage nehmen ſie ſo ungütig auf? Der Vorwurf, den ſie mir machen, iſt ungerecht. Ich bin nichts weniger, als ein Verächter der Arzneykunſt; ich kenne ihren Werth gar wohl. Aber eben ſo wohl kenne ich auch den Unwerth der Pfuſcher, welche nichts verſtehen; welche, wie ſie, um den Puls fingern, eine Menge unnützer Arzeneyen zum Beſten der Apotheker, ohne Verſtand verſchreiben, und, wenn endlich der Patient daran erſtickt iſt, die Belohnung für den kunſtmäßigen Mord von den Erben fodern wollen. Ich ſage eben nicht, daß ich ſie, mein Herr, für einen ſolchen Marktſchreyer halte; aber das werden ſie mir doch erlauben, zu ſagen, daß ſie die Miene eines ſolchen Charlatans eher haben, als die Miene eines erfahrnen Leibarztes. . . . . Im Ernſte? und ſie ſind wirklich ein Leibarzt? und durch den Ruhm ihrer Schriften ſind ſie das geworden? Wer hätte ſich dieſes ſollen träumen laſſen! Aber, mein Herr, unter uns geſprochen: Machen ſie ſich denn gar kein

Gewiſ-

Gewiſſen, ein Leibarzt zu ſeyn, und ſich einen Gelehrten zu nennen? Ich habe nur einige Augenblicke mit ihnen geſprochen, und doch habe ich auch in dieſen wenigen Minuten Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, daß ſie beides nicht ſind. Geſtehen ſie mir es aufrichtig: Wir ſind hier ganz allein, und es hört uns keine Seele: ..... Nun das war in der That aufrichtig! Alſo iſt es nur die Thorheit der Kranken, und die Unwiſſenheit ihrer Leſer, welche ſie zum Boerhave macht? Ich will ihre Treuherzigkeit nicht misbrauchen; die Welt mag auf ihre eigene Gefahr glauben, was ſie will. Und, mein Herr, wenn ſie mich nicht tödten wollen, ſo will ich ihnen einen wichtigen Dienſt leiſten. Sie ſollen das Recht erlangen, ſelbſt im Ernſte zu glauben, daß ſie wirklich geſchickt und gelehrt ſind, und kein Menſch ſoll das Recht haben, ſie in dieſer Einbildung zu ſtören, wofern ſie einen Beytrag zu meiner Gedankenſteuer geben. Erlegen ſie für jeden Kranken, den ſie Kraft ihrer Kunſt erwürgen, 1 fl. Und für jeden Paragraph ihrer Schriften, den man nicht leſen mag, 1 Stüver: ſo ertheile ich ihnen Macht und Gewalt, ohne Widerſpruch ein berühmter Arzt, und ein gelehrter Scribent zu heiſſen. Leben ſie wohl!

Er geht fort. Dieſer war doch ein beſcheidner Arzt, der ſeine Schwäche erkannte. Ob es wohl noch viele ſo beſcheidne Aerzte im weſtphäliſchen Kreiſe geben mag? Das wird gewiß einen anſehnlichen Beytrag ausmachen, wenn er mir für jede Leiche 1 fl. giebt. Und wenn ich auch ein Jahr über, nur hundert ſolche Märtyrer ſeiner Kunſt ...

Wer lacht hinter mir? ... Spotten ſie über mich, mein Herr, oder was iſt ihnen ſonſt an meiner Berechnung lächerlich? Mich dünkt, es iſt ſo gar beſcheiden nicht, einem Fremden, den man nicht kennt, ins Geſicht zu lachen .... Alſo lachen ſie nicht über mich, ſondern über dieſen Arzt? und woher kennen ſie ihn? .... Der Unglückliche! Wie ſehr dauert er mich nunmehr! Und bey allen dieſen bittern Bosheiten glauben ſie doch, mein Herr, noch ein Recht zu

haben, ſich einen Satirenſchreiber zu nennen? Hätten ſie ihm das Leben genommen; ſo würden ſie barmherziger geweſen ſeyn, als da ſie ihn um ſeinen guten Namen, und zugleich, da er durch ſie einmal lächerlich worden, um weitre Beförderung, und den größten Theil ſeines Glücks gebracht haben. Er iſt vielleicht ſo gar gelehrt nicht, ich habe es auch vermuthen können: aber er hat auch, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, nicht in Willens gehabt, eine Hauptrolle in der gelehrten Welt zu ſpielen. Ich will es ihnen glauben, daß ſeine Schriften fehlerhaft, und ſehr elend geweſen ſind: aber er kann ungelehrt und elend ſchreiben, und dennoch in ſeiner Art ein ehrlicher und ein nützlicher Mann ſeyn. Da er weiter nichts verlangte, als an dem kleinen Hofe bekannt zu ſeyn, wo er ſein Glück ſuchte; was war ihre Abſicht, als ſie ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch ihren unglücklichen Witz lächerlich machten? Wollen ſie ſo aufrichtig ſeyn, zu geſtehen, daß ſie ihn nur um deßwillen niedergetreten haben, weil ſie befürchteten er möchte durch ſeine Beförderung ihr Glück oder das Glück ihrer Freunde hindern? Wollten ſie etwan zeigen, wie gelehrt ſie ſelbſt wären, da ſie die Unwiſſenheit dieſes Mannes lächerlich machten? Wie unrühmlich iſt ihr Sieg über einen ſolchen Ignoranten? ... Alſo war keine von dieſen die Urſache ihres feindſeligen Angriffs? Deſto ſtrafbarer ſind ſie, da ſie mit kaltem Geblüte einen Mann ſo lieblos würgen konnten, der ihnen gleichgültig ſeyn mußte. ... Aber warum ruhten ſie wenigſtens nicht nunmehr, da ſie ſahen, daß er dem ungeachtet auf gewiſſe Maaſſe ſein Glück gemacht hatte? Iſt es nicht wahr, nun arbeitete ihr Hochmuth an ſeinem Untergange? Ihre Abſicht war geweſen, dieſen Mann ſo verächtlich zu machen, daß ein jeder ſich des Umgangs mit ihm ſchämen ſollte: und doch gab ihm der Fürſt ein kleines Amt, und einen Rang. Das war ihrem Ehrgeize empfindlich. Die Welt würde an der Stärke ihres Witzes gezweifelt haben; dieſer würde der Welt nicht länger ſo fürchterlich geweſen ſeyn. Es war alſo nöthig, noch einen Angriff

griff zu wagen. Sie verdoppelten ihren Witz und ihre Bosheit. Und konnte denn dieses nicht anders geschehen, als wenn sie die Welt an den Stand und an die Thorheiten seines verstorbenen Vaters erinnerten? Die Fehler des Vaters sollten also noch den unschuldigen Sohn niederdrücken? Ihre Wut .... fallen sie mir nicht in die Rede! ihre Wut gieng so weit, daß sie ihm auch seine zufriedne Ehe vergällten. Was waren ihre grausamen Absichten, da sie die Aufführung seiner Frau der Stadt zum Gespötte machten? Vielleicht war sie mehr unvorsichtig, als strafbar; vielleicht erdichtete ihr tückischer Witz Laster, wo er nur Fehler fand. Aber diese Unglückselige war die Frau ihres Feindes; eines Feindes, der sie niemals beleidigt hatte. Sie störten ihn also in dem Vergnügen seines Ehestandes. Er mußte sich einer Frau schämen, die er geliebt hatte, von der er keine Untreue vermuthen konnte, die vielleicht die redlichste Frau gewesen war: aber dennoch mußte er sich ihrer schämen, weil ihm die ganze Stadt wegen seiner Frau verspottete. Ueberlegen sie nun einmal, mein Herr, was waren die schrecklichen Folgen ihres unmenschlichen Witzes? Sie scheinen noch darüber zu frohlocken, da sie unverschämt genug sind, mir alles mit einer so heitern, und zufriednen Miene zu erzählen. Sie haben gemacht, daß dieser Mann mit dem ersten Schritte, den er in die Welt that, um sein Glück zu machen, unsrer gelehrten Welt verächtlich wurde. Sie haben ihn an dem Fortgange seines Glücks gehindert. Er würde bey seinem Fleiße vielleicht ein geschickter Arzt geworden seyn: aber man trug Bedenken, sich einem Manne anzuvertrauen, dessen Name schon lächerlich war. Gleichwohl nöthigten ihn seine Umstände, von dieser Profession zu leben: Er ward also ein Quacksalber, durch dessen Hände so viele Unschuldige ihr Leben verlieren. Fällt es ihnen niemals ein, daß sie durch ihren wütenden Witz die erste Ursache aller dieser Mordthaten sind? Ich habe nicht Ursache zu zweifeln, daß seine Frau tugendhaft, und, wenn ich viel einräumen soll, nur nicht vorsichtig genug gewesen ist: we-

nigstens waren sie der erste, der ihre Aufführung der Stadt verdächtig machte. Dadurch verlor sie ihren guten Namen ohne Rettung. . . . Gut, ich will es zugeben, daß sie in den folgenden Jahren sich der größten Ausschweifungen auch öffentlich nicht geschämt hat: aber wer war sonst Schuld daran, als sie? Die Verzweiflung hat diese Unglückliche lasterhaft gemacht. Ihr guter Name war nun schon einmal auf ewig verloren. Sie gab sich vielleicht eine Zeitlang Mühe, durch ihre eingeschränkte Aufführung die Stadt eines bessern zu überreden: aber sie, Grausamer, liessen sie nicht aufkommen. Je vorsichtiger sie lebte, desto verdächtiger wußten sie ihre Vorsicht zu machen. Wie standhaft muß eine Frauensperson seyn, welche dennoch tugendhaft bleibt, wenn sie auch sieht, daß es ganz vergebens ist, die Welt von ihrer Tugend zu überzeugen! Sie sehen hier den kläglichen Beweis davon. Sie stürzte sich aus Verzweiflung in den Abgrund, aus welchem sie hernach nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Aller ihrer Verbrechen haben sie, eben sie, mein Herr, haben sich aller dieser schändlichen Ausschweifungen theilhaftig gemacht. Die Völlerey des Mannes ist auch eine betrübte Folge von ihrer Feindseligkeit. Er wollte sich der nagenden Gedanken von seiner Schande, und seiner unglücklichen Ehe entschlagen: War ein Mann von seiner Erziehung nicht zu entschuldigen, daß er dieses durch die Völlerey that? Noch eins, mein Herr, und zwar etwas, welches mir das Schrecklichste zu seyn scheinet: Zittern sie nicht, wenn sie an die unglücklichen Kinder dieser Ehe gedenken? Wer ist Ursache, denken sie einmal ernsthaft nach, wer ist die wahre Ursache ihres Verderbens? Niemand, als derjenige, der den Vater unglücklich, und die Mutter lasterhaft gemacht hat. . . Und bey dem allen können sie mich noch so ruhig ansehen; noch immer so zufrieden mit ihren Handlungen seyn? Wären sie wohl strafenswürdiger gewesen, wenn sie diesem Elenden gleich anfangs den Dolch in die Brust gestossen hätten? Wenigstens würde er auf diese Art, aller der Schande und

allem

allem Jammer entgangen seyn, worein er durch ihre Pasquille gestürzt worden ist. - - - Ja, allerdings, durch ihre Pasquille. Sie schämen sich des Namens eines Pasquillanten; und schämen sich doch nicht, ihn zu verdienen? Nun sind sie doppelt strafenswürdig, da sie ihre Unverschämtheit so weit treiben, daß sie ihre ehrenrührigen Schriften Satiren nennen. Entheiligen sie, Niederträchtiger, einen Namen nicht, welcher so einen wichtigen Theil unsrer Sittenlehre ausmacht, und dessen niemand würdig seyn kann, als wer ein Verehrer der Religion, ein Freund der Tugend, und ein Mensch ist! Durch ihren Misbrauch machen sie der Welt die Satire verdächtig. Man zittert vor der Satire, weil man sie nicht kennt, und weil man vor dem Pasqvillanten zittert. Die rächenden Gesetze - - - Nein, mein Herr, ich kenne nun ihre spottende Miene. Ich weis es gar wohl, daß sie das nicht im Ernste von mir bitten: aber, einer so anständigen Strafe sind sie auch nicht werth. Die jährliche Gedankensteuer von 100 Gulden, die sie mir anbieten, damit sie die Erlaubniß von mir lösen mögen, zu glauben, daß ihre Pasqville Satiren sind, daß ihre Wut Scherz, ihr würgender Unsinn gesalzner Witz, und ihr menschenfeindlicher Haß Liebe zur Wahrheit sey; dieser Vorschlag ist ein neuer Beweis ihrer verstockten Unbilligkeit. Ich überlasse sie der Züchtigung der Gesetze, und, wenn sie verwegen genug sind, auch diese zu trotzen, so überlasse ich sie der Empfindung ihres eignen Gewissens, welches Zeit genug ihr unerbittlichster Richter seyn wird. Aber das Einige will ich sie noch bitten: Halten sie diejenigen nicht für ihre Freunde, welche über ihren Witz lachen, oder ihnen gar Lobeserhebungen darüber machen. Man schmeichelt ihnen, wie man einem wütenden Hunde schmeichelt, daß er uns nicht zerreissen soll. So bald sie nicht mehr im Stande seyn werden, zu schaden; so bald werden sie sehen, wer ihre Freunde waren, und daß sie die ganze Welt verflucht. - - Wie, rasen sie! Nein, mein Herr, alle diese wilden Drohungen schrecken mich nicht! Ich weis ein Mittel, mich zu

vertheidigen. Nunmehr kennt ſie die Welt zu genau, als daß mir dieſe Drohungen fürchterlich ſeyn ſollten. Habet foenum in cornu! ⁂

Was geht denn ſie dieſes Sprüchwort an, mein Herr? Wer ſind ſie? und wer hat ihnen das Recht gegeben, mich mit geballter Fauſt zu überfallen? Ich ſehe ſie in dieſem Augenblicke zum erſten male, und ſie wollen glauben, ich habe ſie beleidigt? Kann man denn nicht von einem Ochſen reden, der Heu zwiſchen den Hörnern hat, ohne daß ſie dadurch beleidigt werden? Und dennoch drohen ſie mir in der Stellung eines Mannes, der den Verſtand in der Fauſt hat? Halten ſie an ſich, oder ich werde um Hülfe rufen! Zum wenigſten ſagen ſie mir nur ihren Namen; und aus welchem Dorfe ſind ſie? ⁂ O! mein Herr, ich bitte um Vergebung; das hätte ich mir nimmermehr träumen laſſen. Alſo ſind ſie ein deutſcher Kunſtrichter? Und dieſer handfeſte Schwarm, der mit aufgehabnen Fäuſten, und blökenden Zähnen ihnen beyzuſtehen droht; wer ſind denn dieſe? ⁂ auch Kunſtrichter! So errette mich der Himmel! Gnade, meine Herren! Ich will gern keine Gedankenſteuer von ihnen fordern: Nur laſſen ſie mich in Ruhe.

Wie unvorſichtig habe ich gehandelt, daß ich die Gelehrten aus ihren Löchern hervorgebannt habe! O! meine Herren, gehen ſie zurück; ich bitte ſie innſtändigſt, gehen ſie alle wieder zurück in ihre Studierſtuben. Die Meſſe iſt vor der Thüre; die Preſſen warten auf ihre gelehrten Schriften; bringen ſie die Nachwelt nicht um das Vergnügen, ihre Werke zu bewundern; eilen ſie der Unſterblichkeit mit ſtarken Schritten entgegen; nicht einen Augenblick dürfen ſie verſäumen.

Sie kehren ſich um; ſie verlaſſen mich; ſie eilen fort; ſie fliegen nach ihren gelehrten Winkeln zurück! Glückliche Nachwelt, die du von dieſem ſchreibenden Pöbel nichts erfahren wirſt! Und glücklich bin auch ich, der ich mich auf eine ſo gute Art von ihnen habe loswickeln können!

Da

Da ich mich zu weiter nichts anheiſchig gemacht, als nur eine Probe von meinem Gedankenſteuertarife zu geben; ſo werde ich nunmehro, wie ich glaube, dieſes Verſprechen zur Genüge erfüllt haben. Man kann aus dieſem Entwurfe die Abſicht und die Einrichtung des Ganzen wahrnehmen. Ich hoffe, die billige Welt wird mich hierinnen unterſtützen, da ich hiebey ohne den geringſten Eigennutz handle; da man ſieht, wie viel Thoren durch dieſe Gedankenſteuer gebeſſert, oder, wenn dieſes zu bewerkſtelligen auch nicht möglich wäre, wie es in der That ſchwer iſt, wie viel Nutzen zum wenigſten die Welt aus ihren Thorheiten ziehen; und wie viel andre Thoren, die aus Hunger unvernünftig geweſen ſind, durch dieſe Gedankenſteuer vernünftig gemacht werden können.

Es wird überflüßig ſeyn, daß ich mich weiter dabey aufhalte: Damit ich aber doch die Vortheile meines Projects in ein beſto deutlicheres Licht ſetze, ſo will ich eine Geſellſchaft beſchreiben, in der ich mich vor etlichen Monaten befand. Ich will zu einem jeden Charakter die Taxe ſetzen: Daraus wird man ſehen, was für erſtaunliche Summen in ganz Deutſchland zuſammen kommen müſſen, wenn meine Gedankenſteuer allgemein werden ſollte, da ſchon von der kleinen Geſellſchaft, in der ich war, der Beytrag ſo anſehnlich ausfällt.

Ich fuhr mit dem Marktſchiffe von Frankfurt nach Maynz. Da ich gewohnt bin, in unbekannten Geſellſchaften ſehr wenig zu reden, und ſehr gern viel zu hören; ſo ſetzte ich mich in einen einſamen Winkel, wo ich die meiſten der Geſellſchaft überſehen und hören konnte.

Ein Kaufmann, der mit Weinen handelte, war der erſte, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er trat eben in das Schiff, als ſich ein ſchreckliches Gelächter unter den Schiffern, und einigen von der Geſellſchaft erhob. Ich fragte eine Frau, die nicht weit von mir ſaß, nach der Urſache davon, welche mir antwortete: „Der Herr hätte „einen kleinen Spaß gemacht. Es werde was zu lachen

„ſetzen, da dieſer Herr bey uns wäre: er ſcheine auf guter „Laune zu ſeyn, und wenn er einmal anfange zu ſpaſſen, „ſo müſſe man vor Lachen berſten.„ Ich erſchrack ſehr über dieſe Nachricht, welche leider mehr als zu gegründet war. Der Kaufmann, welcher ſich auſſer ſeiner Lebhaftigkeit, auch dießmal witzig geſoffen haben mochte, trat bey dem Maſtbaume in die Höhe, und überſchüttete uns mit ſeinen unglücklichen Scherzen. Wortſpiele, ſchmuzige Zweydeutigkeiten, und andere Beluſtigungen des Pöbels waren der Innhalt ſeiner Erzählungen, welche immer mit einem beyfälligen Gelächter aufgenommen wurden. Ich merkte gar deutlich, daß er nur aus Ehrgeiz ein Narr war; denn wenn das Volk über ſeine Scherze nicht lachte, ſo ward er beſchämt, und verdoppelte ſeinen Unſinn, um den Zuhörern den Zweifel an ſeinem Witze zu benehmen. Dieſer Mann wird mir ein Anſehnliches in meine Caſſe bringen!

Für das Vergnügen zu glauben, daß er ein witziger Kopf ſey, ſoll er geben 2 fl. . .

Wenn er ſich einbilden will, daß man ihn bewundert, und nicht für das, was er eigentlich iſt, für einen Stocknarren hält; ſo kann er weniger nicht geben, als 1. fl.

Für eine jede Unfläterey, die er ſagt, um die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu ermuntern, zahlt er 1 Stüver. Ich habe auf dieſer Reiſe, dreyßig Zoten von Wichtigkeit gehört; dieſe thun zuſammen 30 Stüver.

Alle Wortſpiele, wenn ſie nur albern ſind, hat er frey; fallen ſie aber ins Grobe und Ungezogne, ſo zahlt er dafür halb ſo viel, als für eine Zote.

Lacht er zuerſt über ſeine Einfälle, wie er immer zuerſt lachte, ſo giebt er 1 Albus. Und weil ſich dieſes nicht ſo genau nachrechnen ließ, ſo rechne ich ihm für dieſe Freyheit ein für allemal an $1\frac{1}{2}$ fl.

Hebt er einen aus der Geſellſchaft heraus, ihn zu beleidigen, oder, wie er es nennt, ihn zu tummeln, ſo giebt er 4 Schillinge; es wäre denn, daß ihm dieſer mit ein paar Ohrfeigen antwortete: auf ſolchen Fall iſt er ſteuerfrey.

Ich

Ich habe fünfe von der Gesellschaft gezählt, mit denen er sich auf diese Art lustig machte, und dieses beträgt 3½ fl. Er war damals so vorsichtig, sich an niemanden zu wagen, von dem er eine reelle Antwort besorgen konnte.

Ich habe an ihm wahrgenommen: So oft es mit seinem Witze gar nicht mehr fort wollte, und auch nicht einmal die Schiffer mehr darüber lachten; so oft brachte er unvermuthet eine Anspielung auf eine Stelle der Bibel, oder einen verdrehten Spruch hervor. Es hatte allemal seine gehoffte Wirkung; und der Pöbel, vor dem er ausstund, wollte fast rasend vor Lachen werden, so oft er nach seiner Sprache zu reden, dergleichen Schwänke machte. Ich wollte wohl wünschen, daß ihn die Obrigkeit für dergleichen leichtsinnigen Muthwillen an den Kirchenpranger stellen möchte: Weil aber dieses nicht geschehen wird, und nicht füglich eingeführt werden kann, ohne die ansehnlichsten Gesellschaften um ihre witzigsten Köpfe zu bringen; so will ich auf diesen pöbelhaften Witz eine desto höhere Steuer legen. Ein solcher unanständiger Scherz wird mit ½ fl. bezahlt. Ich rechne ihm nach, daß er sich fünfmal damit geholfen hat; das thäte also 2½ fl.

Auf diese Art hätte ich von diesem einzigen Manne, in den wenigen Stunden, über 11 fl. bekommen. Nun rechne man selber nach, was dieses wohl in Deutschland auf ein ganzes Jahr betragen werde. Denn das glaube man ja nicht, daß nur allein auf meinem Schiffe ein Original von dieser Art sich befunden habe: fast in allen Gesellschaften der Handwerksleute, der Kaufleute, der Soldaten, giebt es dergleichen Originale; in Gesellschaften der Gelehrten, und in Antichambern herrschen solche witzige Köpfe; ja so gar, wenn nur zwanzig ehrwürdige Herren Confratres auf Kirchmessen zusammen kommen, so getraue ich mir, wo nicht eher, doch nach Tische, wenigstens einen unter ihnen zu finden, der es meinem Kaufmanne in der Art zu scherzen, und witzig zu seyn, gleich thun soll, wo er ihn nicht gar übertrifft.

Die Komödie dieſes Harlekins ward unvermuthet durch ein andächtiges Zwiſchenſpiel unterbrochen.

Eine bejahrte Frau fieng an, einen Pſalm zu ſingen. Ich war mit dieſer unzeitigen Andacht ſehr unzufrieden; denn ich befürchtete von dem Leichtſinne der meiſten in der Geſellſchaft, ſie würden eine neue Gelegenheit daher nehmen, über die Religion zu ſpotten: allein wider Vermuthen ward eine groſſe Stille auf dem Schiffe, obwohl dieſe Heilige niemanden fand, als zwo Weiber, und einen jungen Menſchen, die mit einſtimmten.

Der Pſalm kam zu Ende, und ſie ſperte ſchon das Maul auf, einen neuen anzufangen, als ein alter Officier von den fränkiſchen Kreistruppen zu ihr ſagte: „Aber, „Mutter, wie lange iſt es denn, daß du ſo fromm biſt?„ Die Geſellſchaft, welche das Singen ſchon lange überdrüſſig war, empfieng dieſen Einfall mit freudigem Geblöke; die Frau hingegen verſtummete. Der Officier machte ſich den Beyfall der Zuſchauer zu Nutze, und nachdem er etliche Millionen Teufel geſchworen hatte, ſo ſagte er: „Es trifft „doch immer ein: Junge Huren, alte Betſchweſtern.„ Er erinnerte ſie an vielerley Sachen, daran ſie vermuthlich nicht gern erinnert ſeyn wollte; aber am allerempfindlichſten war ihr dieſer Vorwurf, daß ſie bey zunehmenden Jahren eine Geſellſchaft von jungen Mädchen unterhalte, um von deren Schönheit zu leben, da ihre eigne Schönheit, wie er ſagte, zum Teufel gegangen wäre. Ich freute mich über die Angſt, welche dieſer beſchämten Betſchweſter auf dem Geſichte ſaß. Sie ſahe ſich verwirrt in der Geſellſchaft um, ohne im Stande zu ſeyn, dem Officier etwas anders zu antworten, als dieſes, daß ſie ihn einen alten Lügner, einen alten Hund, und dergleichen nannte, welches ihr böſes Gewiſſen noch mehr verrieth. Dieſer blieb auch ganz gelaſſen bey dieſen Schimpfwörtern, und begegnete ihr mit nichts, als der immer wiederholten Antwort: „Aber „Gott ſtraf mich, Mutter; was wilt du viel läugnen? „rechne einmal nach, wie viel du allein von mir verdient „haſt!

„hast!„ Hier verdoppelte sich das elende Lachen der Gesellschaft. Der Officier nahm diesen Beyfall für eine Aufforderung an, die Streiche zu erzählen, die er gespielt hatte; und wäre von allen auch nur die Hälfte gegründet gewesen, so war doch diese schon hinreichend, ihn vor den Augen der Gesitteten zum ungesittetesten Manne zu machen.

Ich hoffe, an diesen beiden Contribuenten ein paar einträgliche Kunden zu bekommen.

Die Frau will mit ihrer lärmenden Andacht die Schande ihrer ehmaligen Lebensart verbergen. Sie mag von der Abscheulichkeit ihrer Aufführung überzeugt seyn: allein sie hat entweder nicht Muth genug, oder sie ist schon gar zu boshaft, sich von derselben loszureissen. Ihre Jahre verhindern sie, selbst lasterhaft zu seyn; sie ist es nun durch andre, und verdoppelt so gar dadurch ihre strafwürdigen Laster, daß sie andere Mädchen verführt, und vielleicht unschuldige Personen in den Abgrund stürzt, aus dem sie sich nicht zu retten weis. Sie schämte sich vor sich selbst. Denn auch die lasterhaftesten haben gewisse Augenblicke, in denen sie vor sich erschrecken. Sie war, ihrer Frechheit unerachtet, ganz verwirt, da man ihr ihre Ausschweifungen zu eben der Zeit vorwarf, als sie sich den Namen einer frommen und erbaren Frau ersingen wollte. Sie fühlte den Werth der Tugend; sie wollte tugendhaft scheinen: aber sie war der Laster gewohnt, und hielt die Belohnungen der Tugend für zu ungewiß, als daß sie den gegenwärtigen Vortheil hätte aufgeben sollen, den sie von ihrer und anderer Ausschweifung zog. Alles dieses machte sie zur Heuchlerinn. Da sie mir gleich gegen über saß, so hatte ich Gelegenheit, sie, während ihres Singens, sehr genau zu bemerken. Weil sie zur Unzeit heilig seyn wollte: so war mir, gleich mit dem ersten Augenblicke, ihre Andacht verdächtig. Ich spähete alle Züge ihres Gesichtes aus. Sie spielte die Rolle einer Betschwester vortrefflich. Sie hieng ihren grauen Kopf bußfertig nach der linken Schulter; sie preßte die Seufzer mit einem heiligen Ungestüme aus der verstockten

Brust

Bruſt hervor; ſie drehte die Augen mit einer quakeriſchen Entzückung gegen den Himmel, einen Ort, der ihnen ganz fremde war; und zu einer andern Zeit überſahe ſie mit einem ehrgeizigen Blicke die Geſichter der Geſellſchaft, und ſuchte den Beyfall, welchen ſie wohl nicht fand, und den ſie doch durch ein heuchleriſches Ringen ihrer beſudelten Hände zu erzwingen ſuchte. Die ehrerbietige Stille der Geſellſchaft nahm ſie auf ihre Rechnung. Vermuthlich hatte ſie die Abſicht, durch einen neuen Pſalm noch einen Anfall auf unſre Hochachtung zu thun: Man kann auch wohl urtheilen, wie empfindlich es ihr ſeyn mußte, da ſie durch die Frechheit des Officiers ſo unerwartet in ihren ſtolzen Abſichten gehindert, und ſo ſehr gedemüthigt ward.

Aus dieſer Abſchilderung werden meine Leſer ziemlich im Stande ſeyn, zu errathen, wie die Taxe für dieſe Betſchweſter eingerichtet werden ſoll.

Für das heuchleriſche Kopfhängen ſoll ſie geben ½ fl.

Ein Seufzer koſtet 1 Schilling. Sie kann dieſes gar wohl zahlen, da ſie in ihrer Jugend durch verbuhlte Seufzer das meiſte Geld verdienet hat. Sie ſeufzete achtmal unter dem Pſalme, das thut - - 1½ fl.

Das Verdrehen der Augen bezahlt ſie mit 1 Stüver. Es war mir nicht möglich zu zählen, wie oft ſie dieſes that; ich will ihr alſo nur überhaupt - 1 fl. - abfodern.

Das Ringen der Hände muß ſie wenigſtens mit ½ Stüver verbüſſen, da es Urſache war, daß ſie während ihrer Andacht ſehr ungeberdig that. Sie ſoll wegen dieſes Satzes einmal für allemal geben - ½ fl.

So oft ſie uns für ſo einfältig hielt, zu glauben, daß wir ihre Gottesfurcht bewunderten, ſo oft hat ſie 1 Schilling verwirkt. Sie glaubte es wohl, ſo lange der Pſalm währte; ich will ihr aber doch die Zahlung nicht mehr, als einfach abfodern.

Da ſie ohne Zweifel durch ihre übertriebene Andacht ſich den Namen einer frommen Matrone auch in der Abſicht

ſicht erheucheln wollte, um künftig bey ihren Ausſchweifungen deſto ſicherer zu ſeyn; ſo ſtrafe ich ſie um - ½ fl.

Sie ſollte wohl nicht umſonſt ſo unbeſcheiden gegen den Officier geweſen ſeyn, und ein jedes Schimpfwort verdiente wenigſtens eine Pön von 1 Stüver. Allein zu geſchweigen, daß der Officier ſelbſt nicht beſcheiden gegen ſie verfuhr, und eben nicht ſo empfindlich darüber zu ſeyn ſchien; ſo will ich ihr die Strafe auch um deßwillen erlaſſen, weil ſie in der größten Verwirrung ſich befand, und dieſe pöbelhafte Art, ſich zu vertheidigen, die deutlichſte Sprache eines böſen Gewiſſens war.

Alſo bekäme ich von dieſer Betſchweſter zu meiner Gedankenſteuer überhaupt 4 fl. und noch etwas drüber; und dieſes binnen einer Zeit von zehen Minuten. Was werden nicht unſre Betſchweſtern im ganzen Lande, binnen einem Jahre, erlegen müſſen!

Der Officier war gleich das Widerſpiel von dieſer Heuchlerinn und dennoch eben ſo lächerlich, und eben ſo ſtrafbar. Aus Ehrgeiz wollte jene fromm ſeyn; und dieſer war leichtſinnig aus Ehrgeiz. Er warf ihr vor, daß ſie der Jugend Gelegenheit gegeben hätte, auszuſchweifen, und um deßwillen gab er ihr die ſchändlichſten Beynamen: gleichwohl hielt er es nicht für ſchändlich, zu geſtehen, daß er für ſein baares Geld an dieſen Ausſchweifungen Theil genommen habe. Er beleidigte die übrige Geſellſchaft beſonders dadurch, daß er uns für ſo ungeſittet hielt, zu glauben, wir würden ihn wegen ſeiner vormaligen Aufführung bewundern. Sein Alter machte dieſe Thorheit noch ſtrafbarer. Wie viel ſollen wir einem jungen Officier zu gute halten, wenn ein alter Mann, den die Sünde verlaſſen hat, ſich ſo unanſtändig aufführt? Es iſt ein Unglück, daß junge Helden ſehr oft ſo unrichtige Begriffe vom Muthe, von einer männlichen Freyheit, und von dem Wohlſtande ihres Amtes haben: aber deſto gefährlicher iſt ihnen das Exempel eines alten Officiers, welcher Kenntniß der Welt, Erfahrung, Tapferkeit, und vielleicht viele Tugenden, aber kei-

ne

ne Sitten hat. Es kostet ihnen die wenigste Mühe, es ihm in dieser letzten Eigenschaft gleich zu thun; aber sie vergessen, daß dieses ein Fehler ist, den man ihm wegen seiner übrigen Tugenden zu gute hält, und mit seiner schlechten Erziehung entschuldigt. In Ansehung dieses Umstandes will ich auch mit unserm Officier billig verfahren. Er soll für alle Thorheiten, die er auf der Reise begieng, mehr nicht, als das halbe Tractament von einem Monate bezahlen. Es wird ungefähr 7½ Gulden betragen. Ich schenke ihm noch also alle Flüche, die er that, und die er sehr häufig that, ohne es zu wissen, weil er sie schon als Musketier gewohnt gewesen war.

Binnen der Zeit, da der Officier seine witzigen Grobheiten gegen die alte Betschwester vorbrachte, merkte ich, daß man mich etlichemal beym Aermel zupfte. Ich war zu aufmerksam, als daß ich mir die Zeit hätte nehmen sollen, mich umzuwenden: endlich faßte man mich bey der Hand, und ich sahe mich um. Es war ein junger Mensch, den ich noch für einen Schüler hielt, der aber, wie ich bald darauf aus seinen Reden vernahm, ein junger Richter, und ein Mitglied einer gar ansehnlichen Gesellschaft zu - - war. „Was halten sie, mein Herr, von dieser iniuria verbali?„ Und ohne mir Zeit zu lassen, ihm zu sagen, was ich davon hielte, fuhr er mit der praktischen Geschwätzigkeit eines jungen Richters also fort; „Ich möchte der Advocat von die„ser Frau seyn. Zwar, wegen der Unkosten, sieht es auf „beiden Seiten mißlich aus: O; da muß wohl Rath wer„den. Fiat Executio! Ich habe den casum etlichemal in „terminis gehabt . . Warum sehn sie mir so steif ins „Gesicht? Ich habe drey Jahr in Franecker und ein Jahr „in Rinteln studirt, und ohne Ruhm zu melden . . aber „ich will weiter nichts sagen. So bald ich nach Hause kam, „heirathete ich die Tochter eines bey uns angesehenen Man„nes, welcher mir seine Stelle abtrat. Es geht schon in „den fünften Monat, daß ich Beysitzer in diesem Gerichte „bin. Sie können nicht glauben, mein Herr, was für Igno-

„ranz

„ranz unter den alten Graubärten, meinen Herren Colle-
„gen, herrscht. Gar keine Principia, nicht die geringsten!
„Lauter Schlendrian! Aber ich sage ihnen auch meine Mey-
„nung deutsch heraus. Es macht mir allerdings sehr viel
„Verdruß; aber ich kann mir nicht helfen. Meine Schuld
„ist es gar nicht, daß diese alten Männer so unwissend sind:
„doch können sie auch mir es nicht übel nehmen, daß ich,
„ohne mich zu rühmen, gelehrter und einsehender bin. Es
„ist wahr, so oft ich eine Meynung vorbringe, so oft wi-
„dersprechen sie mir alle; aber dafür lasse ich ihnen auch nie-
„mals Recht. Was meynen sie wohl: Ich will ihnen ein-
„mal einen Casum proponiren.„ Hier ward mir angst,
und ich sann auf ein Mittel, mich von Ihro Hochweisheit
loszumachen. Ich fand es bald . . „Geben sie einmal
„Achtung, mein Herr, der Casus ist sonderbar! Aber eins
„muß ich vorher erinnern. Sie wissen den Huber . .„
O! mein Herr, sagte ich, den kenne ich recht wohl; was
macht der ehrliche Mann? Ich habe ihm noch in voriger
Messe abgekauft . . „Wem? fragte er mich mit weit
„aufgesperrten Augen; dem Huber? Der Mann ist ja lan-
„ge todt. Er war ein grosser Rechtsgelehrter in Fran-
„cker!„ So bitte ich um Vergebung, mein Herr; ich glaub-
te, sie meynten den Kaufmann in Frankfurt, von dem ich
meine Haarsiebe nehme. Der gute Richter sahe mich von
neuen mit Erstaunen an. „Sind sie denn kein Gelehrter,
„mein Herr?„ O! nein, mein Herr, antwortete ich ganz
demüthig und schüchtern; ich bin ein ehrlicher Schneider
aus Sachsenhausen . . . Das war ein Donnerschlag
für meinen weisen Richter, welcher vermuthlich in Willens
gehabt haben mochte, mir noch viele juristische Weisheit
vorzupredigen. Nun sah er mich mit der Verachtung an,
mit welcher Gelehrte seiner Art auf Handwerksleute herab-
sehen: und nachdem sein Hochmuth es mich genug hatte
empfinden lassen, daß er ein Richter, und ich, wie er glaub-
te, nur ein armer Schneider war, so sprach er endlich mit ei-
ner trotzigen Miene: „Aber, mein Freund, das hätte er
„gleich

„gleich sagen können, daß er ein Schneider ist; ich würde „mir nicht haben einfallen lassen, mit ihm von gelehrten Sa„chen, und so vertraut, zu reden!„ Ich beugte mich tief, und freute mich, daß ich Gelegenheit gehabt hatte, einen neuen Narren kennen zu lernen, und zwar einen so ergiebigen Narren, den ich auf vielerley Art bey meiner Gedankensteuer nutzen kann.

Die Verwegenheit, die er gehabt, das wichtige Amt eines Richters in denen Jahren zu übernehmen, in welchen er noch billig, mit dem Buche unter dem Arme, in die Schule hätte gehen sollen; die dreiste Geschwätzigkeit, mit seiner wenigen und unvollkommenen Wissenschaft alle Gesellschaften zu übertäuben; die Begierde, über alle Vorfälle seine entscheidenden Gedanken zu sagen; die Empfindlichkeit, die er äusserte, wenn man an seiner Weisheit und Unfehlbarkeit zweifeln wollte: alle diese Thorheiten werden mir ein ansehnliches Stück Geld einbringen; denn ihm wird es unmöglich seyn, sich solche abzugewöhnen, und mir soll er sie theuer genug bezahlen.

Aber am allerstärksten soll er die thörichte Unverschämtheit büssen, die er hat, seinen erfahrnen und einsehenden Collegen so muthwillig zu widersprechen, und sie gegen andre, die es von ihm nicht einmal zu wissen verlangen, für Männer ohne Einsicht, und für eigensinnige Ignoranten auszuschreyen. Diesen jungen Stolz werde ich um so viel mehr exemplarisch strafen, da er so viele schädliche Folgen hat, und, nicht allein bey uns, sondern, wie ich erfahre, auch in Sachsen und in andern Ländern unter denen so allgemein ist, welchen man aus guter Absicht, einen leeren Platz in der Versammlung der Richter und Räthe gönnt, um das zu hören, was sie auf Universitäten unmöglich hören konnten, und aus der Erfahrung ihrer einsehenden Collegen diejenige Geschicklichkeit zu erwerben, die man von ihrer flüchtigen und unerfahrnen Jugend nicht verlangte. Aber gemeiniglich verstehen diese wohlweisen Knaben die Absicht der Obern ganz unrecht. Sie strotzen von dem Ueberflusse einer übel-

verdauten

verdauten Schulweisheit. Sie sehen ihre Collegen für Zuhörer, und ihren Stuhl für den Katheder an, auf welchem sie gewohnt gewesen sind, einige aufgegebne Sätze gegen Mitschüler hartnäckig zu vertheidigen. Sie vergessen, daß sie nur die Anfangsgründe der Rechtsgelehrsamkeit erlernt haben, welche allererst die Erfahrung brauchbar machen muß. Es ist sehr zu besorgen, daß ihnen diese eitlen Vorurtheile eine beständige Hinderung bleiben müssen, sie durch eine bescheidne Lehrbegierde zu geschickten, und dem Vater.ande nützlichen Männern zu machen, da sie das Unglück haben, zu glauben, daß sie es bereits sind. Man hat zwar Exempel, daß ein junger Richter, der in den ersten zwey Jahren voll von seiner neuen Weisheit, braust, im dritten Jahre zu verstummen anfängt, weil er seine Unwissenheit fühlt: allein diese Exempel sind so gar häufig nicht, daß ich wegen der schädlichen Folgen ihrer unreifen Gelehrsamkeit und pedantischen Eigenliebe ausser Sorgen seyn sollte. Ich werde mir also künftig, bey völliger Einrichtung meiner Gedankensteuer Mühe geben, sie in Contribution zu setzen, daß sie es fühlen. Für meinen Reisegefährten aber hatte ich ungefähr diesen Ansatz gemacht.

Für die Begierde, die ihn juckte, mir zu sagen, daß er ein Richter sey, bezahlt er = = 4 fl. =

Er ward empfindlich, daß ich ihm so steif ins Gesicht sah, weil er glaubte, ich zweifelte an seiner Einsicht, und an seinen Verdiensten. Er hatte Recht; aber weil er seinen Stolz dabey verrieth, so giebt er = 1 fl.

Dafür, daß er glaubt, er sey wegen seiner Verdienste zu diesem Amte gewählt worden, da er doch nur durch die Frau in diese Stelle eingedrungen ist, soll er erlegen = ½ fl.

Fünf Monate hält er für zureichend, auf seine Erfahrung zu trotzen. Es verräth dieses seine erstaunende Unwissenheit. Für jeden Monat zahlt er einen Gulden, und fährt damit so lange fort, bis er klüger wird.

Für einen jeden Vorwurf, den er seinen erfahrnen Collegen macht, büßt er 1 Schilling.

Ein casus in terminis kostet 1 Schilling.

Die Narrheit soll er vor diesesmal umsonst begangen haben, daß er mich so trotzig verachtete, als ich ihn beredete, ich sey ein Schneider. Es konnte ihm freylich nicht anders, als höchst empfindlich seyn, da er so grosse Anstalten machte, mit seiner juristischen Weisheit zu paradiren, und den demüthigen Beyfall eines Mannes zu verdienen, von dem er erfahren mußte, daß er nur ein unwürdiger Handwerksmann sey.

Nach diesen Sätzen und einem genauen Ueberschlage, den ich gemacht, hätte ich also von ihm binnen einer Zeit von fünf Minuten verdient 7 fl.

Durch dergleichen Betrachtungen suchte ich mir die Unannehmlichkeit der Reise und der schlechten Gesellschaft zu erleichtern. Inzwischen waren wir in die Gegend gekommen, wo ich wegen meiner Geschäffte ans Land steigen mußte. In der That verließ ich das Schiff sehr ungern, da ich unter dem Haufen bereits einige Originale bemerkt hatte, die ich wohl etwas genauer hätte kennen mögen.

Unter vielen andern fiel mir ein junger Mensch am meisten in die Augen, welcher nur zwo Stellen von mir in einem dunkeln Winkel saß, den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte, immer mit sich selbst sprach, bisweilen die Augen gen Himmel richtete, manchmal mit den Füssen stampfte, und anders nicht die misvergnügte Mine ablegte, als wenn er durch ein bittres Lächeln seine Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Einige Tage darauf erfuhr ich, daß er der Sohn eines bemittelten Kaufmanns sey, daß er bey einem ganz gesunden Körper, bey reichem Ueberflusse, bey aller Bequemlichkeit, die das menschliche Leben wünschen kann, und, was das lächerlichste ist, bey einem wirklich vergnügten Herzen dennoch die Thorheit begehe, sich krank, milzsüchtig, und mit der ganzen Welt unzufrieden zu stellen, und alles dieses nur in der Absicht, um in Gesellschaften bemerkt zu werden. Er hat diese Rolle in London gelernt, wo er sich etliche Monate aufgehalten: aber er ist eine eben so unglückliche Co-

pie

pie von einem schwermüthigen Engelländer, wie viele unsrer abgeschmackten Landesleute närrische Copien eines lebhaften, und gaukelnden Franzosen sind, welchen sie sich bey ihrem kurzen Aufenthalte in Paris zum Originale gewählt haben. Diese hüpfen und pfeifen, wenn sie am meisten Ursache haben, ernsthaft, oder traurig zu seyn: und jener wird gemeiniglich zu der Zeit, wo er am wenigsten Ursache hat, misvergnügt zu seyn, und wo er es auch in der That am wenigsten ist, dennoch am meisten vom Erhängen und Erschiessen reden. Noch zur Zeit bin ich ungewiß, wer von beiden der größte Narr ist: aber, ohne es weiter zu untersuchen, will ich mir beider Thorheit zu Nutze machen.

Vor mir sassen zween Kaufleute, welche, wie ich aus ihrem eifrigen Gespräche abnehmen konnte, sehr unzufrieden mit ihrer Obrigkeit waren. Sie eiferten heftig wider einige erhöhte Auflagen; sie seufzeten über den Verfall der Nahrung, über theure Zeiten, über Mangel des Silbergeldes, und über die grosse Verschwendung: denn, in ihrer Jugend ward ganz anders gewirthschaftet, und da konnte man doch einen Thaler Geld zurück legen.

Ich werde sie bey meiner Gedankensteuer gewiß nicht vergessen. Sie überlegen nicht, daß die Obrigkeit besser, als sie, einsehen muß, was zum Besten des Staats erfodert wird. Gemeiniglich eifert niemand so sehr, als der Kaufmann, über die erhöhten Auflagen, und er bedenkt nicht, daß man die Handlung vornehmlich um deßwillen in Aufnahme zu bringen sucht, damit der Staat Bürger habe, welche von ihrem Ueberflusse dasjenige abgeben können, was zu Beschützung des Landes, und zu Erhaltung der innerlichen Sicherheit unentbehrlich ist. Die Seufzer über den Verfall der Nahrung sind oft ungegründet, und gemeiniglich nur eine Folge ihres Geizes, und des Neides über die bessre Nahrung andrer Häuser. Ueber den Mangel des guten Geldes können sie nicht klagen, ohne zugleich ihren eigennützigen Wucher zu verdammen, der an diesem Mangel die meiste Schuld hat. Eben so ungerecht sind

ihre Klagen über die Verschwendung. In der That würde es sehr schlecht um die Handlung aussehen, wenn die Welt anfienge, sparsam zu seyn, und sich nur mit dem Nothdürftigen zu behelfen. Leute von dergleichen ungegründeten Vorurtheilen glauben immer, die meiste Einsicht in Sachen zu haben, die den Staat und die Handlung angehen. Diese Thorheit giebt mir das Recht, sie zu meiner Gedankensteuer zu ziehen, wenn sie noch länger die Erlaubniß haben wollen, so patriotisch zu murren.

Beym Eingange des Verdecks saß ein junger Mensch, welcher, wie ich aus seiner Kleidung vermuthen konnte, sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Gleich sein Eintritt in das Schiff fiel mir in die Augen, weil er mehr gekrochen, als gegangen kam. Er setzte sich ganz schüchtern auf den ersten Platz, den er ledig fand, und schien die ganze Gesellschaft wegen seiner Gegenwart um Vergebung zu bitten. Nur selten schlug er die Augen auf; die übrige Zeit saß er so ängstlich und gebückt, wie ein Schüler, der sich vor den Streichen seines erzürnten Lehrers fürchtet. Eine Tugend, die zu sehr in die Augen fällt, ist mir allemal verdächtig gewesen: um deßwillen war es mir auch diese allzugrosse Bescheidenheit. Destomehr gab ich auf ihn Acht. Ich fieng an, mich seinetwegen zu beruhigen, da ich die Unzufriedenheit merkte, die er über den abgeschmackten Witz des Weinhändlers äusserte. Beym Gesange der Berschwester war er die einzige Mannsperson, die mit einstimmte; dieses vergab ich seinem Stande. Er schien bey den Vorwürfen, die der Officier dieser Frau machte und bey der ungeschickten Vertheidigung der Heuchlerinn sehr empfindlich zu seyn, und beide zu misbilligen: mit einem Worte, ich fieng an, mich zu freuen, daß ich einen jungen Menschen sehen sollte, dessen Demuth, Bescheidenheit, und gute Sitten dem Amte, für das er bestimmt war, viel Ehre und Vortheile zu versprechen schienen. Bey der Unterredung mit dem jungen Richter hatte ich ihn aus dem Gesichte verloren; ich würde auch vielleicht

nicht

nicht weiter an ihn gedacht haben, wenn ich ihn nicht beym Aussteigen aus dem Schiffe in einem mehr entfernten Winkel mit einer unanständigen Vertraulichkeit neben einer jungen Frauensperson erblickt hätte, welche, wie mir der Schiffer sagte, für eine Tochter der alten Betschwester ausgegeben ward. Nun kannte ich den jungen Tartüffe. Da er mich in Ansehung seiner verstellten Sittsamkeit betrogen; so hatte ich Ursache zu fürchten, daß seine Bescheidenheit und Demuth eben so geheuchelt wären. Ich bedauerte diejenigen im voraus, welche künftig in einer genauern Verbindung mit ihm stehen sollen. So kriechend und schüchtern er gegenwärtig zu seyn scheint; so unerträglich wird seine Eigenliebe, und sein geistlicher Hochmuth seyn, welcher desto gefährlicher ist, da er die Ehrenbezeugungen niemals für sich, sondern allemal für sein Amt fodert. Kann man wohl von ihm hoffen, daß seine Aufführung exemplarisch seyn wird? Anfänglich wird er sich alle Ausschweifungen verstatten, die er geniessen kann, ohne verrathen zu werden: endlich aber wird er mit weniger Vorsicht lasterhaft seyn, da ihn die Gewohnheit unverschämt und sicher macht. Ich will dafür sorgen, daß er nicht umsonst hochmüthig und lasterhaft sey. Er und seine ihm ähnlichen Collegen können die Erlaubniß, ehrwürdig zu heissen, nicht theuer genug bezahlen.

Auf ein Wort, nur auf ein einziges Wort, Herr Panssa, rief mir eine bekannte Stimme zu, da ich schon den einen Fuß aus dem Schiffe gesetzt hatte. Ich sahe mich um, und erblickte den alten Bürgermeister aus meinem Städtchen, welcher das gewöhnliche Unglück hat, zu reimen, und dabey zu glauben, daß er ein Poet sey.

Er war sehr erfreut mich zu sehen, da er mich hier am wenigsten vermuthet hatte. „Sehen sie, Herr Panßa: „Monumentum aere perennius! „und wies mir einen grossen Stoß gedruckter Glückwünsche auf den Geburtstag eines seiner Gönner in Maynz, wohin er itzo reiste, um sie ins Geld zu setzen. Er wollte sie mir vorlesen; allein ich

ſchüßte meine Eilfertigkeit vor. Das half mir nichts; er vertrat mir wirklich den Weg, und fieng an auszupacken. „Ich kann ihnen nicht helfen, ſagte er; das Carmen müſſen „ſie anhören, wenn ſie mein Freund ſeyn wollen.„ Ich verdoppelte meine Vorſtellungen, ihm begreiflich zu machen, wie nöthig es ſey, zu eilen; der Schiffer fluchte ihm etliche Donner in den Bart, daß er das Schiff nicht aufhalten ſollte; ich verſuchte, ob ich mir den Weg mit einiger Gewalt frey machen könnte: aber alles vergebens.

Geprieſner Mäcenat! Itzt, da das Purpurlicht
Dort aus Aurorens Schoos ſ ſ ſ

So fieng er wirklich ſchon an zu leſen. Ich drängte ihn auf die Seite, und floh; aber unglücklicher weiſe gleitete ich von dem Brete ins Waſſer, da ich nicht wahrgenommen hatte, daß er mich bey dem Rocke feſt hielt. O! ihr Götter! rief er. Aber der Schiffer reichte mir die Hand, und ich ſprang ans Ufer, ohne mich weiter umzuſehen; ſo erſchrecklich war mir der Gedanke, daß er mir mit ſeinem Bündel Verſe nachſetzen möchte. Aber er ſoll mir dieſe Angſt bezahlen: denn da er ein Dichter ſchon bey Jahren iſt, ſo habe ich das Recht, ihn bey meiner Gedankenſteuer doppelt anzuſetzen.

Ich habe durch dieſe kurze Reiſebeſchreibung eine Gelegenheit geſucht, meinen Leſern eine Probe zu geben, wie einträglich dieſe Gedankenſteuer ſeyn wird. Wir wollen einmal annehmen:

11 fl. der Weinhändler.
4 fl. die Betſchweſter.
7⅔ fl. der Officier.
7 fl. der junge Richter. Die andern will ich nur in einen ungefähren Anſchlag bringen.
6 fl. der Unzufriedne. Es iſt nicht zu viel, wenn man bedenkt, wie viel Mühe er ſich giebt, lächerlich zu ſeyn.
20 fl. die beiden murrenden Kaufleute.
2 fl. der junge Tartüffe.
1 fl. der Gratulante. Der böſe Mann ſollte wohl mehr

ge-

geben, da er mich mit seinen Versen ins Wasser gejagt hat; aber er muß Weib und Kind von seinem Witze ernähren, und ich weis, daß sein gepriesner Mäcenat sehr karg ist; darum dauert er mich. Alles dieses macht zusammen . . . 58½ fl.

Nun bedenke man einmal: wenn eine so kleine Gesellschaft von neun Contribuenten, binnen einer Zeit von wenigen Stunden so viel beysteuern soll; was für unsägliche Summen wird es ein Jahr über in ganz Deutschland ausmachen? Ich bin vor Freuden ganz ausser mir, daß ich einen so glücklichen Einfall gehabt habe, diese Gedankensteuer in Vorschlag zu bringen. Wie viel tausend Mitbürger, für die niemand bisher gesorgt hat, werde ich künftig von der Thorheit anderer ernähren können!

Hier könnte ich schliessen; aber ich muß noch auf einen Einwurf antworten: Ist es wohl iemals möglich, diese Gedankensteuer wirklich einzuführen, da es nicht möglich ist, die Gedanken anderer zu wissen, und da die Menschen gemeiniglich ihre Einbildungen, je lächerlicher sie sind, desto sorgfältiger zu verbergen wissen?

Vielleicht hätte ich gar nicht nöthig, mich auf diese Frage einzulassen. Ein Projectmacher entwirft den Plan; er macht weitläuftige Berechnungen von den grossen Einkünften, welche die Casse davon zu erwarten hat: mehr darf man von ihm nicht verlangen. Ob es eine Möglichkeit sey, diesen Plan einzuführen? das ist seine Sache nicht; dafür mögen andre sorgen: genug, sein Project steht richtig berechnet auf dem Papiere.

Aber ich bin meiner Sachen so gewiß, daß ich mehr antworten will, als man berechtigt ist, mich zu fragen.

Der obige Einwurf schickt sich nicht auf alle Fälle. Viele Handlungen der Menschen brauchen gar keine Erklärung. Viele Menschen sind nicht im Stande, oder geben sich doch keine Mühe, ihre Gedanken zu verbergen. Was soll ich von den Werken der Schriftsteller sagen? Sie lie-

gen am Tage, und mein Tarif soll so deutlich seyn, daß ein jeder Leser die Taxe selbst beysetzen kann. Die Strafe des viersachen Ersatzes wird meine Contribuenten noch mehr abhalten, ihre Gedanken zu läugnen. Aber ich glaube, daß ich nicht einmal nöthig haben werde, zu strafen, da es für die Eitelkeit der Menschen so vortheilhaft ist, daß sie für eine so geringe Beysteuer sich das Recht lösen können, ungehindert, und ohne Widerspruch Thoren zu seyn, und die Welt, sie mag wollen, oder nicht, zum Beyfalle zu zwingen. Da es aber doch geschehen kann, daß es Leute giebt, welche sich verstellen, und zu Bevortheilung meiner Gedankensteuer, durch verschiedne Umwege den Beyfall der Welt zu erschleichen suchen; so habe ich schon Anstalt gemacht, diesen Contrebandierern Einhalt zu thun. Ich will nämlich Gedankenfiscale setzen. Das sind Leute, die aus den Unterredungen mit andern, so gar aus ihren Mienen, aus ihrem Gange, aus ihrer Kleidung, die innersten Bewegungen des Herzens entdecken sollen. Für einen aufmerksamen Zuschauer, und für einen Menschen, der die Welt kennt, ist dieses so schwer nicht, als vielleicht manche glauben. Und was will man dazu sagen, wenn ich beweise, es sey die angenehmste Beschäfftigung vieler Menschen, wenn sie, ob sie gleich oft sich selbst nicht kennen, dennoch die kleinsten Handlungen, und die Gedanken andrer sehr sorgfältig ausspähen, und, daß sie solche entdeckt haben, mit vieler Zuversicht behaupten? Durch eine vorsichtige Wahl der Personen, die ich zu Gedankenfiscalen bestätigen will, werde ich mir die Sache noch leichter machen. Ich werde Leute darzu nehmen, welche neugierig und argwöhnisch sind, welche in ihrem Hause wenig Geschäffte, und also mehr Zeit haben, auf die Handlungen anderer Acht zu geben. Zwo Gattungen der Menschen, werden mir hiezu am besten dienen können: Frauenzimmer von einem gewissen Alter, die sich in jüngern Jahren mit allen Fehlern ihres Geschlechts bekannt gemacht haben, gegen welche sie bey zunehmenden Jahren ganz unerbittlich sind; und Gelehrte, welche der Welt ihre

re periodiſchen Betrachtungen über Staatsſachen mittheilen. Da dieſe mit ihren ſcharf urtheilenden Blicken bis in die geheimſten Cabinette der Prinzen dringen; ſo wird es ihnen nur ein Spiel ſeyn, die Gedanken ihrer Mitbürger zu entdecken.

Aber hiebey will ich es noch nicht bewenden laſſen. Ich will über die Geſchicklichkeit, die Gedanken anderer zu erforſchen, eine Abhandlung in ſyſtematiſcher Ordnung entwerfen, und öffentlich darüber leſen.

Der Plan zu dieſer Unterweiſung, die Gedanken andrer zu errathen, oder, daß ich mich, nach der Mode unſrer Zeit, etwas kunſtmäßiger und dunkler ausdrücke, der

Plan
zu dieſer
Noematokataſkopologie

iſt ungefähr folgender:

Erſtes Buch.

Capitel I. Vom Menſchen.

Cap. II. Von den Gedanken der Menſchen überhaupt.

Cap. III. Ob es Menſchen giebt, welche gar nicht denken? Dieſes Capitel wird etwas weitläuftig, aber auch von dem größten Nutzen ſeyn. Ich nehme mich darinnen beſonders der Frauenzimmer, welche man ſchöne Statuen nennet, verſchiedner witziger Schriftſteller, und endlich einiger un-

unſrer tiefſinnigſten Philoſophen mitleidig an, von welchen allen man bisher in der liebloſen Meynung geſtanden, daß ſie gar nicht dächten.

Cap. IV. Warum einige ihre Gedanken ſo ſorgfältig verbergen? Ich habe hier die Anmerkung ausgeführt, daß die meiſten Menſchen ſich mehr vor andern, als vor ſich, ſchämen.

Cap. V. Daß dieſe Gewohnheit, im Verborgnen zu denken, für die Eigenliebe des Menſchen ſehr bequem und vortheilhaft ſey.

Cap. VI. Von dem Schaden, den die menſchliche Geſellſchaft davon hat.

Der Menſch gewöhnt ſich dadurch an eine Eitelkeit, die hernach weder glimpfliche Vorſtellungen, noch bittre Demüthigung ausrotten können.

Er fängt an, andre zu verachten.

Er giebt ſich keine Mühe, die Vollkommenheiten wirklich zu erlangen, die er ſchon zu beſitzen glaubt.

Cap. VII. Wie nöthig es alſo ſey, die Menſchen in dieſen ſanften Träumen ſchmeichelhafter Eigenliebe zu ſtören.

Cap. VIII. Viele wichtige Einwürfe wider die Möglichkeit eines ſo rühmlichen Unternehmens.

Cap. IX. Der Autor geſteht aufrichtig, daß er nicht im Stande ſey, dieſe Einwürfe zu beantworten.

Cap. X. Der Autor erzählt eine merkwürdige Geſchichte, die ihn auf den Einfall gebracht hat, von den thörichten Einbildungen der Menſchen einigen Nutzen für das gemeine

meine Weſen zu ziehen, da er es faſt unmöglich gefunden, ſie auszurotten.

Cap. XI. Ein patriotiſcher Seufzer!

Zweytes Buch,

enthält den Tarif.

Drittes Buch.

Cap. I. Von den Mitteln, die geheimen Einbildungen der Menſchen zu entdecken.

Cap. II. Von der Verrätherey der Augen überhaupt.

Cap. III. Vom Unterſchiede zwiſchen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches mit Empfindung liebt, und es verbergen will; und zwiſchen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches nicht liebt, und nur coquettiret.

Cap. IV. Dreyßig Folgerungen daraus für meine Gedankenſteuer.

Cap. V. Wie die Blicke eines bejahrten Frauenzimmers ausſehen müſſen, wenn man daraus ſchlieſſen ſoll, ob ſie aus Hochmuth, oder aus Freundſchaft, oder aus Wolluſt ihr Alter vergißt.

Cap. VI. Vom frommen Liebäugeln einer alten Betſchweſter.

Cap. VII. Vom Unterſchiede ihrer Seufzer, welche ſie über

über das Andenken der vergangnen Zeiten, oder welche ſie über die itzige verderbte Zeit ausſtößt.

Cap. VIII. Von den verſchiednen Arten des Lächelns.

Vom abgeſchmackten Lächeln eines Stutzers.

Vom witzigen Lächeln eines Hofmannes.

Vom vornehmen Lächeln eines Pedanten.

Vom gefährlichen Lächeln eines Kunſtrichters, bey Leſung einer fremden Schrift.

Vom nichts bedeutenden Lächeln eines Mäcenaten.

Vom unerträglichen Lächeln eines Ehrgeizigen, wenn er von ſeinen Fehlern redet.

Was es bedeutet, wenn ein Wuchrer lächelt.

Von verſchiednen andern Arten des Lächelns, und was man daraus auf den Charakter der Perſon ſchlieſſen kann.

Cap. IX. Von den Mienen überhaupt. In dieſem Capitel wird dasjenige nachgeholt, was in den vorigen Abſchnitten nicht berühret werden können.

Von den wichtigen Mienen.

Von der zerſtreueten Miene eines Menſchen, der gar nichts zu denken, und nichts zu verrichten hat, und doch gern geſchäftig ausſehen möchte.

Geſchichte von den drey Mienen: oder, Beurtheilung eines Menſchen von ſchlechter Erziehung, und einem boshaftigen Herzen. Es iſt darinnen eine genaue Abſchilderung, wie ſeine kriechende Miene ausſahe, da er ſich durch Niederträchtigkeit in ein wichtiges Amt einzuſchleichen ſuchte; von der trotzigen, und doch unruhigen, und tükkiſchen Miene, die ſeinen Hochmuth, ſeine liebloſe Undienſtfertigkeit, und die Begierde andern zu ſchaden, verriethen, ſo lange er in dieſem Amte war; und endlich von der ängſtlichen, und ſcheuen Miene eines folternden Gewiſſens zu der Zeit, wo ihn ſeine Ungerechtigkeiten geſtürzt, und auſſer Stand geſetzt hatten, weiter zu ſchaden. Dieſer Abſchnitt iſt beſonders wegen der vielen hiſtoriſchen Noten erbaulich, die ich

zu

zu mehrerer Erklärung dieſer lehrreichen Geſchichte beygefügt habe.

Cap. X. Abhandlungen von den Hüten und Flohrkappen.

Ich habe die Anmerkung gemacht, daß man das menſchliche Herz aus beiden beſſer entdecken kann, als man bisher geglaubt. Ich will nur zwo Proben davon anführen:

Ein trotzig in die Augen gedrückter Hut iſt das Kennzeichen eines Feigherzigen.

Von der beſondern Art, wie die Frauensperſonen in Weſtphalen ſich ſehr ſorgfältig in die Kappen verhüllen, wenn ſie wünſchen, bemerkt, und ohne Kappe geſehen zu werden.

Nota! Dieſes Capitel iſt auſſer Weſtphalen nicht zu verſtehen.

Cap. XI. Lehre von Schönpflästerchen. Der engliſche Zuſchauer hat in ſeinen Tagen die glückliche Erfindung gemacht, wie man aus der Lage der Schönpflästerchen entdecken könne, welche von den Frauensperſonen in London zu den Whigs, und welche zu den Torys gehörten. Dieſes hat mich auf unſer deutſches Frauenzimmer aufmerkſam gemacht, und ich glaube, das Geheimniß entdeckt zu haben, wie man aus der Lage und Menge der Schönpflästerchen bey den meiſten ihre Gedanken und Einbildungen errathen könne. Dieſes handle ich in gegenwärtigem Capitel ab, und beſtätige einen jeden Satz durch eine Erfahrung. So habe ich zum Exempel die Geſchichte eines Frauenzimmers erzählt, welches bey einer ziemlichen Schönheit eine ſehr einfältige Miene machte. Weil ſie aber doch ehrgeizig genug war, witzig zu heiſſen, ſo klebte ſie einen halben Mond unter das linke Auge, ſo gleich fanden ihre Anbeter, daß ihre feine und ſchalkhafte Miene ſie doppelt liebenswürdig machte. Zwey Schönpflästerchen über den Augenbraunen machen

ein

ein gebieterisches Ansehen. Meine selige Frau hatte die Gewohnheit, sich auf diese Art zu putzen, so oft sie über mich misvergnügt war; und alsdenn war es Zeit, ihr auszuweichen, oder sie ließ mich es gewiß empfinden, daß sie meine Frau war. Niemals bin ich in größrer Gefahr gewesen, als da es ihr einfiel, noch das dritte Schönpflästerchen über den Mund zu legen. Ein junger Mensch aus der Nachbarschaft, der sich viel Mühe um meine Freundschaft gab, verstand diese Sprache den Augenblick: aber ich merkte es noch bey Zeiten, und gieng alle Bedingungen ein, mich wieder mit ihr auszusöhnen, um Folgen vorzubeugen, die meiner Ehre empfindlich gewesen seyn würden. Vor dieser unglücklichen Constellation der Schönpflästerchen will ich alle Männer aufrichtig warnen. Ein Frauenzimmer, welches ein Schönpflästerchen über das linke, und das andere an den Winkel des rechten Auges klebt, ist, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, von ihrem scharfen und durchdringenden Verstande überzeugt. Ist sie schon verheirathet, so kann man gewiß glauben, daß sie ihren Mann übersieht; ist sie noch unverheirathet, so wird ihr Ekel so lange wählen, bis sie endlich die Verzweiflung nöthigt, sich dem ersten, dem besten Manne in die Arme zu werfen, um nicht gar ohne Mann zu sterben. Da sie ihren Verstand so sehr fühlt, so kann man wohl glauben, daß niemand mehr, als sie, beschäftigt ist, die Handlungen andrer Menschen zu richten. Ein Schönpflästerchen, welches nachläßig auf dem linken oder rechten Backen liegt, ist gemeiniglich die Losung, daß ein Frauenzimmer aufgeräumt genug sey, sich Schmeicheleyen vorsagen zu lassen. Es kömmt alsdenn nur auf die Geschicklichkeit der Mannspersonen an, daß sie diese guten Augenblicke sich zu Nutze zu machen wissen. Ich bin noch nicht mit mir einig, was die grossen Pflaster, die man seit ein paar Jahren an den linken Schlaf postirt, für einen Gemüthscharakter anzeigen wollen. Ich habe sie allemal für sehr gefährlich gehalten: aber mein Medicus lacht mich aus, und bildet sich ein, es besser zu verstehen. Ich will

diesen

dieſen Punct bis zur zwoten Auflage gegenwärtiger Abhandlung ausgeſetzt ſeyn laſſen. Dieſe Zeit werde ich anwenden, auf alle Frauenzimmer Achtung zu geben, welche dergleichen Pflaſter tragen. Ich will nicht eine von ihren Handlungen überſehen, und auf dieſe Art wird mich die Erfahrung lehren, was ich eigentlich von dieſen ſchwarzen Meteoren halten ſoll. Zum Schluſſe dieſes Capitels habe ich zween Fälle angeführt, welche die Schönpflaſterchen nothwendig machen, und wo man von ihnen nicht auf den Gemüthscharakter ſchlieſſen kann. Der erſte Fall iſt bey einem Frauenzimmer, welches noch nicht verheirathet iſt, und, ihren Runzeln zum Troß, auf Eroberungen ausgeht. Dieſe kann gar füglich mit fünf bis zum höchſten ſechs Schönpflaſterchen der ſinkenden Schönheit zu Hülfe kommen, ohne daß man berechtigt iſt, über dieſe dringende Nothwendigkeit nachtheilige Betrachtungen anzuſtellen. Der andre Fall iſt, wenn ein Frauenzimmer für gut findet, eine kleine Unreinigkeit der Haut, die vielleicht kaum gemerkt wird, durch ein ſchwarzes Fleckchen, welches deſto mehr in die Augen fällt, zu verbergen. Ich warne bey dieſer Gelegenheit meine Gedankenfiſcale, daß ſie, bey dergleichen vorkommenden Fällen, ſich ja nicht übereilen ſollen. In einer beſondern Note zeige ich, wie überflüßig es ſeyn würde, dieſe Lehre von Schönpflaſterchen auch auf die Mannsperſonen zu erſtrecken. Alles was man davon ſagen kann, kömmt auf dieſe drey Fälle an: Daß eine dergleichen Mannsperſon ſich dieſes Mittels entweder auf Ordre des Barbiers bedient, und alsdenn braucht es keine weitere Entſchuldigung; oder daß unter den Mannskleidern wirklich ein Frauenzimmer ſteckt, und alsdenn würde man die Urſache dieſer Verkleidung unterſuchen müſſen; oder wofern eine wirkliche Mannsperſon, ohne Noth, und wie man es nennt, nur zur Galanterie, ſich dieſes weiblichen Schmucks bedient, ſo kann man, ohne ihm Unrecht zu thun, alle Leute verſichern, daß er ein Geck ſey.

Cap. XII. Anmerkungen über die Unterkehle.

Cap. XIII. Dergleichen über den Bauch. Diese beiden Capitel gehören zusammen, und wird fast alles darinnen enthalten seyn, was man zu wissen nöthig hat, um die Einbildungen eines Mannes von Geschäften in allen Ständen zu entdecken. Dieses Capitel ist eines der weitläuftigsten; aber ich habe in Willens, etliche Seiten wegzustreichen, wo ich von der troßigen Unterkehle, und dem stroßenden Bauche derjenigen handle, deren Amt befiehlt, Demuth zu predigen.

Cap. XIV. Der Finger über der Nase! Ich habe meine guten Ursachen gehabt, gegenwärtiges Capitel auf diese sonderbare Art zu überschreiben. Ich werde sehr gern sehen, wenn diejenigen, von denen es handelt, sich die Mühe gar nicht nehmen, es zu lesen; denn ich befürchte ausserdem, daß ich die Hälfte unsrer gelehrten Scribenten wider mich aufbringe. Ich zeige die Wege, wodurch man ihre Selbstliebe, und alle daraus flieſſende unzählige Fehler unsrer Gelehrten entdecken kann. Ich handle aber nicht allein von der tiefsinnigen Miene, die sie machen, wenn sie den Finger über die Nase legen; sondern ich beschreibe auch zugleich alle ihre Bewegungen, ihren Gang, den äusserlichen Anzug, und dergleichen, aus welchem man die Leidenschaft eines Gelehrten errathen kann. Ich habe so gar Regeln gegeben, wie man aus einer jeden Miene und Bewegung eines Gelehrten so gleich sehen kann, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Es würde zu weitläuftig seyn, alles hier anzuführen, was ich vermöge meiner öftern Erfahrung, davon gesagt habe. Zur Probe will ich von den drey und funfzig Exempeln gegenwärtig nur etliche anführen.

Ein Mann, welcher mit einer vornehmen und viel bedeutenden Miene durch die Gassen geht, nur diejenigen grüßt, von welchen er glaubt, daß sie einen Einfluß in die Re-

Regierung des Landes haben, diejenigen, die ihm grüssen, argwöhnisch, und aufmerksam ansieht, immer den Schubsack voll Zeitungen trägt, seinen Freunden den guten Morgen ins Ohr sagt; dieser Mann ist unfehlbar einer von den politischen Schriftstellern, welche an ihrem Pulte das Gleichgewicht von Europa halten.

Man wird sich nur selten betrügen, wenn man diejenigen für Sittenlehrer von Profeßion hält, welche bey einem sehr schmuzigen, und unordentlichen Anzuge in Gesellschaften am wenigsten gesittet sind.

Ein junger Mensch, welcher sich in derjenigen Gegend der Stadt immer geschäfftig setzen läßt, wo die meisten Buchläden sind, ist vermuthlich ein junger Scribent, der seine Kinder sucht.

Ich habe einen Mann gekannt, welcher tiefsinnig mit dem Kopfe wider die Bäume lief; und dieser Mann war ein grosser Mathematicus.

Die meiste Mühe hat mir ein gewisser Autor gemacht, dessen Gang so unordentlich, und abwechselnd war, daß ich lange Zeit nicht errathen konnte, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Endlich erfuhr ich, daß er ein Poet sey; und da ich nur einmal das wußte, so lernte ich ihn in kurzer Zeit so genau kennen, daß ich gleich beym ersten Anblicke errathen konnte, welche Arten der Gedichte er unter der Feder hatte. Schlich er traurig an den Häusern hin, wie ein Hofmann, welcher keinen Credit mehr hat; so schrieb er Elegien. Hüpfte er faselnd durch die Gassen, wie die Kinder thun, die auf Stecken reiten; schrieb er gewisse Tändeleyen, die er anakreontische Oden nannte. Wenn er einige Zeit sehr ernsthaft aussah, und alsdenn mit einem male überlaut lachte, und geschwind in ein Haus sprang; so machte er Sinngedichte, die er hinter der nächsten Hausthüre in seine Tafel schrieb. Spaßiert er in denjenigen Stunden durch die Gassen, in welchen andre Leute zu Mittag essen, und grüßt er alsdenn diejenigen demüthig, die er wegen ihrer reichen Westen für Mäcenaten hält; so kann

man gewiß glauben, daß er, aus Mangel der Nahrung, auf eine poetiſche Zueignungsſchrift denkt. Kömmt er aus dem Weinhauſe getaumelt; ſo iſt das ein richtiger Beweis, daß ihm ſein Verleger auf die Fortſetzung ſeiner Schriften einige Gulden vorgeſchoſſen hat.

Ein Mann, der die rechte Fauſt geballt hält, an dem Daumen der linken Hand mit den Zähnen nagt, mit einer gerunzelten Stirne, und einem bittern Lachen denen, die ihm begegnen, ſtarr ins Geſicht, mit weiten Schritten keuchend durch die Gaſſen läuft; dieſer Mann iſt ein beleidigter Kunſtrichter. Vorgeſehn!

Ein gelehrtes Frauenzimmer wird man ſo gleich aus der Dinte erkennen, die ſie immer ſorgfältig an den Finger, den rechten Backen, und die Manſchetten ſchmiert. Trägt ſie gar beſchmuzte Wäſche; ſo iſt ſie eine Poetinn, ich wette drauf!

Wegen der übrigen Exempel will ich meine Leſer auf den Plan ſelbſt verweiſen.

Cap. XV. Von den Schnupftabaksdoſen. Ein ſehr nüzliches Capitel. Ich habe nicht vergeſſen, die gewöhnlichſten Arten, die Doſe zu ſchütteln, zu klopfen, oder Tabak anzubieten, auf eine ſehr praktiſche Art durchzugehen. Für diejenigen iſt dieſes Capitel unentbehrlich, welche die Originale der Antichambre ausforſchen wollen.

Cap. XVI. Von der Sprache der Fächer. Dieſes Capitel iſt in ſeiner Art ſo wichtig, wie das vorige.

Ein Frauenzimmer, welches den Anputz der Geſellſchaft kritiſirt, hat ſeine beſondere Art, mit dem Fächer zu ſpielen.

Noch anders ſind die Bewegungen des Fächers, wenn ein Frauenzimmer beleidigt iſt.

Wenn ein Frauenzimmer mit einer rauſchenden Geſchwindigkeit, die Stäbe ihres Fächers, bald auf, bald wieder zuſammen blättert, und dabey lächelnd auf ihre Hand, oder in den Spiegel ſieht: ſo iſt dieſes vermöge der

öftern

öftern Erfahrung ein Zeichen, daß sie entweder gar nichts denkt, oder, welches fast einerley ist, nur an sich denkt, oder daß sie die Stunde mit einer zärtlichen Ungeduld erwartet, in welcher sie eine Zusammenkunft mit ihrem Seladon abgeredet hat.

Wenn ein Frauenzimmer auf dem Spatziergange einem ihrer seufzenden Sclaven begegnet, und den Fächer auf die Erde fallen läßt; so muß dieser sehr neu, oder sehr einfältig seyn, wenn er sich einen so glücklichen Umstand nicht zu Nutze zu machen weis. Sind noch mehrere in der Gesellschaft, welche mit ihm zugleich seufzen, und um die Göttinn herumflattern; so ist für ihn dieser Fächer eine eben so deutliche Wahl, als das Tuch des Großsultans.

Das Frauenzimmer hat eine gewisse Art, mit dem Fächer zu schlagen. Wer die Sprache der Fächer so wohl versteht, als ich mir schmeichle, sie zu verstehn, der weis, daß ein solcher Schlag, der sich besser nachmachen, als beschreiben läßt, ungefähr so viel sagen will: „Gehn sie, mein Herr, „sie sind gefährlich! Sie sagen mir eine schalkhafte Zwey„deutigkeit, über die ich erröthen muß, weil wir nicht allein „sind. Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn sie ein „wenig verwegner seyn wollen. = = = = Wer sollte so viel „Beredsamkeit in dem Schlage eines Fächers suchen?

Cap. XVII. Vom Gange. Hätte ich dieses Capitel vor funfzig Jahren geschrieben, so würde der Nutzen davon weit allgemeiner gewesen seyn, als er heut zu Tage ist, da zwey Drittheile der Menschen nicht mehr gehen, sondern fahren oder sich tragen lassen. Inzwischen habe ich mich doch dieses nicht abhalten lassen, von den Entdeckungen, die man aus dem Gange eines Menschen machen kann, sehr ausführlich zu handeln, da es doch noch hier und da Gelegenheit giebt, diejenigen gehen zu sehen, welche man ordentlicher Weise nur sitzen sieht; und da es oft geschieht, daß viele in ihrem Alter zu Fusse gehen müssen, denen in ihrer Jugend kein Wagen sanft genug war.

Cap. XVIII. In diesem Capitel werden noch alle übrige Stellungen und Bewegungen der Menschen zusammen genommen, aus denen man ihre Leidenschaften entdecken kann. Es sind deren eine gar zu grosse Menge; ich will also, ohne mich länger dabey aufzuhalten, meine Leser auf den Plan selbst verweisen.

Etwas muß ich noch erinnern, welches ich gleich im Eingange hätte sagen sollen. Ich habe alle Mienen und Bewegungen, deren in vorstehenden Capiteln gedacht worden ist, in Kupfer stechen lassen. Dieses macht meine Abhandlung ungemein deutlich und belustigend. Vielleicht finden manche ihr Portrait darinnen: Aber in der That ist es nur ein ungefährer Zufall, da ich gewiß glaube, daß unser berühmter Art van Schevelingen, ein geschickter Schüler des grossen Hogarths, die wenigsten von ihnen kennt, und nur seiner Einbildung gefolgt ist.

Cap. XIX. In diesem letzten Capitel werden noch verschiedne Mittel gezeigt, wodurch man die Gedanken der Menschen außforschen kann, wenn auch alle diejenigen nicht zureichend wären, von denen in vorherstehenden Capiteln gehandelt wird. Unter diese Mittel rechne ich ausser dem Frauenzimmer, und dem Weine, besonders diese zwey: Daß man der Eigenliebe desjenigen schmeichelt, dessen Gedanken man erforschen will; oder, welches noch sichrer ist, daß man ihm widerspricht.

Der Anhang von diesem Plane betrifft die Gedankenfiscale selbst, und die Einrichtung des Cassenwesens.

Daſs die

Begierde, Uebels von andern zu reden,

weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens,

ſondern

von einer wahren Menſchenliebe

herrühre.

Eine Abhandlung,

welche

den von der Koeniglichen Academie

zu

PAU in BEARN,

aufgeſetzten Preis gewiſs erhalten wird.

1754.

An die

HERREN

der

Koeniglichen Academie

zu

Pau in Bearn.

Meine Herren,

Ich finde in der Utrechter Zeitung, daſs Sie heuer den ordentlichen Preis für eine kurze Abhandlung in Proſa beſtimmet haben, in welcher unterſuchet werden ſoll: *Ob die Begierde, von andern Uebels zu reden, eben ſowohl von dem Stolze, als von der Bosheit des Herzens herkomme?* *

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen zu erzaehlen, wie ich bey dieſer Aufgabe durch einen ſonderbaren Zufall aufmerkſam geworden bin. Dieſer iſt die Urſache gegenwaertiger Schrift; aber zugleich auch die Urſache, warum ich bewieſen habe: *Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.*

In der That beweiſe ich alſo das, was Sie nicht wollen bewieſen haben. Aber ich hoffe, Sie, meine Herren, ſollen eben ſo grosmüthig ſeyn, als es die Academie zu Dijon war. Ia ich habe vielleicht mehr Urſache, auf den geſetzten Preis Anſpruch zu machen, als Monſieur Rouſſeau hatte, da ich eine Leidenſchaft vertheidige, die uns allen ſo natürlich iſt, und da ich einen Satz behaupte, der dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zur Ehre gereichen muſs; an ſtatt, daſs Monſieur Rouſſeau etwas zu beweiſen ſuchte, welches alle koenigliche Academien der ſchoenen Wiſſenſchaften und freyen Künſte um ihren Credit

* In der Utrechter Zeitung Num. XXV. ao. 1754, L'Academie Royale des Sciences, et des beaux Arts établie a *Pau* dans le *Bearn* adjugera le Prix ordinaire de chaque année à un Ouvrage en Proſe, qui n'excédera pas une demie heure de lecture, et dont le ſujet ſera: *La médiſance, eſt-elle autant l'effét de l'orgueil, qui de la mâlignité?*

bringen mufste, wenn die Welt seinen Beweis für Ernst angenommen haette.

Aber ich glaube, dafs ich aufser diesem noch mehrere Verdienste habe. Sie verlangen ausdrücklich, dafs man zu Verlesung dieser Abhandlung nicht mehr, als eine halbe Stunde, Zeit noethig habe. Ein schreckliches Gesetz für einen Deutschen! und dennoch habe ich es genau beobachtet. Ich machte einen Versuch damit, so bald ich fertig war; ich las es auf meinem Zimmer laut, und es war nicht voellig eine Minute über die gesezte Zeit, als ich zum Ende kam. Sie haben vergessen, zu sagen, ob man langsam, oder geschwind lesen soll? Ziemlich geschwind habe ich gelesen, das ist wahr; ohngefähr so geschwind, als ein Junger Geistlicher seine Messe liest, wenn er weis, dafs eine artige Gesellschaft mit dem Essen auf ihn wartet. Diese Selbstverlaeugnung verdient, wie mich dünket, noch wohl eine billige Belohnung.

Ich habe ein Recht zu verlangen, dafs Sie, meine Herren, mich schadlos halten, da ich Gefahr laufe, bey meinen schreibenden Landesleuten alle Achtung zu verlieren. Diejenigen in meinem Vaterlande, die mich kennen, werden mir gewifs vorwerfen, dafs ich meine Aeltern noch in ihrer Gruft beschimpfe. Denn mein Grofsvater, ein orthodoxer Mann, schrieb Postillen in Quart: mein seliger Vater schrieb beynahe einen Centner geheime Nachrichten in Folio vom spanischen Successionskriege; und ich, meine Herren, ich, der ich nach dem ordentlichen Laufe der Natur wenigstens Opera omnia in Regal schreiben sollte, ich, fast schaeme ich mich vor mir selbst, ich schreibe ein Werkchen in Octav, und dieses nur in der Absicht, mich dem Preise zu nachern, den Sie ausbieten.

Die Unbilligkeit will ich Ihnen nicht zutrauen, dafs Sie mir den Preis um desswillen entziehen werden, weil ich ein Deutscher bin. Bey uns giebt man Ihren Landesleuten die Partheylichkeit Schuld, dafs sie behaupten, der

Rhein

Rhein beſtimme die unüberſteiglichen Graenzen des Witzes. Aus dem Erfolge werde ich ſehn, ob dieſer Vorwurf gegründet ſey. Ich will es nicht hoffen. Ihnen, meine Herren, traue ich die Einſicht zu, daſs ſie von der Erfindſamkeit der Deutſchen richtigere Begriffe haben werden. Deutſche waren es, die das Pulver, die America,* die die Buchdruckerkunſt, ja, wo ich mich nicht ganz irre, ſo gar auch Acroſticha und Chronodiſticha erfanden: und mit ihrer Erlaubniſs, meine Herren, ein Deutſcher iſt es, der die Ehre hat, die unerhoerte neue Wahrheit zu erfinden. Daſs die Begierde, von andern Uebels zu reden, nur aus einer edlen Menſchenliebe entſpringe.

Ich weis nicht, meine Herren, ob Sie in gegenwaertiger Ausarbeitung das Mühſame und Schwerfaellige wahrnehmen werden, welches ihre witzige Schriftſteller uns Deutſchen ſo gern Schuld geben. Ich ſollte es kaum meynen. So viel kann ich ihnen bey meiner Autorparole verſichern, daſs ich zu dieſer Abhandlung, nicht voellige zwoelf Stunden noethig gehabt habe. Wenigſtens hat mir mein Barbier, der ein Mann von Einſicht iſt, und den meiſten von der franzoeſiſchen Colonie den Bart putzt, die Schmeicheley geſagt: Meine Abhandlung ſey ſo leicht und flüchtig geſchrieben, daſs ſie wohl verdiene, von einem gebornen Franzoſen geſchrieben zu ſeyn.

Aber, wenn ich nun den Preis nicht erhalten ſollte? Der Gedanke iſt mir ſchrecklich! Ich weis nicht, was ich thun würde. Raechen würde ich mich gewiſs. Bey den meiſten unſrer deutſchen Hoefe wollte ich Ihre ganze Academie durch ſatiriſche Leberreime laecherlich machen; bey

* Man hat ſich, bey Gelegenheit dieſer Stelle, im *Iournal Etranger* und zwar im *Novembre 1754.* viel Mühe gegeben, zu beweiſen, daſs die Erfindung der neuen Welt kein Werk für einen deutſchen Kopf ſey. Der Streit iſt mir gleichgültig: ich bin ſchon zufrieden, daſs man uns die Acroſticha und Chronodiſticha nicht ſtreitig gemacht hat, zu denen doch die Ausländer vielleicht noch mehr Recht haben dürften, als wir Deutſche.

bey unſern Gelehrten wollte ich Sie durch Noten, Lesarten, und Anmerkungen in Verachtung bringen: aber Sie, meine Herren, erſchrecken Sie vor meiner Rache. Sie wollte ich mit dem erſten Folianten, den ich ſchreibe, heimſuchen, und Ihnen ſolchen zueignen, es müſsten denn, wie es beynahe das Anſehen gewinnen will, Ihre Gelehrte im kurzen auch Geſchmack an Folianten finden: alsdenn würde ich auf einen noch groeſſern Format, mich zu raechen, denken. Aber ich hoffe gewiſs, alle dieſe Sorge wird vergebens ſeyn.

Ich habe die Ehre, mit der demüthigſten Hochachtung eines Autors, der um den Preis buhlt, zu ſeyn

Meine Herren,

Ihr ergebener Diener.

N. S.

Den Augenblick faellt mir ein Zweifel ein, der mich auſserordentlich unruhig macht, und der alle meine groſſen Abſichten zerſtoeren kann. Vielleicht verſteht von Ihnen, meine Herren, kein einziger deutſch? und vielleicht haben Sie auch im ganzen Bearn niemanden, der es Ihnen verdollmetſchen kann? Ich unglücklicher Autor! wie werden wir zuſammen kommen? Latein zu ſchreiben iſt in Deutſchland faſt gar nicht mehr mode, und in Frankreich iſt es ſchon lange nicht mehr mode geweſen, es zu verſtehen. Von Ihrer Sprache verſtehe ich zu wenig, als daſs ich es wagen moechte, in ſelbiger zu ſchreiben. Ich dürfte Ihnen wohl zumuthen, deutſch zu lernen, damit Sie meine Schrift leſen und verſtehen moechten: denn faſt in keinem Lande iſt ein Autor, der ſeine Schrift nicht für wichtig genug halten ſollte, den Auslaendern dergleichen anzumuthen: aber ich kenne die Herren Franzoſen ſchon. Sie glauben, daſs alle Deutſche reden, wie ihre Schweizer,

zer, und um deſswillen wollen ſie ihre Gurgel nicht dran wagen, deutſch zu lernen. Was ſoll ich thun? Denn oeconomiſch von der Sache zu urtheilen, muſs mir mehr dran liegen, daſs Sie mich verſtehen, als Ihnen dran liegen kann, meine Schrift zu leſen. Wiſſen Sie was? Damit Sie vor den gothiſchen Characteren meiner Sprache nicht erſchrecken: ſo will ich mich überwinden, die Abhandlung mit lateiniſchen Buchſtaben drucken zu laſſen. Sehn Sie, meine Herren, ich thue den erſten und wichtigſten Schritt: es iſt billig, daſs Sie den andern thun. Lernen Sie deutſch!

Beweis:

daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.

Es iſt gemeiniglich eine Folge unſrer hypochondriſchen Philoſophie, wenn wir diejenigen Handlungen der Menſchen, die wir ſelbſt zu begehen nicht im Stande, oder nicht geneigt ſind, dadurch verdaechtig zu machen ſuchen, daſs wir ihre Quellen vergiften, und ihnen einen thoerichten oder laſterhaften Urſprung andichten. Wir empfinden bey dergleichen Entdeckungen der Fehler anderer Menſchen eine gewiſſe ſchmeichelhafte Beruhigung, die der Theolog ein zufriednes Gewiſſen, der Philoſoph das innere Bewuſstſeyn eigner Vollkommenheiten, und ein Unpartheyiſcher einen menſchenfeindlichen Stolz nennet.

Es würde mir leicht ſeyn, dasjenige, was ich hier behaupte, weitlaeuftiger zu beweiſen: aber ich muſs befürchten, daſs ich eben dadurch den Vorwurf, den ich andern

andern machen will, zuerſt verdiene. Ich würde vielleicht einen ſehr gelehrten Beweis führen, daſs der Theolog aus einem frommen Stolze verdamme, und der ſchlieſſende Philoſoph ſeinen eignen Hochmuth demonſtrire: aber was würde ich Ihnen, meine Herren, antworten koennen, wenn Sie mich fragten, ob ich dieſen gelehrten Beweis aus Demuth führte? Ob ich nicht in dem Augenblicke, da ich andere richte, über mich ſelbſt das Urtheil ſpraeche? Ob ich nicht dadurch doppelt ſtrafbar waere, da ich eben den Fehler, den ich an andern ſo mühſam tadelte, aus Hochmuth und Eigenliebe ſelbſt begienge? Ein Vorwurf, bey dem nur ein Moraliſt nicht erroethen darf!

Ich erſuche Sie alſo, meine Herren, daſs Sie dasjenige, was ich hier geſagt habe, für nichts anders, als für eine gelehrte Aufgabe, und für eine von denen problematiſchen Wahrheiten anſehen, welche eben ſo leicht nicht ſeyn koennen, als ſie ſind. Wenigſtens wünſche ich dieſes.

Da ich mich überwunden habe dieſe Ehrenerklaerung zu thun: ſo werde ich es wagen dürfen, oeffentlich zu geſtehen, daſs ich bey mir ſelbſt überzeugt bin, daſs alle Handlungen der Menſchen, auch diejenigen unter ihnen, die den Sittenrichtern am meiſten verdaechtig ſind, aus einer guten Quelle, und, wenn ich meinen Gegnern ja noch was einraeumen ſoll, aus guten, doch übelverſtandnen Abſichten herkommen.

Wie viel Ehre macht dieſe patriotiſche Entdeckung dem ganzen menſchlichen Geſchlechte! Wie tugendhaft werden die Menſchen, wie ſehr werden ſie wenigſtens zu entſchuldigen ſeyn! In dieſem Augenblicke ſchenke ich meinen Mitbürgern eine unendliche Menge rechtſchaffner Maenner, die ſie bisher entweder für Thoren oder für Boeſewichter hielten. Die Laſter fliehen, die Welt wird tugendhaft! Die Welt, über welche der Fromme ſeufzet,

zet, und die der Weiſe verachtet: dieſe mache ich itzt dem Frommen und dem Weiſen zur beſten Welt.

Da ich gegenwaertig die Rolle eines Autors übernommen habe; ſo iſt man ſchuldig, mir einen gewiſſen Hochmuts zu verzeihen, der den Autoren, und vornemlich jungen Autoren ſo wohl anſteht. Ich glaube, daſs ich itzt an meinem Pulte, in einer Minute, eben die Thaten ruhig verrichte, welche zu verrichten Hercules ſo viel Jahre lang den groeſsten Theil der Welt durchirren muſste. Er reinigte die Welt von Ungeheuern; die Fabel ſagt es; iſt der Dienſt, den ich der Welt leiſte, weniger wichtig? Aber ich glaube auch, daſs man die Fabel ganz unrecht verſteht, haette Hercules wirklich gethan, was die Poeten von ihm erzaehlen; ſo würde er mehr ein gewaltthaetiger Raeuber, oder wenigſtens mehr ein Don Qvixote des Alterthums, als ein Held geweſen ſeyn, Eine Heerde Ochſen zu plündern, und einen Stall auszumiſten; verdient dieſes, vergoettert zu werden? Die Weisheit der Fabel hat unter dieſen Erzaehlungen etwas viel wichtigers verborgen. Hercules war ein Weltweiſer, der ſeine Schüler lehrte: daſs die Handlungen der Menſchen im Grunde tugendhaft, und, wenigſtens durch die guten Abſichten zu entſchuldigen ſind. Dieſer Satz fand allgemeinen Beyfall. Nun war niemand mehr laſterhaft. Vom aeuſſerſten Ende Heſperiens bis an den Ganges ſahe man nichts als menſchenfreundliche Mitbürger, als tugendhafte Handlungen, als Vertraulichkeit, als Nachbarn, die einander entſchuldigten. Bittern Haſs, Verkaetzerungen, denn auch die Prieſter des Saturnus verketzerten ſchon, ungerechte Laeſterungen; alle dieſe Ungeheuer des menſchlichen Geſchlechts rottete der Philoſoph aus. Dieſes waren die vergoetterten Thaten, die Hercules, der Weltweiſe, verrichtete, ohne vielleicht jemals aus ſeinem Vaterlande zu kommen. Das kriegeriſche Alterthum machte daraus einen bewaffneten Held, mühſame Abentheuer, Hydren, und, was das billigſte war, ihn endlich zum Gott.

So

So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Die Schriftſteller haben das alte Recht, ſich ſelbſt zu vergoettern: aber auch dieſem Rechte entſage ich. Ich werde mich für voellig belohnt halten, wenn Sie, meine Herren, meiner neuen Wahrheit Ihren Beyfall nicht entziehen, und wenn mein geſelliges Beyſpiel andre aufmuntert, die Handlungen ihrer Mitbürger als billig und gerecht zu vertheidigen, oder, wo ſie das nicht thun dürfen, ſie doch zu entſchuldigen. Wie ſehr wird dieſes der Menſchheit zur Ehre gereichen! Wie beneidenswerth würde dieſe glückliche Verwandlung unſern Vorfahren ſcheinen, wenn ſie zurück kommen, und die Vollkommenheiten ihrer tugendhaften Kinder ſehn ſollten! Sie würden keine *Geizige* mehr finden, ſondern nur Patrioten, welche mitten unter ihren geſammelten Schaetzen liebreich verhungern, um ihren Kindern, oder welches noch eine ſtaerkere Groſsmuth beweiſt, ganz Fremden, die ſie vielleicht nicht einmal kennen, Reichthümer zu hinterlaſſen, daſs ſie ſolche in Vergnügen und Ueberflus zerſtreuen koennen. Der Mann, den ſie einen *ungerechten Richter* hieſsen, iſt dieſes nicht mehr, ſondern ein theuer erkauftes Werkzeug der Gerechtigkeit: welche durch ihn den ſtreitenden Partheyen ihre feindſelige Thorheit koſtbar machen will, um ſie zu einem friedfertigen Betragen zu zwingen, und welche zugleich durch die ungeſchickten Ausſprüche dieſes Richters den Stolz der Geſetzgeber demüthiget, deren wohlüberlegte, und weitausſehende Vorſicht oft durch ein geringes Geſchenk vereitelt wird. Dieſe mürriſchen Alten würden keine Urſach weiter haben, die Iugend vor dem Umgange mit *Frauenzimmern* zu warnen, deren Aufführung ihnen *verdaechtig* ſchiene. Sie würden oeffentlich geſtehen müſſen, denn innerlich waren ſie es ohnedem ſchon überzeugt, daſs dieſe reizenden Geſchoepfe nichts thun, als die Natur predigen: daſs ſie nur der Iugend Gelegenheit verſchaffen, die angeborne Empfindung ihres Frühlings zu genieſsen, daſs ſie für das Vaterland ſich ſelbſt aufopfern,

opfern, um die Mannsperſonen von gefaehrlichern Ausſchweifungen zurückzuziehen: daſs ſie in trunkner Wolluſt ſehr geſchwind leben, da ſie wohl wiſſen, wie flüchtig dieſe Wolluſt ſey. Sollten wohl unſre Alten noch ſo hart ſeyn, unſre Alten, deren Herz immer auch zaertlich war, ſollten ſie ſo hart ſeyn, und die freundſchaftliche Wolluſt dieſer kleinen dienſtfertigen Geſchoepfe mit dem beleidigenden Namen einer verführeriſchen Ausſchweifung belegen?

Hier habe ich drey Proben gegeben, welche, wie ich hoffe, die Wahrheit meines Satzes deutlich genug unterſtützen werden.

Der kurze Raum einer halben Stunde, den mir die Geſetze der Academie verſtatten, erlaubt mir nicht, weitlaeuftiger zu ſeyn: ich würde es auſserdem mit Vergnügen und gewiſs nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn ich durch noch mehrere Beyſpiele zeigte, daſs die Handlungen der Menſchen, welche unſrer mürriſchen Ernſthaftigkeit oft ſo verdaechtig ſind, immer noch eine gute Seite haben, von welcher man ſie der Welt zeigen kann, woferne man billig ſeyn will. Für itzo mag dieſes genug ſeyn, mein Vorhaben zu rechtfertigen, da ich beweiſen will: *daſs die Begierde Uebels von andern zu reden, weder aus Hochmuth, und aus Bosheit des Herzens, ſondern aus einer wahren Menſchenliebe herrühre.* Dieſes zu beweiſen, und von jenem den Ungrund zu zeigen, brauche ich weiter nichts, als Sie, meine Herren, von dem groſsen Einfluſſe zu überführen, den dieſe Begierde, Uebels zu reden, in das Beſte des gemeinen Weſens, und in die Glückſeligkeit eines jeden einzelnen Mitbürgers hat! Ein Beweis, welchen man ſich von demjenigen gewiſs mit Erfolge verſprechen kann, der Muth und Menſchenliebe genug hat, den Geizigen zum Patrioten, den ungerechten Richter zum nützlichen Mitgliede des Staats, und Frauenzimmer von einem ſchlüpfrigen Character zu Prieſterinnen der Natur zu machen.

Ich verzeihe es den angeerbten Vorurtheilen unſerer Welt, welche von dieſer Begierde, Boeſes zu reden, ſich die fürchterlichſten Begriffe macht. Unſre Ammen, die uns Geſpenſter bereden, machen uns auch vor dieſer Begierde zu fürchten: und in dem Augenblicke, da ſie dieſes thun, reden ſie immer von ihren Nachbarinnen am meiſten Boeſes. Ein Beweis, daſs die Triebe der Natur, denn eben darunter gehoeren die Triebe, Boeſes zu reden, ſich niemals ganz unterdrücken laſſen!

Unſre deutſche Sprache, ſo reich ſie iſt, iſt doch zu arm, dieſe Pflicht, Boeſes zu reden, mit einem anſtaendigen, wenigſtens gelinden, Worte auszudrücken. Schmaehen, Laeſtern, Verunglimpfen, Splitterrichten, Verlaeumden etc. dieſes ſind etwan die gemeinſten Ausdrücke, die man braucht, wenn man von dieſer groſsen Pflicht, Boeſes zu reden, ſich erklaeren will. Lauter verhaſste Namen! Aber ich halte dieſes mehr für einen Fehler der Grammatik, als des Herzens. Wir ſind von der Nothwendigkeit dieſer Pflicht allzuwohl überzeugt, als daſs wir im Ernſte ſo verhaſste Begriffe damit verknüpfen ſollten. Unſre Aufführung widerſpricht dieſem am meiſten. Denn zum Ruhme meiner Deutſchen muſs ich hier bekennen, daſs wir in der Kunſt Boeſes zu reden, es beynahe unſern Nachbarn gleich thun. Der Aberglaube der Maler hat dieſe mütterlichen Vorurtheile noch mehr geſtaerket. Dieſe Herren ſind nicht allemal gewohnt, ihre Gemaelde den Originalen gemaeſs einzurichten. Sie ſchmeicheln den Leidenſchaften der Menſchen, oder copiren denen nach, die vor ihnen gemalt haben. Und daher koemmt es, daſs ſie alle Prinzen weiſe und groſsmüthig, alle Richter ehrwürdig ernſthaft, alle Braeute mit einer reizenden Unſchuld, alle Geiſtliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hoernern und Schwaenzen, und die Begierde, Boeſes zu reden, mit Schlangen und ſpitzigen Zungen malen. Lauter Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit.

Und

Und würden wir wohl im Stande seyn, dergleichen übereilte Fehler zu begehen, wenn wir bedenken wollten, dafs die Begierde Uebels zu reden nichts anders sey, als ein von der Natur uns vernünftigen Geschoepfen eingepflanzter Trieb, die wirklichen, oder auch die eingebildeten Fehler einzelner Menschen, und wohl ganzer Gesellschaften und Voelker, gemeiniglich auf eine lustige, oft auch ernsthafte Weise, andern bekannt zu machen, um sich und andre dadurch zu ergoetzen, denen, die dergleichen Fehler wirklich haben, einen Abscheu davor beyzubringen, andre, die sie nicht haben, davor zu warnen, einen ieden aber gegen sich und andre aufmerksam, einen ieden tugendhaft, oder doch vorsichtig, mit einem Worte: die ganze Welt zu guten Mitbürgern zu machen!

Ich empfinde in mir selbst einen heiligen Schauer, wenn ich an die grofse Pflicht, Uebels von andern zu reden, gedenke. Ein patriotisches Mitleiden empfinde ich, wenn ich die unglückliche Blindheit derer erwaege, welche diese grofse Pflicht nicht allein selbst nicht beobachten, sondern auch andern davor einen Abscheu beyzubringen suchen. Ein Werk der Natur, ein Werk, das sie nur vernünftigen Wesen vorzüglich gegoennet hat, dieses wollten wir den Menschen entreissen? So stofsen wir ihn herab zu den nicht denkenden Geschoepfen, die die weise Natur dieses Vorzugs unwürdig gehalten hat; so reifsen wir die vornehmste Stütze über den Haufen, auf welcher das Vergnügen, die Sitten, und das Wohl der Menschen sich gründen.

Ich hoffe, aus wahrer Menschenliebe hoffe ich es gewifs, dafs diese unerwarteten, und doch unumstoefslichen Wahrheiten bey Ihnen, meine Herren, einen besondern Eindruck machen werden. Noch scheinen sie zweifelhaft. Uberwinden Sie sich! Nehmen Sie eine Wahrheit an, deren Gewalt Sie fühlen. Ein weiser schaemt sich niemahls, seine Vorurtheile zu erkennen.

Geſtehn Sie es nur, meine Herren: Sie empfinden nunmehr das Unrecht, das Sie der ganzen menſchlichen Geſellſhaft angethan, da Sie den Trieb von andern Uebels zu reden, in einem eitlen Hochmuthe, und in der Bosheit des menſchlichen Herzens geſucht haben? Aber ich will Ihnen aufrichtig geſtehen, was ich zu Ihrer Rechtfertigung von Ihnen glaube. Waren Sie vielleicht ſchon von der Wahrheit meines Satzes überzeugt? Wollten Sie etwan eine ſo neue Meynung noch nicht oeffentlich wagen? Vermuthlich war es nur Ihre Abſicht, den witzigen Koepfen unvermerkt Gelegenheit zu geben, von der ganzen Welt Uebels zu reden, da ſie eine Handlung, die allen vernunftigen Geſchoepfen ſo eigen iſt, vom Hochmuthe und der Bosheit des Herzens ableiten ſollten. Wie glücklich wiſſen Sie, meine Herren, den Menſchen, auch wider Willen, auf ſeine Pflicht zurückzuführen! Ich bewundre dieſe Vorſicht, und ſehe auch unter dieſer angenommenen Maſque den rechtſchaffnen Patrioten.

Nunmehr, da ich Ihre wahre Abſicht entdeckt habe, kann ich mit Ihnen ſchon ein wenig vertrauter reden, und ich habe weniger Urſache, dasjenige mühſam zu erlaeutern, was ich bereits oben gründlich erwieſen habe. Was ich alſo hievon noch ſagen werde, das ſage ich nur in der Abſicht, mich gegen Sie deutlicher zu erklaeren, nicht aber in der Meynung, Ihnen eine Wahrheit begreiflich zu machen, von der Sie lange vorher überzeugt waren, noch ehe Sie mir die Gelegenheit wieſen, ihr ſelbſt nachzudenken.

Dieſe neue Vertraulichkeit, die ich mit Ihnen itzo geſtiftet habe, verbindet mich, Ihnen aufrichtig zu bekennen, was die Zweifel, die ich hier ausführe, bey mir zuerſt veranlaſst habe. Ich las in der Utrechter Zeitung die Stelle von Ihrer Aufgabe, mit eben der gleichgültigen Unachtſamkeit, mit der ich die Nachricht von den Actien der oſtindiſchen Compagnie leſe. In dem Augenblicke

kann

kam meiner Frau Bruder ins Zimmer geſtolpert, ſtürzte auf mich los, umarmte mich, fluchte ſein Cadedis, und fragte mich mit gebrochnem Deutſche: wo hat der Donner deine Frau? Glauben Sie vielleicht, daſs dieſer Menſch aus dem Tollhauſe entſprungen ſey? Unwahrſcheinlich iſt es nicht. Allein, mit Ihrer Erlaubniſs, es war ein junger Deutſcher, der den Augenblick aus Paris kam, wo er ſich ſechs Wochen aufgehalten hatte. Meine Frau empfieng ihn ſchweſterlich, aber das Erſte, was er ihr ſagte, waren ein paar Unflaetereyen, wegen ihrer Schwangerſchaft. In dieſem Tone fuhr er fort, und rühmte ſeine Ausſchweifungen, die er in Paris begangen, und die er auch wohl nicht begangen hatte. Alle verdaechtige Haeuſer zaehlte er in einer ſo richtigen Ordnung her, wie Homer die Schiffe der Griechen. Wir erfuhren die ſchaendlichſten Krankheiten, die er gehabt haben wollte, und von wem er ſie bekommen, wenigſtens eine Marquiſinn muſste dieſe ſeyn. Er vertraute uns, in welchen zweydeutigen Umſtaenden ſein entkraefteter Koerper noch izt ſey. Dieſes alles ſagte er uns mit einer faſelnden Lebhaftigkeit, die man nur von einem Raſenden erwarten kann.

Meine Frau, welche ſich nicht ſchaemt, eine vernünftige Chriſtinn zu ſeyn, ſchlug die Haende zuſammen. Biſt du es denn, Bruder, ſagte ſie, haſt du denn vor Gott und vor Menſchen keine Scheu? Du deutſche Beſtie! war ſeine Antwort; Schweſter, du weiſst nicht, was Leben iſt! komm mit nach Paris! Ihr Deutſchen lebt hier ſo ordentlich und geſund, wie das liebe Vieh, und daher koemmt es, daſs ihr auch ſo denkt. Mit deiner Gottesfurcht! Die Religion eines ehrlichen Mannes, die laſse ich noch gelten, das andere iſt alles Qvakerey, hol mich der Teufel Qvakerey! Eure Pfaffen machen euch zu Narren. In Paris haben wir ein Sprüchwort - - - - - Meine Frau hielt ihm den Mund zu, und lieſs ihn nicht wei-

ter reden. Er ſchwieg endlich; aber das muſsten wir ihm erlauben, daſs er uns zwey Gaſſenlieder vorheulte, eines wider den Koenig, und das andre wider die Beichtzeddel.

Was halten Sie, meine Herren, von dieſem deutſchen Franzoſen? und von ſeiner Begierde, Boeſes zu reden, von welchem gewiſs die Haelfte erdichtet war? Das meiſte Boeſe redete er von ſich ſelbſt; ſollte er das aus Hochmuth, oder aus Bosheit des Herzens gethan haben? Wie wenig wahrſcheinlich iſt dieſes: Aus Hochmuth konnte es nicht ſeyn; denn alles, was er erzaehlte, war zu ſeiner Schande. Aus Bosheit gegen ſich ſelbſt konnte es noch viel weniger ſeyn; denn das Zeugniſs kann ich ihm geben, daſs er nichts in der Welt ſo ſehr liebt, als ſeine kleine Perſon. Alſo muſste wohl noch eine andre Urſache übrig ſeyn, die ihn bewegte Boeſes von ſich und von ſeinen Freunden zu reden. Noch zweifelhafter machten mich die Gaſſenlieder, die er uns ſang. Wenn das Volk in Paris ſchaendliche Lieder von dem ſingt, der ihnen ihr *Liebſter* iſt; und darüber ſpottet, wovor es nieder kniet; ſollte es dieſes wohl aus Hochmuth oder aus Bosheit thun? Das war mir unwahrſcheinlich. Ich dachte weiter nach, und endlich war ich ſo glücklich, dieſe neue Entdeckung zu machen, daſs die Begierde, Boeſes zu reden, aus einer ganz andern Quelle abzuleiten ſey.

Wenn ich beweiſen will, daſs dieſe Begierde, Boeſes zu reden, lediglich aus einer wahren Menſchenliebe herrührt; ſo habe ich nicht noethig, etwas weiter zu thun, als daſs ich den unentbehrlichen Nutzen zeige, den ſie in der menſchlichen Geſellſchaft hat. Und beynahe iſt auch dieſes überflüſsig, da der gemeinſte Mann ſolches aus der taeglichen Erfahrung lernt. Ich will alſo weiter nichts thun, als meine Leſer an diejenige Empfindung erinnern, die Sie gehabt haben, ohne vielleicht aufmerkſam

ſam dabey geweſen zu ſeyn, weil ſie Ihnen gar zu gewoehnlich war.

Das Band der bürgerlichen Geſellſchaft, worauf ſich die ganze Republik gründet, iſt das Vergnügen, welches die Innwohner einer Stadt in dem Umgange mit einander empfinden. Der Satz iſt klar, und wer daran noch zweifelt, der ſtelle ſich eine Stadt vor, wo alle Thüren verſchloſſen bleiben, wo die Fenſter verhangen ſind, wo niemand auch nicht den Nachbar kennt, und wo derjenige, welcher nicht vermeiden kann auszugehn, doch nur im Finſtern ausgeht, um nicht geſehn, und von niemanden angeredt zu werden. Dieſe traurige Stadt ſtelle er ſich vor. Würde *Peau*, würde *Leipzig* anders ſeyn, wenn ſeine Bürger nicht mit Vergnügen einer des andern Geſellſchaft ſuchte? Und würden ſie dieſes Vergnügen genieſsen, wenn ſie nicht eben dadurch Gelegenheit faenden, Uebels von andern zu reden? Nur dieſer Unterſcheid iſt dabey, daſs eine jede Geſellſchaft ihre eigne Art hat, Boeſes zu reden.

Der Greis ſeufzt über die ſchlimmen Zeiten: die Jugund über den Eigenſinn und Geiz des Greiſes. Ehrwürdige alte Jungfern reden Boeſes von den flatterhaften Maedchen, die ſchon gern ſündigen, und doch nur achtzehn Jahr alt ſind; und dieſe lachen über die fromme Buhlerey der alten Heiligen. Die Bürger reden Boeſes von den Preſſungen und der Partheylichkeit des Magiſtrats; und dieſer noch mehr Boeſes von dem Ungehorſame und müſsigen Leben des Bürgers. Der Narr redet Boeſes von der Religion, und der Kaetzermacher zankt ſich mit dem Teufel. Der junge Marquis iſt nie witziger und muthwilliger, als wenn er etwas Boeſes von einem Philoſophen erzaehlen kann; und der Philoſoph unterſucht, ob dieſer Muthwille aus Hochmuth, oder aus Bosheit herrühre. Mit einem Worte: die ganze Stadt redet Uebels, und die ganze Stadt eilt mit Vergnügen in die Geſell-

ſchaften, wo ſie es reden kann. Man nehme ihnen die Erlaubniſs Boeſes zu reden, ſo nimmt man der Welt ihre Sonne.

Diejenigen, welche die unglückliche Leidenſchaft des Spielens zu Sclaven gemacht hat, wiſsen ſich immer damit zu entſchuldigen, daſs man alsdann, wenn geſpielt wird, nicht Zeit habe, Uebels von andern zu reden. Welche Thorheit! Einen Fehler damit entſchuldigen, daſs man eine Tugend unterlaeſst! Aber ich will mir dieſe Art der Entſchuldigung zu Nutze machen. Die Begierde, und die Gelegenheit Boeſes zu reden, iſt ein bewaehrtes Mittel, unzaehlige Thorheiten zu vermeiden. Zu der Zeit, wenn die Geſellſchaft Boeſes redet, entfernt ſie ſich von der Seuche zu ſpielen, und ein mühſam verdientes Vermoegen durch einen unglücklichen Augenblick unter aengſtlicher Hoffnung zu zerſtreuen. Der Richter verſaeumt, ungerecht zu ſeyn, wenn er Boeſes von andern redet. Der Advocat merkt es nicht, daſs zween Nachbarn in vertraulicher Einigkeit leben, und laeſst ihnen daher dieſes Glück ungeſtoert. Der Arzt, wenn er Uebels von andern ſpricht, vergiſst ſein Amt, und die Menſchen bleiben leben!

Die erſte Regel, die uns der Moraliſt einpraegt, iſt dieſe, daſs man alle Mühe anwenden ſoll, ſich und die Welt kennen zu lernen. Iſt wohl eine bequemere Art dieſes zu lernen, als wenn man die Geſellſchaften fleiſsig beſucht, wo am meiſten Boeſes geredet wird? Man waehle ſich nur zwo der beſten, und die beſten ſind dieſe, wo eine Betſchweſter oder ein Müſsiggaenger das groſse Wort führen: ſo lernt man die ganze Stadt kennen, und auch dieſe beiden Geſellſchaften lerne man kennen, weil gewiſs keine die andere ſchonen wird. *Philen* iſt mildthaetig. Er ernaehrt mit ſeinem eignen Brodte die Kinder einer Wittwe, welche der Mann in aeuſserſter Armuth hinterlies, weil er zu ehrlich war. Philen hat wohl Urſache mild-

mildthaetig zu ſeyn, denn drey von dieſen Kindern ſind ſein. *Herkommann* iſt ein Gerechtigkeit liebender Advocat, welcher ſich ein Vergnügen daraus macht, Wittwen und Waiſen beyzuſtehen. Im Ernſt? Warum nicht; denn Herkommann iſt ein Erbſchleicher. Aber *Suffen*, der Patriot, wird doch ohne Tadel ſeyn? Suffen, welcher mit Thraenen die Noth der Unterthanen ſieht, und der Regierung flucht? Suffen, iſt ein Misvergnügter, den der Hof beleidigt hat, weil er ihm das Amt nicht geben wollte, das er ſuchte, um die Unterthanen ſelbſt zu drücken. Wie lehrreich iſt die Schule derer, die von andern Boeſes reden! Ohne dieſe Geſellſchaft würde ich niemals Gelegenheit gehabt haben, den Philen, den Herkommann, den Suffen kennen zu lernen.

Aber werde ich auch Gelegenheit haben, mich ſelbſt kennen zu lernen? - - Warum nicht? mein Herr. Sind ſie allein ſo tugendhaft, oder ſo ehrwürdig, daſs man von ihnen allein nichts Boeſes reden wird? Ich moechte es ihnen wohl im Vertrauen entdecken, was man von ihnen ſagt, aber verdrieſslich müſſen ſie nicht werden. Man ſpottet über ihre pedantiſche Mühe, die ſie ſich machen, andre kennen zu lernen. Der gute Menſch glaubt, er ſey weiſe genug, die Fehler andrer zu entdecken; bey der klugen und geſetzten Miene, die er ſich giebt, iſt es nur der Geiz und der Hochmuth, der ihn abhaelt, laſterhaft zu ſeyn. In Geſellſchaft redet er wenig, damit man glauben ſoll, er ſey im Stande, ſehr vernünftig zu reden, wenn er ſich nur entſchlieſsen wollte zu reden. Sein Anzug iſt reinlich und ohne Pracht; aber er hat keinen Credit. Wenn er von der Religion mit Ehrfurcht ſpricht, ſo geſchieht es, um diejenigen in der Stadt auf ſeine Seite zu ziehen, deren Zorn am gefaehrlichſten iſt. Ungeachtet er unverheirathet iſt, ſo wird er doch niemals anders, als mit einer gewiſſen Ehrfurcht, vom weiblichen Geſchlechte reden: aber, wollen ſie etwan ſeinen

Roman wiſſen? In zwo Minuten will ich - - - Verzeihen ſie, mein Herr; warum ſehen ſie ſo wütend aus? Sie verſtehn mich unrecht. Ich hätte gar nicht in Willens, ſie zu beleidigen. Nur aus Freundſchaft gab ich mir die Mühe, ihnen das Boeſe wieder zu erzaehlen, das man in allen Geſellſchaften von ihnen ſpricht. Sie ſollten das Glück haben, ſich kennen zu lernen, und nur in dieſer Abſicht redete ich ſo viel Uebels von ihnen.

Und wenn die Begierde Boeſes zu reden weiter gar keinen Nutzen haette, als dieſen, daſs ſie uns gegen andere und gegen uns ſelbſt aufmerkſam und vorſichtig macht; ſo verdiente ſie ſchon, auch dieſes einzigen Nutzens wegen, alle Hochachtung. So gar diejenigen, die am meiſten eigenſinnig und von dem Vorurtheile nicht abzubringen ſind, daſs die Begierde Boeſes zu reden ein Laſter ſey; auch dieſe würden ſie wenigſtens für ein ganz unentbehrliches Laſter halten, wenn ſie dieſen Nutzen gelaſſen überdenken wollten. Die Dieberey, ob ſie ſchon ihren eignen Gott hatte, war dennoch auch bey denen ein Laſter, die dieſen Gott anbeteten; und gleichwohl fanden die Lacedaemonier einen ſo groſsen Nutzen darinnen, daſs ihre Jugend ſchlechterdings eine Geſchicklichkeit im Stehlen erlangen muſste, wenn man ihr nicht den Vorwurf machen ſollte, daſs ſie künftig ein ſehr unnützes Midglied des Staats ſeyn würde. O, machten doch dieſe Worte einen Eindruck in die Herzen unſrer Aeltern! O, koennten ſie ſich doch entſchlieſsen ihre Kinder, die ihnen die Natur anvertraut hat, in Zeiten an die wichtige Kunſt, Uebels zu reden, zu gewoehnen! Zu ihrer eignen Ehre, zum Nutzen des Vaterlandes, und vornehmlich zum Nutzen ihrer Kinder würde es gereichen, wenn ſie dadurch vorſichtig gegen ſich ſelbſt, und gegen andre gewoehnt würden. Dieſer Theil der Erziehung iſt vornehmlich ein Werk der Mütter. Von ihren Haenden wird es das Vaterland fodern. Die Natur verlangt es

ſelbſt.

ſelbſt. Sollte wohl die Natur, die nichts umſonſt thut, den Müttern die Triebe, Boeſes von andern zu reden, umſonſt ſo verſchwenderiſch mitgetheilt haben?

Es giebt wenige Fehler, die der menſchlichen Geſellſchaft ſo beſchwerlich ſind, als der Hochmuth. Der Hochmüthige ſelbſt leidet dabey; aber derjenige noch mehr, der ſeinen Umgang nicht vermeiden kann. Der Theolog und der Philoſoph, arbeiten gemeinſchaftlich daran, das Herz des Menſchen demüthig zu machen. Jener beweiſst es ihm aus Staub und Erde, und dieſer noch gründlicher daraus, daſs unmoeglich ein Ding zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn koenne. Für beide Beweiſe habe ich alle die Ehrfurcht, die ein unphiloſophiſcher Laye für alle Theologen und Philoſophen haben muſs; und dem unerachtet bin ich verſtockt genug zu glauben, daſs man einen Hochmüthigen dadurch, daſs man Uebels von ihm ſpricht, in einer vierthel Stunde weit zahmer und menſchlicher machen kann; als durch eine lange traurige Predigt, und eine Reihe von finſtern Schlüſſen.

Ehe ich ſchlieſse, werde ich Gelegenheit haben, hievon noch einmal zu reden. Bis dahin verſpare ich es, weitlaeuftiger zu ſeyn.

Ich übergehe zugleich noch eine unzaehlige Menge andrer Vortheile, welche ein jeder Menſch für ſich, und das ganze gemeine Weſen überhaupt dadurch erlangt, wenn einer von dem andern Uebels ſpricht. Da das Vergnügen, welches wir dabey empfinden, ſo groſs iſt, ſo iſt wohl nichts geſchickter, uns in den traurigen Stunden unſers Lebens aufzuheitern. Wir vergeſſen unſre eigne Thorheit, da wir uns mit der Thorheit andrer beluſtigen. Durch eine beſtaendige Uebung, Boeſes von andern zu reden, machen wir den Witz lebhaft. Kann wohl bey unſern Zeiten etwas wichtiger ſeyn, als dieſes, da ein lebhafter Witz mehr gilt, als ein ſcharfer Verſtand?

Auch

Auch diejenigen werde ich auf meiner Seite haben, die den Werth einer Sache finantzmaeſsig beurtheilen. Wie groſs iſt der Einfluſs, den die Begierde, Uebels von andern zu ſchreiben, und dieſes zu leſen, in Handel und Wandel hat. Holland iſt nie reicher geweſen, als eben zu der Zeit, da alle Preſſen beſchaefftigt waren, über die Schwachheiten eines alten Koenigs zu ſpotten, deſſen Jugend ihm ſo ſchrecklich geweſen war. Holland zog durch dieſe Schatzung die Reichthümer ganzer Laender an ſich, und gab aus dafur ſeinen Witz. Peter Marteau in Coeln, den die witzige Welt auch alsdenn noch nennen wird, wenn ſeine Schriftſteller laengſt vergeſſen ſind, der ward reich, und wodurch anders, als durch die Begierde der Welt, Boeſes zu reden?

Sollte wohl, meine Herren, noch iemand an der Wahrheit meines behaupteten Satzes zweifeln, daſs dieſe Begierde, Boeſes von andern zu reden, einen unendlichen Einfluſs in die Glückſeligkeit eines ganzen Staates habe? Und müſsen Sie nunmehr nicht geſtehen, daſs eine Handlung, welche der Grund der menſchlichen Geſellſchaft iſt, welche das Vergnügen über alle Familien ausbreitet, welche uns Gelegenheit ſchafft, andre und uns ſelbſt kennen zu lernen, welche uns aufmerkſam und vorſichtig macht, welche den Stolz des menſchlichen Herzens ſo ſehr demüthigt, welche macht, daſs wir das Bittre dieſes kümmerlichen Lebens vergeſſen, welche ganze Laender bereichert, und die Seele eines Staats belebt, müſſen Sie nicht geſtehn, ſage ich, daſs eine ſolche Handlung keinen geringern Urſprung, als die Menſchenliebe, haben kann, und daſs derjenige wohl verdient, als ein wahrer Patriot verehrt zu werden, der ſich angelegen ſeyn laeſst, dieſe Handlung allgemein zu machen?

Ich erſuche Sie, meine Herren, noch um eine kleine Aufmerkſamkeit, und bitte mir die Erlaubniſs aus, gelehrt zu ſeyn. Ich habe mir dieſe ganze Zeit über Gewalt

walt angethan, mit meiner Gelehrſamkeit an mich zu halten: laenger iſt es mir nicht moeglich. Ich ſtehe zu viel aus. Ich muſs mich ſchlechterdings meiner Beleſenheit entſchütten, oder ich erlange den Preis gewiſs nicht, den ich von Ihrer Academie erwarte. Ich will Ihnen die Wahrheit meines Satzes aus dem Alterthume unterſtützen. Mit einem Worte, ich muſs allegiren, denn ich bin ein Gelehrter. Ich werde Ihre Gedult nicht misbrauchen, darauf koennen Sie ſich verlaſſen.

Die Goetter würden ohne den Momus *a)* einen ſehr unvollkommenen Himmel gehabt haben. Es war jemand unter ihnen noethig, vor deſſen Begierde Boeſes zu reden, ſie ſich ſcheuen muſsten. Ihr Umgang würde endlich zu ſchlaefrig geworden ſeyn; ſie würden zu wenig auf ſich ſelbſt Acht gegeben haben.

Dieſes ſahe Julian *b)* wohl ein. Damit es an der Tafel ſeiner Goetter nicht zu traurig ſeyn moechte, ſetzte er den Silen an die Seite des Bacchus; denn ohne ihn würde auch Bacchus, der Gott der Freuden, ſchlaefrig geweſen ſeyn. Silen muſste von den Goettern und von den Kaiſern Uebels reden, und die Goetter vergnügten ſich dabey *c)*. Wollen wir Menſchen über eine Sache eifern, die Jupiter ſich ſelbſt gefallen laeſst? Wollen wir ein Vergnügen von uns verbannen, ohne welches auch die Goetter nicht aufgeraeumt ſeyn koennen?

Die

a) Momus, μωμος, Deus reprehenſor Heſiodo, in Theogonia. Was ich ſonſt noch hievon haette ſagen können, das findet der geneigte Leſer in Baſilii Fabri Sorani Theſauro eruditionis ſcholaſticae.

b) Vid. ΙΟΥΛΙΑΝΟΥ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ Καισαρες.

c) Παντων ἀν των Θεων κυκλῳ καθημενων ὁ Σειληνος, ἐρωτικως ἐχων δοκων μοι τε Διονυσῳ καλῳ και νεῳ, και τῳ πατρι τῳ Διι παρακαθησεται, πλησιον ἀυλε, τροφευς τις ὢν και παιδαγωγος καθηστο, τατ' ἀλλα φιλοπαιγμονα και φιλογελωτα και χαριδοτην ὀντα τον Θεον ἐνφραινων, και δη και τῳ σκωπτειν τα πολλα, και γελοιαζειν.

Die Fabel vom Prometheus *d*) hat man bisher ganz unrecht verſtanden. Sie ſagt, er habe Menſchen geſchaffen. Koennen wir dieſes nach den Worten nehmen, da wir wiſſen, daſs Menſchen waren, ehe Jupiter und Prometheus geboren wurden? Die Begierde Boeſes zu reden, war damals nur ein Vorzug der Goetter. Prometheus lernte es unter ihnen, und brachte dieſes Geheimniſs unter die Menſchen. Dadurch machte er ſie geſellſchaftlich, vorſichtig, witzig, mit einem Worte, er machte ſie menſchlich. Dieſes, und nichts anders, war das Feuer, das er vom Himmel entwandte, und wodurch er die kalten und ſchlaefrigen Menſchen belebte. Durch dieſes Feuer, durch dieſen vom Himmel entwandten Trieb, Boeſes zu reden, ſchuf er die Menſchen, die vorher nur Creaturen waren, zu vernünftigen Creaturen, und machte ſie den Goettern aehnlich *e*). Jupiter ward eiferſüchtig darüber. Sonſt hatte er nur Urſache gehabt, ſich vor den zuſammengeſetzten Kraeften der rebellirenden Menſchen zu ſcheuen; nun ward ihm auch ihr Witz furchtbar. Für dieſe Verraetherey ſollte Prometheus büſsen. Daſs er die Menſchen glücklich und witzig gemacht, daſs er die Begierde Boeſes zu reden, dieſes Feuer vom Himmel entwandt, das durfte Zevs nicht beſtrafen: ſeine misgünſtige Eiferſucht würde zu merklich geweſen ſeyn: man ſuchte alſo, ſo lange man konnte, einen ſcheinbaren Vorwand zur Ungerechtigkeit. Er hatte dem

d) Prometheus Iapeti, vnius ex Titantibus et Climenes Filius. Fabula nota ex Heſiodo et Metamorphoſi Ovidii. Wie viel koennte ich hier abſchreiben, wenn ich wollte.

e) *Lucian*, im Geſpraeche: *Prometheus* oder Caucaſus. Ἐγω δε - - ἐνενοησα ὡς ἀμεινον ἀη ὀλιγον ὅσον τα πηλε λαβοντα ζωα τινα συνησαδαι καὶ ἀναπλασαι (das muſs alles figürlich verſtanden werden:) τας μορφας μεν ἡμιν αὐτοις προσοικειτα - - Ταυτ' ἐστιν ἁ μεγαλα ἐγω τας Θεως ἠδικηκα.

dem Jupiter Knochen für Fleiſch vorgelegt *f*) dafür ſollte er büſsen. Man fühlte gleichwohl, daſs dieſe Urſache laecherlich war: er hatte alſo Menſchen geſchaffen, boshafte Geſchoepfe, und beſonders Frauenzimmer *g*). Aber würde Jupiter Gelegenheit gehabt haben, ſich bald in einen Stier, bald in einen Schwan zu verwandeln, wenn Prometheus dieſes grauſame Verbrechen nicht begangen haette *h*)? Prometheus blieb immer unſchuldig: man muſste alſo das wahre Verbrechen nennen. Er hatte das Feuer vom Himmel geſtohlen, und es den Menſchen mitgetheilt *i*). Ohne ſich nunmehr weiter entſchuldigen zu dürfen,

f) Lucian hat im nur angeführten Geſpraeche alle Klagen zuſammengenommen, wenn er den Mercur mit dem Prometheus dieſe Unterredung halten laeſst: ΠΡΟΜΗΘ. Ω Κρονε, και Ἰαπετε, και συ, Γη μητερ, ὁια πεπονθα ὁ κακοδαιμων, ἀδεν δεινον ἀργασμενος; ΕΡΜ. Ουδεν δεινον ἀργασω, ὡ Προμηθευ, ὁς πρωτα μεν την νομιμην των κρεων ἐγκεκριδεις, ἐτως ἀδικον ἐποιησω και ἀπατηλην, ὡς αὐτῳ μεν τα καλλιστα ὑπεξελεσθαι, τον Δια δε παραλογισασθαι, ὁσα καλυψας ἀργεται δημῳ; - - ἐπειτα δε τους ἀνθρωπους ἀνεπλασας, πανυργοτατα ζωα, και μαλιστα γε τας γυναικας. Ἐπι πασι δε το τιμιωτατον κτημα των Θεων (Dieſe Worte ſind wohl zu merken) το πυρ κλεψας, και τουτο ἐδωκας τοις ἀνθρωποις. Τοσαυτα δεινα ἀργασμενος, Φης, μηδεν ἀδικησας δεδεσθαι; λ. τ. λ.

g) In dem darauf folgenden Geſpraeche des Lucians, zwiſchen dem Prometheus und dem Jupiter, findet dieſer das groeſste Verbrechen darinnen, und ſagt dem Prometheus, er habe noch viel ſchwerere Feſſeln und ſchwerere Strafe verdient: ἀνθ' ὡν τοιουθ' ἡμιν ζωα τους ἀνθρωπους ἐπλασας - - και τας γυναικας ἐδημιουργησας.

h) Ich bleibe beym Lucian, weil ich ihn einmal vor mir liegen habe. Prometheus ſagt: ὁ δε μαλιστα με πικρα, τουτ' ἐστιν ὁτι μεμφομενοι την ἀνθρωποποιϊαν, και μαλιστα τας γυναικας, ὁμως ὁρατε αὐτων, και ἀ διαλεπετε κατιοντες, ἀρτι μεν ταυροι, ἀρτι δε σατυροι και κυκνοι γενομενοι θεους ἐξ αὐτων ποιεισθαι ἀξιουντες.

i) Vulcan war darüber am meiſten empfindlich. Seine Verbitterung wider den Prometheus gieng ſo weit, daſs er nicht

dürfen, (denn ein Prinz, der Unrecht hat, laesst sich zum drittenmale nicht widersprechen) ward er aus dem Himmel gestossen, und vor den Augen der beneidenswürdigen Menschen, seiner Geschoepfe, an den Caucasus geschmiedet *k*). Koennen Sie es verantworten, meine Herren, wenn Sie ein Geschenk des Prometheus verdaechtig machen wollen, welches die Goetter nur für sich allein zu besitzen wünschten, welches sie den Sterblichen misgoennten, und worüber der grosmüthige Prometheus zum Maertyrer werden muste?

Bey den weisen und vernünftigen Griechen war die Kunst, Uebels zu reden, ein Theil des oeffentlichen Gottesdienstes. Maenner und Weiber stunden bey den Eleusinischen Festen zu beiden Seiten der Brücke, und sagten denen, die in Procession über diese Brücke giengen, die bittersten Vorwürfe *l*). Gleiche Freiheit hatte das Volk bey den Ithyphallischen Festen *m*). Den Ephesiern war zu

nicht einmal sein Richter, sondern sein Anklaeger seyn wollte. Μα Δι', heisst es: ἀλλα κατηγορον ἀντι δικαστ, ἀδι με ἐξων, ὁς το πυρ ὑφελομενος ψυχρον μοι την καμινον ἀπολελοιπας. Kann man dieses wohl nach dem todten Buchstaben verstehn, ohne etwas ungereimtes zu denken.

k) Dieses sagt der Anfang des lucianischen Gespraechs. Ich koente ihn auch abschreiben. - - Eheu! jam satis est! Gelehrt genug sehn meine Noten aus, so gelehrt, dass, so Gott will, sie niemand lesen wird. Aber ich lese sie selbsten: und ein wahrer Gelehrter schreibt allemahl mehr für sich, als für andere.

l) Vid. Meursius Attic. Lect. V. 31. Graecia feriata p. 73. Eleusin. 27. Casaubonus ad Strabon. p. 400. Suidas in Γεφυριζων et Αχαια, et ibi Kuster. Kuster ad Aristoph. Acharn: v. 709. Bochart Geogr. Sacr. S. II. L. 1. c. 21. Valckenner. Animadu. ad Ammonium p. 209. Hesychius v. Γεφυρισται et ibi Alberti. Wie gelehrt muss der Mann seyn, der so viel Titel von Büchern weis! werden meine Leser von mir denken, wenn sie billig sind.

m) - - - Sed truncum forte dolatum,
Arboris antiquae numen, venerare Ithyphalli. Columell.

zu dergleichen feyerlichem Muthwillen ein Tag im Januar heilig. Das traurige Beyſpiel des Timotheus haette Sie, meine Herren, wohl abſchrecken ſollen, wider dergleichen Freyheit zu eifern *n*).

Auch bey den Roemern hatte die Gewohnheit Boeſes zu reden, einen heiligen Urſprung *o*). Man ſuchte die erzürnten Goetter durch Spiele zu verſoehnen, welche der Grund zu den Feſcenniniſchen Bitterkeiten und vielen feyerlichen Gelegenheiten waren, von andern Uebels zu reden. Caeſar, welcher Gallien und Germanien zitternd gemacht hatte, war bey dem oeffentlichen Einzuge eine Spoetterey ſeiner eignen Soldaten. Seinen Stolz zu demüthigen, ſeine Fehler ihm mitten unter dieſem ſchmeichelnden Pompe erinnerlich zu machen, ihm zu zeigen, daſs er noch ein Menſch ſey, dieſen Zweck zu erlangen, ſangen ſie bey ſeinem Triumphwagen oeffentlich: er ſey ein kahler Ehebrecher *p*). Ein ſchrecklicher Vorwurf für

n) Epheſii die 22. Januarii celebrabant feſtum καταγωγια dictum, quo licebat honeſtos quosque viros et foeminas verbis et factis vexare et inſultare. Quod cum Timotheus, ad quem Paulus epiſtolam ſcripſit, tollere vellet, trucidatus a plebe fuit. Conf. du Cange Gloſſ. Graec. ſub Καταγωγια.

o) Liv. L. VII. c. 2. etc. Et hoc et inſequenti anno peſtilentia fuit. - - quum vis morbi nec humanis conſiliis nec ope diuina leuaretur, victis ſuperſtitione animis ludi quoque ſcenici - - inter alia coeleſtis irae placamina inſtituti dicuntur - - ludiones ex Etruria acciti - imitari deinde eos iuuentus ſimul inconditis inter ſe iocularia fundentes verſibus coepere - - Iuuentus hiſtrionibus fabularum actu relicto, ipſa inter ſe more antiquo ridicula intexta verſibus iactitare coepit. etc.

p) Sueton, in Caeſ c. 51 Ne prouincialibus quidem matrimoniis abſtinuiſſe vel hoc diſticho apparet, jactato aeque a militibus per Gallicum triumphum

Urbani ſeruate vxores, moechum caluum adducimus.

für einen Kaiſer, der ſich über keine von ſeinen Handlungen, aber über ſeinen kahlen Kopf untroeſtlich, ſchaemte *q*)!

Wünſchen Sie es nicht, meine Herren, daſs ich anfange, von den Saturnalien zu predigen *r*). Sie würden erſchrecklich viel Gelehrſamkeit auszuſtehen haben. Ich würde von dem Jupiter, da er noch als ein Kind den Zaehnen ſeines Vaters entfloh *s*), anfangen, und beym Davus des Horaz aufhoeren, und vielleicht auch da noch nicht aufhoeren *t*).

Alle

Aurum in Gallia effutuiſti (ein vornehmer Troſt für unſre junge Deutſche, die nach Paris reiſen) heic ſumſiſti mutuum;

Im 49. Cap. ſagt Sueton: Gallico denique triumpho milites eius inter caetera carmina, qualia currum proſequentes joculariter canunt, etiam vulgatiſſimum illud pronunciaverunt:

Gallias Caeſar ſubegit, Nicomedes Caeſarem, etc.

q) Caluitii deformitatem iniquiſſime tulit, ſaepe obtrectatorum jocis obnoxiam expertus. Ideoque et deficientem capillum reuocare a vertice aſſueuerat, et ex omnibus decretis ſibi a ſenatu populoque honoribus, non aliud aut recepit aut vſurpauit libentius, quam jus laureae perpetuo geſtandae. Suet. in Caeſ. c. 45.

Dieſes war auch einer von den bitterſten Vorwürfen des Silens, da er vom Caeſar ſagte: Καὶ γὰρ, ὡς ὁρᾶς, ἐστὶ μεγας καὶ καλος, ἐμοὶ γεν, εἰ καὶ μηδεν ἄλλο, τα γε περὶ την κεφαλην ἐστὶ προσομοιος. S. Jul. Caeſ.

r) V. Macrobium, Athenaeum, und alle Gelehrte, die dieſe beide geplündert haben.

s) Πρωτον δὲ φασι Ῥειαν ἠδεισαν τῃ τεχνῃ - - καὶ ἀ τα μετρια ὠνατο της τεχνης αὐτων. ὁι γαρ περιορχημενοι, διεσωσαντο αὐτῃ τον Δια, ὡστε καὶ σωτρα ἐκοτως ἂν ὁ Ζευς ὀφειλαν ὁμολογοιῃ αὐτοις ἐκφυγων διὰ την αὐτων ὀρχησιν τες πατρως ὀδοντας. S. den Lucian vom Tanzen.

t) Horat. Sat. 7. L. II.

Alle dieſe gelehrten Nachrichten, die ich hier angeführt, und die ich aus Mitleiden gegen Sie auch nicht angeführt habe, erlaeutern meinen Satz, daſs die Erlaubniſs von andern Boeſes zu reden, vornehmlich auch dieſe Abſicht gehabt, diejenigen in einem gewiſſen Grade der Demuth zu erhalten, welche das Glück, oder ihre Tapferkeit *u*), oder ihre Weisheit weit über andere Menſchen zu erheben ſchienen. Wie heilig *x*) ſollten uns diejenigen Mittel ſeyn, welche die Menſchen ſo tugendhaft machen!

Weil man nur von griechiſchen und lateiniſchen Sachen gelehrt reden kann; ſo will ich mich bey dem nicht aufhalten, was ich zum Beweiſe meines Satzes aus den folgenden und neuern Zeiten anführen koennte. Ich finde darinnen unzaehlige Exempel.

Der Koenig der Britten wird von den witzigen Koepfen, und Bootsknechten in London alle Tage daran erinnert, daſs er ein Menſch ſey. Nirgends iſt ſeine Majeſtaet kleiner, als auf der Themſe.

War bey Ihnen, in Frankreich, das berühmte Narrenfeſt etwas anders, als eine Schule der Demuth für die Geiſtlichen Ihres Landes? Sie war ein wenig ausſchweifend, und beynahe raſend, ich kann es nicht laeugnen; aber eben dieſe Raſerey hatte einen myſtiſchen Verſtand, den Herr Tilliot nicht wahrnehmen wollte, weil er gar zu vorſichtig war *y*).

Ich

u) . . . . . et ſibi conſul
Ne placeat, curru ſeruus portatur eodem.

Wer von meinen Leſern nicht begreifen kann, wie dieſe Stelle hier herkoemmt, der bedenke nur, daſs ich den Juvenal noch nicht angeführt hatte.

x) Der berühmte Rabbi Ben-Maimon in ſeinem סֵפֶר הַמִּצְוֹת ſagt hievon nicht ein Wort.

y) Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de la Fête des Fous qui,

Ich wundre mich, dafs die Engellaender, und auch Ihre Landesleute, uns Deutſchen die Hofnarren vorwerfen z), welche bey uns ſo einen groſsen Theil der fürſtlichen Beluſtigungen, und dieſes mit Recht, ausmachen. Sie ſuchen darinnen einen Beweis eines unausgearbeiteten Geſchmacks; ich aber ſehe ſie an, als einen Beweis der deutſchen Freyheit, die uns billig ſo ſehr am Herzen liegt, und die wir, beſonders gegen Sie, meine Herren, nicht eiferſüchtig genug vertheidigen koennen. Ich koennte zum Ruhm unſrer autoriſirten Narren ſehr vieles ſagen: aber das iſt ſchon Ruhm genug, dafs ſie den Beyfall unſrer Fürſten mit Lachen erlangen, um welchen ſich ſo viele Hofleute Zeitlebens aengſtlich und koſtbar, und oft wohl umſonſt bemühen. Es iſt wahr: die Scherze dieſer Narren ſind immer niedrig: aber wie vortheilhaft iſt dieſes für den Witz mancher Hofleute, die auch ſcherzen! Werfen Sie uns nicht vor, dafs ihr Anzug etwas barbariſches und gothiſches an ſich habe. Bey uns gehen die Narren buntſchaeckig und reden albern. In Frankreich gehen ſie ſchwarz, und plappern die witzige Sprache eines jungen Abbe. In Engelland hüllen ſie ſich in einen Frack, und murren politiſch: mit einem Worte, jedes Land hat ſeine Narren, nur geſtehn ſie es nicht in allen Laendern. Alle dieſe Vorzüge unſrer deutſchen Hofnarren, und noch hundert andere, übergehe ich mit Stillſchweigen, und will nur dieſes erinnern, dafs ſie wegen ihrer privilegirten Freyheit, Uebels zu reden, einem Hofſtaate ganz unentbehrlich zu ſeyn ſcheinen. Der Hofmann muſs ſich ſcheuen, Thorheiten zu begehen, um ihren oeffentlichen Vorwurf zu vermeiden; und der Prinz lernt durch dieſes Mittel ſeine Hofleute kennen, die ſich ſonſt ſo wohl vor ihm zu verſtellen wiſſen. Mit einem Worte;

qui ſe faiſoit autrefois dans pluſieurs egliſes, par Mr. du Tilliot.

z) Von hundert Stelle will ich nur das XVII. Stück im I. Theile des engliſchen Zuſchauers anführen.

Worte; derjenige weiſe Spruch: *wenn man die Wahrheit nirgends faende, ſo muſs man ſie doch bey den Prinzen finden!* Dieſer weiſe Spruch, den man ſo oft hoert, und doch ſo oft nicht verſteht, redet nur von unſern deutſchen Hofnarren!

Welches alles zu erweiſen war!

Vielleicht haben Sie, meine Herren, in Willens, mir noch einige Einwürfe wider den bisher behaupteten Satz von der edlen Quelle der Begierde Boeſes zu reden, und wider den allgemeinen Nutzen zu machen, den dieſe Begierde über die ganze menſchliche Geſellſchaft ausbreitet. Sie wollen etwan ſagen: ich haette einen deutlichern Unterſchied feſt ſetzen ſollen, zwiſchen der nothwendigen Verbindlichkeit, andern ihre Fehler liebreich vorzuhalten, und zwiſchen der boshaften Neigung, die Uebereilungen anderer auszubreiten, oder gar denen, die unſchuldig ſind, Fehler anzudichten; ich haette das Heilige einer vernünftigen und beſſernden Satire mit dem niedertraechtigen Splitterrichten, und den Pasquillen des Poebels nicht vermengen ſollen; es ſey eine Tugend offenherzig zu ſeyn, es ſey eine wichtige Kunſt, dieſe Offenherzigkeit durch einen muntern und lebhaften Scherz angenehm, und zugleich die bitterſten Wahrheiten ertraeglich zu machen; aber eben dieſe Kunſt ſey unendlich weit von derjenigen Bosheit unterſchieden, welche man mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer niedertraechtigen Verunglimpfung belegen koenne; dieſe ſey ein Grund zu ewigen Verbitterungen zwiſchen denen, die ſonſt die beſten Freunde waren; niemand ſey empfindlicher, wenn Boeſes von ihm geredet werde, als derjenige, der es von andern am meiſten rede, und dieſer verdiene es doch am meiſten; ein Menſch, der in den Geſellſchaften herumſchleiche, Unſchuldige zu laeſtern, ſey weit gefaehrlicher, als jener, der uns den verborgenen

Dolch in die Bruſt ſtoeſst; die abſcheulichſten Verbrechen . . .

Gut, meine Herren! ich verſtehe alles, was Sie ſagen wollen! Ich koennte Sie widerlegen; aber ich ſehe an meiner Uhr, daſs ich ſchon eine Minute laenger geredet habe, als es die Geſetze der Academie erlauben. Ich würde noch eine halbe Stunde Zeit noethig haben, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen; aber darüber würde ich den aufgeſetzten Preis verlieren Glauben Sie denn, daſs ein Philoſoph um deſswillen ſchreibt, damit er Wahrheiten ausfindig mache? Er ſchreibt, um bezahlt zu werden; und ich, meine Herren, ich bin ein Philoſoph!

Realregiſter.

Vorbericht des Verlegers.

Ich habe, wie es bey uns immer gewoehnlich iſt, vorſtehende Schrift von einer unbekannten Hand zugeſendet bekommen. Der Verfaſſer bittet mit einer wahren Autordemuth, daſs ich mich entſchlieſſen moechte, ſie zum Drucke zu befoerdern: er thut dieſes auf eine ſo verbindliche Art, daſs ich unmoeglich ſo hart ſeyn koennen, ihm ſein Bitten abzuſchlagen. Inzwiſchen befürchte ich, wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll, daſs ich dabey ſchwerlich auf meine Koſten kommen dürfte. Ich weis in der That nicht, was ich aus dem Werkchen eigentlich machen ſoll Es ſcheint mir ein Zwitter vom Witze und von Gelehrſamkeit zu ſeyn. Und ich weis nicht, ob ich es ſagen darf; beynahe bin ich auf die Gedanken gekommen, daſs es, ich moechte mich zwar nicht gern an dem Herrn Autor verſündigen, aber, wie geſagt, Gott gebe, daſs ich lüge, mit einem Worte, ich halte es gar für eine Satire! Mein Herr Gevatter, ein Mann, der nicht unrecht iſt, und immer weiter ſieht, als andere, findet ſehr vieles darinnen, das ſich auf die corſiſchen Unruhen bezieht. Das daechte ich nun eben nicht, wenigſtens ſteht nicht ein Wort von den Corſen darinnen; aber der Henker mag den Schriftſtellern trauen. Dem ſey aber, wie ihm ſey, ich halte es für eine gelehrte Abhandlung;

denn witzig kann ſie unmoeglich ſeyn, weil ſo erſchrecklich vieles Griechiſch darinnen ſteht. Inzwiſchen iſt es wahr, daſs ſie weit über die Haelfte ſehr ungelehrt ausſieht; denn auf den erſten Seiten iſt nicht eine einzige kleine Note. Das iſt noch mein Troſt, daſs ſie lateiniſch gedruckt iſt. Aber zur Hauptſache zu kommen. Damit dieſes Büchlein eine recht gründlich gelehrte Miene erlangen, und auch denen nützlich ſeyn moege, welche, als maennliche Gelehrte nicht den ſpielenden Witz, ſondern das Solide lieben; ſo habe ich mir die Mühe gegeben, bey einer Pfeife Tabac einen Verſuch vom nachſtehenden Realregiſter daraus zu fertigen, das ich künftig weiter ausführen werde. Der unbekannte Herr Autor wird mir dieſe Freyheit nicht ungütig nehmen. Haette ich gewuſst, wo er anzutreffen waere, ſo würde ich ihn um Erlaubniſs hiezu gebeten haben. Aber der Himmel mag wiſſen, unter welchem Dache er ſteckt; denn, als ein witziger Autor, der er doch wohl ſeyn will, wohnt er vermuthlich fünf Treppen hoch. Wie geſagt, das Realregiſter habe ich ſelbſt dazu gemacht. Sollte der Herr Autor den Preis von der Academie zu Pau erlangen; ſo will ich nun eben nicht ſagen, daſs er ihn in Anſehung meines Realregiſters erlangt habe: aber man weis doch das zehntemal die Urſachen nicht, warum etwas in der Welt geſchieht. Inzwiſchen mag er ihn behalten.

Verſuch eines Realregiſters.

Advocate

Gewiſſenhafter, iſt einmal einer geweſen 24. Ob das Ernſt ſey? ib. iſt als ein ehrlicher Mann verhungert 25. Ein Kennzeichen einer weiſen Regierung, wo die Advocaten verhungern 26 Sind einem Staate nothwendig 27. Geſchichte von Heuſchrecken 27. Von welchen Advocaten eigentlich die Rede ſey? 58. Warum die Richter wider die Advocaten eifern? 30. Die Fabel vom Wieſel und der Katze. ib. Anatomie eines Advocaten 39.

Academie

Die zu Dijon iſt groſsmüthig 5. die zu Pau ſoll ſich daran ſpiegeln ib. Der Autor iſt in Leipzig zu erfragen. ib. Der Autor droht, die Academie laecherlich zu machen 9. Wie er ſich ſonſt an der Academie raechen will, wenn er den Preis nicht kriegt 10. In dieſem Falle ſchreibt er nur für die Ehre, und iſt zu groſs, als daſs er ſich aus dem Preiſe etwas machen ſollte 11. Klagen des Autors über die Parteylichkeit der Franzoſen 12. Will dieſe Klage widerrufen, wenn er den Preis kriegt ib.

Autor

iſt demüthig 3. und droht ib. koennte ſich ſelbſt vergoettern 9. will es aber nicht thun ib. ſchreibt nur wegen der Ehre 7. bittet flehentlich um den Preis 7. 8. 9. 10. 11. 29. 30. 32. Autor ſchaemt ſich 5. in welchen Faellen ſich ein Autor ſchaemen dürfe 6. Autor beweiſt gründlich 8.

denkt

denkt mit den Fingern 8. Autor giebt ſeinen Gegnern einen Stich 15. ſchimpft ib. hat noch mehr Verdienſte 19. iſt berühmt ib. ſchreibt mehr fur ſich, als für andere 20. iſt mit ſich wohl zufrieden 14.

Autorparole

Siehe Meineide.

Ammen

lehren uns die Geſpenſter 19 Vom Einfluſſe der Ammen in unſern Gemüthscharacter 20. Wie die Amme eines Kunſtrichters geweſen ſeyn müſſe 21.

Betſchweſtern

ſind würdige Praeſidentinnen in der Geſellſchaft, wo Uebels geredet wird 24. Warum die liederlichſten Weibsperſonen in ihrem Alter die grauſamſten Betſchweſtern werden? 39.

Beluſtigung

Ob aus der Beluſtigung eines Menſchen ſein Gemüthscharacter zu ſchlieſsen 9 Wird verneint, ib. und mit Exempeln bewieſen ib. Gelehrte beluſtigen ſich mit ſich ſelbſt 10.

Bibliothek

iſt eine Art von Tapeten 15. Ein deutſcher Graf fodert ſechs Ellen Bücher, um ein Locat auszufüllen 19.

Buhlen

15. der Autor buhlt um den Preis der Academie zu Pau 7. das Buhlen iſt allen Staenden gemein 15. von der geiſtlichen Coquetterie, ib. daſs ſie eine ehrgeizige Begierde ſey, fromm zu ſcheinen ib. Die meiſten Verkaetzerungen entſpringen daraus ib. Ob ein Autor mit ſich ſelbſt coquettire? ib. Mannsperſonen coquettiren mehr, als die Frauenzimmer 16.

Coquetterie

ſiehe Buhlen.

Caeſar

Julius, viel Booſes von ihm 37.

Chronodiſticha

machen ihrem Erfinder Ehre 8 ſind der einzige Witz gewiſſer Gelehrten 30. der Witz wird dadurch geſchaerft, und der Verſtand ruht dabey aus 31. Angſt eines Verfaſſers, dem noch ein L fehlt ib. Welche Koepfe dazu die geſchickteſten ſind ib.

Comoedie

warum diejenigen am heftigſten dawider eifern, die die meiſten Comoedien ſpielen 32. Beytrag aus der Kirchengeſchichte ib.

Charlatan

ſiehe Marktſchreyer.

Deutſche

ſchreiben nicht gern kleine Werkchen 4. Warum junge Deutſche ſo gern nach Paris reiſen? 7. warum ſie gemeiniglich naerriſch und ungeſund zurück kommen? ib. Warum die Franzoſen die Deutſchen verachten? 19. Warum die Deutſchen ihre eignen Landesleute verachten, wenn ſie aus Paris zurücke kommen? ib. warum die deutſche Sprache den Franzoſen ſo ekelhaft iſt? 37. Eine Stelle aus dem Sueton: aurum in Gallia effutuiſti, heic ſumſiſti mutuum, wird jungen Deutſchen zum Troſt angefuhrt 38. Deutſche lieben die Hofnarren 40. thun daran Recht ib. iſt ein Zeichen der alten deutſchen Freyheit ib.

Dummheit

Ein Mittel reich zu werden 16. In welchen Staenden man am meiſten damit verdienen kann? 16. Klugheit hat mehr Leute unglücklich gemacht, als die Dummheit ib. Iſt eine groſse Kunſt, zu rechter Zeit dumm zu ſeyn 17.

Dichter

Dichter

Warum itzt alles von Poeten wimmelt? 19. Ob es bey des Horaz Zeiten nicht eben ſo viel Dichter gegeben habe, als itzt? ib. wo ſie hin ſind? ib. Welche Art von Dichtern bey Hofe noch in einigem Anſehen iſt? 27. Woher das komme? ib. Wodurch ſich die Poeten um ihren Credit bringen? 14. Ob ſie mehr ſchuld daran ſind, als der Hof 15. Ein Vorſchlag, wie das Anſehen der guten Dichter zu retten, 16. Warum unſre Maecenaten, wenn ſie auch noch ſo billig und vernünftig ſind, zwar einen wirklich groſsen Dichter bewundern, aber doch verhungern laſſen? 17. Lob der Koeche ib.

Ehrgeiz

was das heiſse, wenn ein Autor ehrgeizig heiſst? 19. Berechnung des Autorehrgeizes nach itzigem Münzcours ib.

Ehe

warum alte Junggeſellen am liebſten über die Ehen ſpotten? 34. Warum die Ehen nicht mehr im Himmel geſchloſſen werden? 36.

Eiferſucht

iſt gemeiniglich ein Kennzeichen eines boeſen Gewiſſens 13. Maenner, die als Junggeſellen am meiſten geſündiget haben, ſind am meiſten eiferſüchtig 14. Eiferſucht eines witzigen Kopfes geht über alle Eiferſucht 19.

Einwurf

dem Autori werden verſchiedne Einwürfe wider ſeinen Satz gemacht 43. Hat nicht Zeit ſie zu beantworten ib. Koennte es wohl thun ib. Einem Schriftſteller Einwürfe zu machen, iſt gefaehrlich 17. bey welchen Gelehrten es am meiſten gefaehrlich ſey? ib.

Financen

werden durch die Begierde, Boeſes zu reden, vermehrt 28. S. Projectmacher.

Frauen-

Frauenzimmer

Die von einer zweydeutigen Aufführung werden entſchuldigt 11. Warum alte Jungfern gern beten? 13. Wie lange ſie verliebt ſeyn dürfen 14. Warum ſie über junge Maedchen ſich ſo chriſtlich aergern? 14. Ob junge Maedchen Unrecht thun, wenn ſie im ſechzehnten Jahre das wünſchen, was alte Jungfern ſchon vor 40 Jahren ſich gewünſcht haben? ib. Warum alte Junggeſellen ſo gern Boeſes von Frauenzimmern reden 43. Frauenzimmer geht auf die Heirath 37. Warum das billig ſey? ib. Liebaeugeln, und coqvettiren, iſt nichts anders, als auf die Heirath ausgehen ib.

Franzoſen

die Deutſchen geben ihnen viel Vorurtheile ſchuld 18. Der Autor wird binnen Jahr und Tag ſehen, ob dieſer Vorwurf gegründet iſt ib. Der Autor bewundert ihre Academien, beſonders weil ſie Preiſe austheilen 29. Der Autor verharrt mit demuthsvoller Hochachtung 7. Hat ein groſses Vertrauen zu ihrer Einſicht ib. Iſt wegen des aufgeſetzten Preiſes ſehr gleichgültig ib. und droht ib.

Gewiſſen

In welchen Faellen das Gewiſſen zu brauchen 18. Erklaerung einer Stelle aus dem Panciroll, de rebus deperditis 19. des gemeinen Mannes altvaeteriſche Begriffe vom Gewiſſen 30. Beſchreibung vom Gewiſſen eines Hofmanns 32. eines Generalpachters ib. eines Domherrn ib. Der Autor macht ſich ein Gewiſſen 40. Ob das Heucheley ſey, wenn der Autor das ſagt? ib,

Geizige

ſind Patrioten, weil ſie für andere verhungern 13. Warum die Autores beſtaendig wider den Geiz eifern? 29. Autores ſind ſelbſt geizig ib. in welchen Faellen ſie es nicht ſind ib.

Geſchenke

ſind bey uns nicht gebraeuchlich 13. Was an deren Stelle eingeführt iſt 14. Wie ſie nach dem Stylo curiae genennet werden 15. von ſchuldiger Erkenntlichkeit ib. von gehorſamſter Bezeigung ib. von geringer Vergeltung auf Abſchlag wegen auſserordentlicher Bemühung ibid. von einer Hand voll Devotion ib. Was das heiſst: mit Devotion klimpern ib. Ob das ein Nationalwort ſey? ib. Vom Porte-bras eines Clienten ib. Was das in Sachſen heiſse: der Candidat hat ſchoene Studia! ib.

Goldmacher

warum alle herumirrende Goldmacher Bettler ſind? 29. Von ihrer Quakerey 40. Von der Groſsmuth dieſer Goldmacher, die allemal andere, und niemals ſich ſelbſt, reich machen wollen ib. Daſs ſie den Galgen nicht verdienen 43.

Geſpenſter

wo ſie herkommen? 16. Warum ſie an den wenigſten Orten mehr mode ſind? 19. warum ſich der Teufel am liebſten von alten Weibern ſehen laeſst? 33.

Gewichte

Werth eines deutſchen Buchs wird nach Pfunden ausgerechnet 9. Des Autoris Vater ſchrieb einen Centner geheime Nachrichten 6. Woher die Berechnung der Verdienſte nach Pfunden bey den Deutſchen komme? 7. Iſt ein bequemes Mittel, den Werth eines Buchs zu beſtimmen ib. alle Partheylichkeit der Kunſtrichter wird dadurch vermieden ib. Dieſe Urtheile ſind gemeiniglich eben ſo zuverlaeſſig, als die übrigen Urtheile von Büchern ib. Vorſchlag zu einer Kunſtrichterwage ibid. Autor ſeufzt über die Kunſtrichter 13. Fürchtet ſich aber gar nicht ib. Thut wenigſtens ſo ib. Zuruf des Autoris an ſeine Collegen, wie ſie es machen ſollen, daſs

daſs ihre Bücher bey den Kunſtrichtern ins Gewichte fallen 13.

Griechen

waren weiſe 37. Griechiſche Noten ſehen gelehrt aus 36. Warum der Autor ſo gerne griechiſch allegirt 37. ob man noethig habe, die Sprache zu verſtehen, die man allegirt? ib. Es giebt ſich, wie das Griechiſche, wo das herkomme? 19. warum die Gelehrten kein Griechiſch mehr lernen? 30.

Geſchmack

was das heiſst? 8. warum ein jeder glaubt, daſs ſein Geſchmack der beſte ſey? 9. ob nicht oft der Geſchmack des Kutſchers beſſer ſey, als deſſen, den er faehrt 10. Recept, wie ein guter Geſchmack zuwege zu bringen, wenn man den Geſchmack eines Cammerjunkers und eines Profeſſors zuſammen miſcht 10.

Hercules

ein Criticus, 4. miſtet aus ib. wird vergoettert 5. der Autor ſieht ein, daſs er wichtigere Thaten verrichtet, als Hercules 9. verlangt dem ungeachtet nicht vergoettert zu werden ib. ob dieſes Compliment einem Schriftſteller von Herzen gehen koenne? 10. Schuldigkeit der Leſer in dergleichen Faellen 11. Wie die Fabel zu verſtehen, daſs Hercules geſponnen habe? 19. Vom Zeitvertreibe junger Officiers, die in Garniſon müſsig ſtehen ibid.

Hof

wer wider den Hof am meiſten eifre? 24.

Kaetzer

Schon die Prieſter des Saturnus verkaetzerten 12. Kaetzerfabrik 13. Warum gemeiniglich da die meiſten Kaetzer gemacht werden, wo die Geiſtlichen am dümmſten ſind? 14.

Kupfer

Warum die Schriftſteller ſich ſo gern in Kupfer ſtechen laſſen? 19. wie es komme, daſs die Kupferſtiche der Gelehrten meiſtentheils ernſthaft und tiefſinnig ausſehen? 20. warum Monſieur Rouſſeau wider das Kupfer geſchrieben hat? 39.

Leipzig

Darinnen redet man Uebels von andern 22. Handel und Wandel wird dadurch in die Hoehe gebracht 22. warum daſelbſt mehr Uebels geredet wird, als anderwaerts? 23. Verdienſte der Gelehrten um die Kunſt, Uebels von andern zu reden ib. In welcher gelehrten Sprache ſich am beſten Uebels reden laeſst? 24. Der Autor iſt in Leipzig zu erfragen 5.

Latein

Siehe Roemer.

Maecenat

Siehe Zueignungsſchrift. Warum es keine armen Maecenaten gebe? 59. Wie man es anfangen müſſe, einen Maecenaten freygebig zu machen? 60. Ob ein deutſcher Kaufmann ein Maecenat ſeyn koenne? 61. Der Autor erinnert ſich eines Exempels 62. Maecenat ſchenkt einem Autori ein abgetragenes Kleid 64. wird bey der zwoten Auflage abgeſetzt ib.

Mütter

ſind ſchuldig, ihre Kinder die Kunſt zu lehren, Boeſes von andern zu reden 19. Ihnen hat die Natur dazu die Gaben im reichen Maaſse verliehen ib.

Maler

begehen Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit 16. haben mit den Poeten groſse Freyheit 19. werden beſſer bezahlt, als Poeten ib. bilden ſich auch mehr ein ib. warum ein ſchlechter Maler ertraeglicher ſey, als ein elender Poet? 36.

Magi-

Magiſtrat

Siehe Vaeter der Stadt.

Meſſe

wenn ein junger Geiſtlicher die Meſſe geſchwind zu leſen pflegt 4.

Marktſchreyer

Deſſen Unterſchied von einem Gelehrten, der lauter neue Wahrheiten ankündigt 19.

Nachwelt

Für die Nachwelt ſchreiben die Schriftſteller 13. Ob die Itztlebenden verbunden ſind, ihre Bucher zu leſen? ib. Grammaticaliſche Anmerkung über das Wort: Nachwelt 14. Nachwelt heiſst im myſtiſchen Verſtande der Autorn, ſo viel als der Magen ib.

Natur

Ieder ahmt die Natur nach 3. Was daraus für den Witz für traurige Folgen kommen ib. Horazens Maev glaubte auch, er ahme die Natur nach ib. Und - - - glaubt es noch itzt ib. Was der Natur ſchwerer ſey, einen witzigen Kopf, oder einen Wechsler hervorzubringen? ib. Wie man den Fehlern der Natur zu Hülfe kommen koenne? 4. Ob es nicht dadurch am leichteſten geſchehe, wenn die Wechsler genoethigt würden, die witzigen Koepfe zu Erben einzuſetzen? ib. Warum die Frauenzimmer ſo gern an der Natur meiſtern? 7. Was die erſte Gelegenheit zur Schminke gegeben? ib. ſiehe Schminke.

Obrigkeiten

ſiehe Magiſtrat.

Philoſophen

ſind gemeiniglich hypochondriſch 9. wie das komme? ib. Ob ſie über die Thorheiten der Menſchen ſich wirklich aergern? 10. warum ſie ſich über die ihrigen nicht aergern? 11.

Projectmacher

ob ſie die Projecte für ſich oder für den Staat machen 19. die leichteſten Projecte ſind, wenn man die Abgaben verdoppelt 24. Warum die Projectmacher nur vom Landesherrlichen Intereſſe, und von ihrem niemals, reden 25. Warum ſie ſo gern Patrioten heiſsen 26.

Politiſch

geheime politiſche Nachrichten ſchrieb des Autors ſeliger Herr Vater in folio 4. einen ganzen Centner ib. warum man ſo gern geheime Nachrichten ſchreibt? 6. Ein Gelehrter überſieht in ſeinem Groſsvaterſtuhle die ganze politiſche Welt 9.

Pedanten

Wer der erſte geweſen 5. Bey Hofe giebt es mehr Pedanten, als auf Schulen 6. Von Frauenzimmerpedanten 9. Von der pedanterey eines petit Maitre ib.

Poet

ſiehe Dichter.

Querini

Cardinal, warum unſre Gelehrten ſo gern an ihn ſchreiben? 19.

Richter

Wie nützlich ein ungerechter Richter ſey 13. von der Gewohnheit, im Finſtern zu richten 19. Warum dieſe abgeſchafft ib. Warum ſie wieder eingeführt werden koennte ib. Daſs man auf dieſen Fall dem Richter nur die Haende frey laſſen dürfe 20.

Religion

Wer darüber ſpottet 22. Die Religion eines ehrlichen Mannes 38. ihre groſse Bequemlichkeit ib. Junge Deutſche, wenn ſie aus Paris kommen, bringen gemeiniglich die Religion eines ehrlichen Mannes, einen entkraefteten Koerper und Schulden mit 40.

Rabbi

Der berühmte Rabbi Ben-Maimon ſagt davon nichts 43.

Roemer

trugen keine Hüte 40. Wie es gekommen, daſs ihre Kinder ſchon im fünften Jahre Latein redeten 32. Ob alle diejenigen Gelehrte ſind, die Latein koennen ib. Latein iſt nicht mehr mode 33. Ob ein Gelehrter in der lateiniſchen Sprache beſſer ſchimpfen koenne, als ein Kutſcher in der deutſchen? 15. Ob es ſchon bey den Roemern Pedanten gegeben? 13. Warum man diejenigen ſo gern Pedanten nennt, die critiſch Latein lieben? 14. Anecdoten von deutſchen Micheln ib. Daſs dieſe oft die groeſsten Pedanten ſind ib. in der Note b.

Schrift

Durch welchen Zufall gegenwaertige Schrift entſtanden 3. Nachricht von vielen andern Schriften des Verfaſſers, die alle wichtig ſind 4. Warum die Autores mit ihren Schriften ſo wohl zufrieden ſind? 5.

Stolz

Was der kriechende Stolz ſey 27. Warum diejenigen am meiſten ſtolz ſind, die ſich am tiefſten beugen 29. Berechnung der Grade des Stolzes, vom Portier bis in die Garderobe 30. Warum ein armer Poet mehr Stolz habe, als ein reicher Wechsler? 32. Ob ein witziger Kopf bey einer Zueignungsſchrift an einen Wuchrer im Ernſte ſtolz bleiben koenne? 33. Warum ein Frauenzimmer, die auf ihre Schoenheit ſtolz iſt, doch bey zunehmender Haeſslichkeit nicht demüthig wird? 17. Daſs man nur aus Stolz andern ihren Hochmuth vorwirft 18. Der Autor weis ſich dabey auf eine feine Art zu entſchuldigen ib.

Schminke

Was die erſte Gelegenheit zum Schminken gegeben 7. War bey den Bactriern in den aelteſten Zeiten eine Art der

Strafe für Weibsperſonen, welche nicht mehr erroetheten 8. Ward in folgenden Zeiten bey ihnen eine Art der Galanterie ib. Scholia zur Stelle des Lucans: - - - - tinxere ſagittas ib. Die Mode zu ſchminken, wie ſie auf uns gekommen ib. Ob ſie die Gothen eingeführt ibid. Ob man ſich von einem Frauenzimmer um deſswillen koenne ſcheiden laſſen, weil ſie ſich beſtaendig geſchminkt, und man das vor der Hochzeit nicht gewuſst hat 19.

Trauer

warum eine junge Wittwe in der Trauer am meiſten reizend ſieht 11. Vier Exempel aus dem Alterthume, von jungen Wittwen, die ihre alten Maenner im Ernſte betrauert haben 12. Eines von dieſen Exempeln iſt noch zweifelhaft 13. Der Autor giebt der Academie zu Pau einen wohlgemeynten Rath, im künftigen Jahre demjenigen den Preis zuzutheilen, welcher vier dergleichen Exempel aus neuern Zeiten beybringen wird 14. Die Bedingungen, ſo dabey erfodert werden ib. Ein Exempel weis der Autor in ſeinem Lande ib. Zu noch einem iſt ihm Hoffnung gemacht ib. ſagt ſich vom Preiſe los ib.

Vorurtheile

ein Weiſer ſchaemt ſich nicht, ſie zu bekennen 18. Sind der Grund aller menſchlichen Zufriedenheit 33.

Vaeter der Stadt

warum der Magiſtrat mit den Bürgern unzufrieden iſt 22. wie alt ein Vater der Stadt ſeyn muſs 38. Von einem Vater der Stadt im Flügelkleide ib. Vater der Stadt laeſst ſich zum erſten male barbieren ib. Freude ſeiner Mama über die Erſtlinge des Barts ihres wohlweiſen Sohnes ib.

Verdienſte

eines Autoris 4. ſind unendlich 5. jeder Autor iſt darinnen ſein eigner Zeuge ib. warum ihre Verdienſte ſo ſelten

ten belohnet werden 3. Ein herzlicher Seufzer über alle Verleger ib.

Wahrheiten

Gelehrte ſuchen lauter neue 22. Warum ſie mit den alten nicht zufrieden ſind ib. Definition einer neuen Wahrheit 23. die meiſten Wahrheiten erfinden die, ſo die Wahrheit am wenigſten leiden koennen 24. Nachricht von einem Gelehrten, welcher nach vielen Wahrheiten endlich auch die erfunden, daſs er gar nichts weis 30. ein alphabetiſches Verzeichniſs vieler itztlebenden Gelehrten, welche dieſes noch nicht erfunden 31. Der Autor erwaehnt ſeiner eignen Perſon hiebey mit einem ſehr beſcheidenen Stolze 32. Erwartet von ſeinen Leſern darüber eine Schmeicheley ib.

Wiſſenſchaften

ſchoene, ſiehe Caſtraten.

Zueignungsſchriften

ſind gemeiniglich Satiren auf die Maecenaten 49. aus der Zueignungsſchrift kann man ſchlieſsen, wie hungrig der Autor ſey 50. Warum die Dedicationen abkommen 62. Nachricht von verſchiednen Maecenaten, die nicht leſen koennen, und doch gut bezahlen 63.

Zorn

Warum die Moraliſten gemeiniglich ſo viel Galle haben? 26. Ueber wen ſich die Schriftſteller am meiſten erzürnen? ib.

Zahnarzt

ſiehe Marktſchreyer.

ERRATA.

Ich war halb todt, da ich nach Hauſe kam, und vorſtehendes Realregiſter ſo gedruckt fand, wie es hier iſt. Im Concepte hatte ich die Seiten des Manuſcripts beygeſetzt; und bey meiner Abweſenheit hatte der Corrector vergeſſen, ſie nach dem gedruckten Exemplare zu aendern. Es iſt alſo nicht eine einzige Zahl richtig allegirt; und die Meſſe iſt zu nahe vor der Thüre, als daſs ich Zeit haette, es umdrucken zu laſſen. Wer kann ſich helfen! Es wird dieſes Regiſter noch immer ſeinen Nutzen haben: denn man kann doch mit einem Blicke die Realien überſehen, ſo in dieſem Werkchen anzutreffen ſind. Bey einer zwoten Auflage will ich es aendern; itzo werden es meine Kaeufer thun.

Das

Märchen

vom

ersten Aprile,

aus dem

Holländiſchen in das Hochdeutſche

überſetzt.

Art Beuzelaars van Saerdamm Zueignungsschrift an seine liebe Amme, Aafje Praatmoer van Sloten.

Liebe Amme,

Ich erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen, an denen ich, als ein junger Knabe, auf deinem Schooſe ſaß, und meinen zitternden Arm ängſtlich um deinen Hals ſchlung, wenn du uns das fürchterliche Märchen vom Seehunde, das traurige Märchen vom verwünſchten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Märchen vom lahmen Eſel erzähltest. Damals konnte ich mir noch nicht vorſtellen, daß der Nutzen hievon, und die Luſt zu Märchen, die mir durch dergleichen Erzählungen beygebracht ward, einen ſo wichtigen Einfluß in mein Glück, und in mein ganzes Leben haben ſollten. Nur dir habe ich es zu danken, meine liebe Amme, daß ich in männlichen Jahren, alle Märchen von den Verdienſten gewiſſer Gelehrten, von neuen tiefſinnigen Wahrheiten, und von der Einſicht einiger Privatperſonen in die Cabinette der

Prinzen

Prinzen mit eben dem Vergnügen habe lesen und anhören können, wie dein Märchen vom redenden Affen. Ich bin an Höfen gewesen, und man hat mich lieb gewonnen, da ich auf ihre Märchen von Gnadenversicherungen, von Freundschaft, von Verdiensten um das Vaterland eben so aufmerksam war, als ich auf dich hörte, wenn du uns das lustige Märchen vom bezauberten Schlosse in der Luft erzähltest. Du siehest wohl, liebe Amme, daß dein Säugling sich aller deiner Wohlthaten mit Vergnügen erinnert. Damit du aber auch sehen sollst, daß ich nicht unerkenntlich bin; so schenke ich dir hier ein Märchen vom ersten Aprile, welches ich bey meinem letzten Aufenthalte in Batavia von einem Braminen bekommen habe. Nimm es an, und lies es, und behalte mich lieb. Lebe wohl.

Erſtes Buch;

enthält

das

Märchen vom erſten Aprile.

SIT. MIHI. FAS. AVDITA. LOQVI.

Virg.

Es war einmal ein alter König auf der mächtigen Insel Chiekock, welchen die Götter und seine Unterthanen liebten, weil er fromm und gerecht war. Juocamosamma hieß sein wahrer Name, ob ihn schon einige Chroniken ohne Grund Camosamma nennen. Zur Belohnung seiner Tugenden ließ ihn der Himmel alle Glückseligkeiten eines Fürsten genieſſen. Die Nachbarn suchten seine Freundschaft, und überlieſſen ihre Streitigkeiten seinen billigen und uneigennützigen Ausſprüchen. Seine Feinde unterſtunden sich nicht, ihn zu beleidigen; denn sie würden dadurch den Zorn aller benachbarten Prinzen wider sich erreget haben. Er hatte viele getreue Diener an seinem Hofe, und nicht einen einzigen Schmeichler. Er gab nur wenige Geſetze, weil sein Exempel das Land tugendhaft machte; und wenn er ein Geſetz gab, ſo war es noch in zwanzig Jahren eben ſo unverbrüchlich und eben ſo heilig, als es in der erſten Woche geweſen. Die Unterthanen waren in ihrer Arbeit freudig, und unermüdet, weil ſie wußten, daß ſie für ſich und ihre Kinder arbeiteten. In ſeinem ganzen Lande war kein Bettler, denn niemand gieng müßig, niemand verſchwendete, und ein jeder war genügſam; ſo gar die Prieſter ſeiner Götter waren es. Er ſtrafte ſelten, denn ſein Volk war tugendhaft, nicht aus Furcht vor der Strafe, ſondern aus Furcht ſeinem Fürſten zu misfallen. Mit einem Worte: ein jeder Unterthan war ſein Freund. So glücklich war der alte Juocamosamma!

Aber er hatte keinen Erben; und auch damit war er zufrieden, weil er mit allem zufrieden war, was er für den Willen der Götter hielt. Deſto untröſtbarer war ſeine Gemahlinn. Sie kniete Tag und Nacht vor dem Bilde der Fekula-Puſſa, und bat um einen Sohn. Sie that ſieben Wallfahrten auf den Gipfel des Fuſinogamma. Der König war mit dieſer ungeſtümen Andacht wenig zufrieden: aber er ſchwieg ſtill, ſo bald ſie ihm vorſtellte; das Wohl

der

der Unterthanen erfodere einen Thronerben. Ihre Unfruchtbarkeit war eine Folge der Bosheit des alten Zauberers Ciongock, den ihr Großvater beleidigt hatte. Endlich erbarmte sich die Göttinn Pussa über sie, und gab ihr von ihren schwarzen Kirschen aus Japan zu essen: sogleich hörte die Bezauberung auf, und sie ward schwanger.

Ciongock gerieth darüber in Wut; er schwur den Untergang der Mutter, und das Unglück des Sohnes. Die guten Feen, welche allerseits Freundinnen der tugendhaften Königinn waren, hörten den Schwur, und erzitterten; denn sie kannten die Gewalt des Zauberers, welcher verwegen genug war, die Götter und die Feen zu trotzen. Ihre Freundschaft verband sie, auf Mittel zu denken, wie sie den traurigen Folgen dieses Schwurs vorbeugen könnten.

Sie versammelten sich bey der Niederkunft der Königinn. Zoimane, die ansehnlichste unter den Feen, nahm den neugebornen Prinz auf ihren Schoos; sie küßte ihn dreymal auf das Herz, und sprach: sey ein Freund der Götter! Asaide, eine gütige Fee, und grosse Freundinn der Menschen, nahm ihn in die Arme, und sprach: regiere, wie dein Vater! Zimzime, welcher Name eine einsame, und wohlthuende Fee bedeutet, berührte siebenmal mit ihrem Daume seine Zunge, und seine Hand, und sprach: sey weise und reich! Alcimedore, eine junge, und lebhafte Fee, küßte ihm die Augen, und den Mund, und sprach: sey liebenswürdig!

Als dieses geschehen war, legten sie das Kind an die Brust seiner Mutter, welche vor Freuden ausser sich, und eben im Begriffe war, ihnen die aufrichtigsten Versicherungen ihrer Dankbarkeit zu geben, als der Zauberer Ciongock in einer finstern Wolke über ihrem Sopha erschien, das Kind mit einem grausamen Lächeln ansah, und mit einer fürchterlichen Stimme herabrief: ich aber will dein Feind seyn! So bald er dieses gesagt hatte, hüllte er sich in einen schwarzen Dampf, und zog langsam und brausend über die Gefilde von Chiekock. Die Feen erblaßten, und die unglückliche

glückliche Mutter überlebte dieſe ſchreckliche Erſcheinung nur wenige Minuten.

Zoimane übernahm die Erziehung des Prinzen. Zwar wußte ſie wohl, daß ein Zauberer zu unvermögend ſey, die Geſchenke der Feen zu vernichten; und um deßwillen war ſie überzeugt, daß der junge Prinz, der den Namen T' Siamma bekommen hatte, ein Freund der Götter, und ein guter Regent, liebenswürdig, weiſe und reich werden würde: aber ſie kannte auch die Gewalt des ſchrecklichen Tiongock, und wußte, daß dieſer tauſend Wege finden würde, den Ruhm und die Vortheile zu verhindern, welche der Prinz von dieſen Geſchenken der Feen erwarten konnte. Um deßwillen wandte ſie bey ſeiner Erziehung alle Sorgfalt an, ihn zur Standhaftigkeit und Gelaſſenheit zu gewöhnen. Sie wiederholte ihm dieſe Vermahnungen bis in ſein achtzehntes Jahr, da er nach den Geſetzen des Landes die Regierung übernehmen konnte. Sie führte ihn ſelbſt zu dem erledigten Throne, übergab ihn dem Beyſtande der verſammelten Räthe, umarmte ihn noch einmal mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, und ſprach: Prinz! ſey deines Vaters würdig, und vergiß nicht, daß die Tugend ihre Freunde belohnt, wenn ſie auch von der ganzen Welt verkannt wird! Hier ſchwieg ſie, ſah ihn zum letztenmale liebreich und mitleidig an, und ſchwung ſich auf einer blauen Wolke in die Höhe, um nach ihren glücklichen Wohnungen zurück zu kehren, oder in einem andern Lande die Erziehung eines jungen Prinzen zu übernehmen, welches ſie, als eine Freundinn der Menſchen, ihre einzige und liebſte Beſchäftigung ſeyn ließ, da ſie wußte, daß durch die tugendhafte Erziehung eines einzigen Prinzen, Millionen Menſchen glücklich werden.

Tiongock ſaß eben an dem Eingange ſeiner traurigen Höhle, und ſann auf Verderben, als er die Zoimane in der Luft erblickte. Er verbarg ſich; denn der verruchteſte Böſewicht erſchrickt bey dem unvermutheten Anblicke eines Tugendhaften. Nunmehr wußte er, daß T'Siamma den

Thron bestiegen hatte, und weiter nicht unter dem Schutze der Fee war. Er brüllte vor Freuden, und rüstete sich, sein Vorhaben auszuführen. „Ja, T'Siamma, dein Feind „will ich seyn, wie ich der Feind deiner Aeltern gewesen bin. „Sey immerhin ein Freund der Götter, sey tugendhaft, „sey weise und gerecht; alle diese Geschenke der Feen sollen „dir unnütze seyn. Ich will mich der Herzen der Unterthanen und deiner Nachbarn bemächtigen. Deine Frömmigkeit sollen sie für Heucheley halten. Du wirst regieren, „wie dein Vater, und doch wird sich das Volk wider dich „auflehnen. Sey immerhin liebenswürdig und weise; man „wird dich doch verachten. Du sollst nach Schatten greifen; deine größten Unternehmungen sollen sich endigen, „wie ein lächerlicher Traum verschwindet.„

Das sagte der drohende Tiongock mit einer rauhen Stimme. Er lachte dreymal, und dreymal seufzete die Natur. Er setzte sich auf seinen Wagen, welchen vier graue Drachen zogen, und eilte nach der Insel Thiekock, sein Vorhaben auszuführen. Die Dichter erzählen, daß die Blumen unter ihm verwelkt, und die Vögel verstummt sind, da er durch die Lüfte fuhr.

Inzwischen hatte das Volk erfahren, daß T'Siamma den väterlichen Thron bestiegen habe. Es versammelte sich vor den Thoren des Palasts, und verlangte, seinen neuen König zu sehen. Der Ruhm von seiner Weisheit und Güte hatte sich schon seit vielen Jahren im Lande ausgebreitet. Das Volk betete ihn um deßwillen an; und hätte er auch diese grossen Gaben nicht besessen, so würde es ihn doch geliebt haben, weil er der Sohn ihres Juocamosamma war.

T'Siamma wollte sich diese Gelegenheit zu Nutze machen, und so wohl die Ehrfurcht, als die Liebe seiner Unterthanen gewinnen, wenn er sich in der Majestät eines Königs, und zugleich in der Freundlichkeit eines liebreichen Vaters zeigte. Die Könige in Thiekock redeten, wider die Gewohnheit der morgenländischen Könige, öffentlich zu ihren Unterthanen. T'Siamma, dessen Zunge die göttliche

Fee

Fee siebenmal berührt hatte, nahm sich vor, seinen Unterthanen bey dieser feyerlichen Gelegenheit zu sagen, daß er sie liebe. Er freuete sich, als ein guter König, daß er ihnen dieses sagen konnte. Die Thüren des Palastes wurden geöffnet. Und der König erhob sich vom Throne zu seinem Volke.

In eben diesem Augenblicke langte der Zauberer über der königlichen Burg an. Er sahe die freudige Ungeduld des Volks, und knirschte mit den Zähnen. Er murmelte drey schreckliche Worte: sogleich kehrte sich das bezauberte Volk um, und lief nach einer andern Seite des Schlosses, eine Bande chinesischer Gaukler zu sehen, die der Zauberer dahin gestellt hatte, den Pöbel zu belustigen. Man urtheile einmal von der Bestürzung des T'Siamma, welcher bey dem Austritt aus dem Zimmer keinen von seinen Unterthanen fand, und welcher erfahren mußte, daß sie ihn verlassen hatten, um einer Bande Gaukler nachzulaufen. Er betrübte sich darüber; aber er gab sich auch alle Mühe, die Leichtsinnigkeit des Volks zu entschuldigen. Er wartete lange Zeit vergebens auf die Zurückkunft des Volks, und kehrte endlich bekümmert in sein Schloß zurück. Sogleich endigte sich die Bezauberung. Das Volk versammlete sich von neuem, und ward ungeduldig, daß es so lange auf seinen König warten sollte.

Man hinterbrachte dem Könige diese Ungeduld des Volks, welches ihn zu sehen verlangte. T'Siamma war ein zu gütiger Fürst, als daß er vermögend gewesen wäre, seinen Unterthanen eine Bitte abzuschlagen, welche ein Beweis ihrer Ehrfurcht und Liebe war. Er gieng etlichemal in seinem Zimmer auf und ab, um sich von der vorigen Bestürzung zu erhohlen, und zu überlegen, wie er in wenigen Worten seine Unterthanen am nachdrücklichsten an ihre Pflicht erinnern, und sie zugleich von der liebreichen Vorsorge, mit welcher er ihr König seyn werde, versichern könne. Er eilte nunmehr, seinem Volke sich vorzustellen, welches ihn mit einem jauchzenden Zurufe, und allgemeinen

Händeklatschen empfieng. Einem gütigen Könige kann nichts angenehmers seyn, als die Freude seiner Unterthanen. Er wartete, bis das Geräusch des Volks sich würde gelegt haben, um mit ihm zu reden. Das Jauchzen verdoppelte sich, und T'Siamma brannte vor Begierde, ihnen die Worte zu sagen, von denen er hoffte, daß sie bey der Freude seines Volks einen noch einmal so starken Eindruck haben müßten. Da das Volk nicht aufhören wollte, zu jauchzen; so gab er ihnen das gewöhnliche Zeichen, daß er reden wolle, und erwartete ein ehrerbietiges Stillschweigen: aber das Lärmen verdoppelte sich. Nunmehr war es kein Jauchzen oder Händeklatschen mehr; es war ein wildes und wüstes Geschrey eines trunkenen Pöbels. Der König erschrak, seine Räthe erblaßten. Sie würden es für einen Aufruhr gehalten haben: aber sie sahen, daß das Volk sich ruhig hielt, und nur bey einem unaufhörlichen Jauchzen und Händeklatschen zu rasen schien. Mit einem Worte: es war dem Könige nicht möglich, zu seinem Volke zu reden. Er kehrte zurück, und überdachte sein Schicksal mit der Traurigkeit eines liebreichen Vaters, welcher nicht mehr weis, wie er seinen Kindern helfen soll, die auf ihn nicht hören wollen.

Alles dieses war ein Werk des Zauberers, welcher die Freude seiner Unterthanen in einen ausschweifenden Unsinn verwandelt hatte, damit sie, wie die Trunkneu, nicht wissen sollten, was sie sähen, oder was sie hörten.

T'Siamma merkte wohl, daß ihm eine mächtigere Hand widerstund. Er erinnerte sich der weisen Vermahnung seiner gütigen Zoimane, welche ihn beständig aufgemuntert hatte, standhaft und gelassen zu seyn, wenn er auch unglücklich wäre. Sie hatte ihm merken lassen, daß er einen mächtigen Feind habe; aber daß dieser Feind ein Zauberer, und zwar der grausame Tiongock sey, das hatte sie ihm niemals sagen wollen, damit er den Muth nicht gänzlich sinken lassen, und nicht müde werden möchte, seinem Unglücke zu widerstehen.

Tiongock.

Tiongock freute sich, wie sich ein Bösewicht freut. Er sann auf neue Mittel, wie er den tugendhaften T'Siamma kränken könne: und da er einer von den gefährlichsten und grausamsten Zauberern war; so nahm er sich vor, die Frömmigkeit und Weisheit des gütigsten Königs seinen Unterthanen und Nachbarn lächerlich zu machen.

Die Gesetze des Reichs erforderten, daß der neue König in den ersten dreyßig Sonnen seiner Regierung eine Wallfahrt zu dem Haine des grossen Namu-Amida thun sollte. T'Siamma unterwarf sich diesem Gesetze mit Vergnügen, da es ihn zu einer heiligen Handlung verband, und da er den meisten Theil seiner Unterthanen beysammen sehen sollte. Er zog fort in Begleitung der Aeltesten seines Reichs, und hatte die ansehnlichsten Geschenke auf einen weissen Elephanten geladen, um sie seinem Gotte zu heiligen.

Tiongock sahe wohl, daß er alles verlieren würde, wenn er geschehen liesse, daß die Unterthanen ein öffentliches Zeugniß seiner Frömmigkeit und Andacht sähen; aber daß er desto mehr gewinnen würde, wenn er dem Volke diese Frömmigkeit verdächtig machen könnte. Er thut es.

Der König näherte sich dem Haine, und legte sich dreymal auf sein Angesicht nieder, um sich zu dem Anschauen des Namu-Amida zu heiligen. Seine Unterthanen, die ihn in unzähliger Menge am Haine erwarteten, freuten sich über ihren König, und fielen dreymal mit ihm nieder, und beteten für ihn: denn das fromme Beyspiel eines Königs macht fromme Unterthanen, und die Frömmigkeit macht treue Bürger. Nun zog er mit seinem Gefolge nach dem Tempel. Die Priester tanzten ihm in langen weissen Kleidern, und mit Kränzen in den Händen entgegen, um ihn zu segnen, und seine Geschenke unter sich zu theilen. Sie liessen ihn ihre Kränze küssen, und fragten im Namen ihres grossen Gottes nach den Geschenken. Er befahl, daß man den Elephanten herbey führen sollte: aber, wie bestürzt war er, und wie wütend waren die Priester, als man, an statt des aufgeputzten Elephanten, einen grauen Esel brachte,

der zween Körbe mit Reiß und Bohnen trug! Sie warfen den Staub gen Himmel, hörten die Entschuldigungen des Königes nicht, und riefen dem Volke zu: Sie sollten die Beschimpfung ihres Gottes rächen, und den ungläubigen T'Siamma erwürgen. Das Volk fieng schon an zu murren. Kaum konnte der unglückliche König noch so viel Zeit gewinnen, sich in sein Schloß zu flüchten, wo er drey Tage lang verschlossen blieb, und auf seinen Knien rohe Bohnen aß, um den Zorn des schrecklichen Namu-Amida zu versohnen; denn er glaubte, daß dieser auf ihn erzürnt sey, und aus Zorn seine Geschenke in so verächtliche Sachen verwandelt habe. Am vierten Tage versammelte er den grossen Rath. Es ward beschlossen, der König solle durch einen seiner verschwiegensten Knechte den Priestern Geschenke senden, und solche verdoppeln. Er that es. Die Priester liessen sich bewegen, die Geschenke anzunehmen, und ihr Gott ward versöhnet.

Seit diesem Zufalle blieb der König immer traurig; denn die Gnade seiner Götter, und die Liebe seiner Unterthanen verloren zu haben, das waren diesem guten Könige zwo schreckliche Sachen. Die Räthe merkten seine Schwermuth, welche weder die Geschäffte seiner Regierung, noch die öftern Lustbarkeiten zerstreuen konnten. Sie riethen ihm an, er solle sich vermählen. Es vergiengen dreyßig Monden, ehe er sich entschliessen konnte. Endlich stellten sie ihm vor: das Wohl seines Landes erfodere dieses; und sogleich entschloß er sich.

Man schickte Gesandten an den König der benachbarten Insel Saykock, die um seine Enkelinn werben sollten, eine Prinzeßinn, welche so tugendhaft, so weise und so schön war, daß man ihr den schmeichelhaften Namen, Zizizi beygelegt hatte. Der König freute sich über die Gelegenheit, die man ihm gab, sich mit dem Sohne seines alten und besten Freundes auf eine so genaue Art zu verbinden. Er gab seine Einwilligung zur Vermählung; er bat aber zugleich, daß T'Siamma selbst zu ihm kommen,

und

und die Prinzeßinn von ſeiner Hand annehmen ſollte, damit ſie ſich mündlich unterreden könnten, wie das gute Vernehmen zwiſchen beiden Reichen, und das Wohl ihrer beiderſeitigen Unterthanen am ſicherſten zu befeſtigen ſey. Eine einzige von dieſen Urſachen wäre ſchon vermögend geweſen, den T'Siamma zu dieſer Reiſe zu bewegen

Er ſegelte alſo mit einem prächtigen Gefolge von hundert Schiffen ab. Zur Ueberfahrt nach Saykock brauchte man nur wenige Zeit. T'Siamma ſahe ſchon den Hafen. Er näherte ſich ihm, ungeduldig vor Liebe, Freundſchaft, und Begierde, ſeine Unterthanen glücklich zu machen. Der alte König von Saykock ſtand mit ſeinen Dienern und ſeinem Volke am Ufer, ſeinen Freund zu erwarten; als ein jählinger Sturm ſeine Flotte ergriff, aus dem Hafen zurück warf, und mit ſolcher Heftigkeit um die ganze Inſel Saykock herum trieb, daß er mit der dritten Sonne ſchon wieder vor dem Hafen war. Die Innwohner entdeckten ſeine Flotte, die Freude breitete ſich durch die ganze Stadt aus, und der König eilte mit ſeinem Hofe nach dem Hafen, ſeinen Freund und Sohn zu empfangen, den er ſchon verloren gegeben hatte. Sie ſahen ſich, ſie winkten einander, um ihr Vergnügen über dieſe unvermuthete Zurückkunft auszudrücken; das Ufer und die Flotte ertönten von dem Jauchzen des freudigen Volks: aber, eine ſchreckliche Nacht umhüllte die Flotte. Es war nicht möglich, weiter zu kommen; man zog die Segel ein, damit die Schiffe nicht an einander ſcheiterten. In dieſer ängſtlichen Unbewegſamkeit blieb die Flotte liegen. Der Nebel verzog ſich: aber wie erſchrak T'Siamma, da er ſahe, daß er nicht mehr vor dem Hafen, ſondern an den Ufern von Chiekock, nicht weit von ſeiner Burg, war. Er warf ſich auf dem Verdecke ſeines Schiffes nieder, betete zu ſeinen Göttern, und befahl, die Segel von neuem aufzuſpannen. Er flog zum drittenmale nach der Inſel Saykock ſeinen Wünſchen entgegen. Zum drittenmale kam er in den Hafen, und fand den König mit ſeinem

Volke wieder versammelt, welche eine ausserordentliche Freude über diese dritte Ankunft empfanden. Der alte König stand am Ufer; er reichte seinem Freunde die Hand, welcher eben im Begriffe war, aus dem Schiffe zu steigen, als das Volk auf dem Schiffe und auf dem Lande, Verrätherey! Verrätherey! rief. T'Siamma sprang ins Schiff zurück, und suchte sein Volk zu besänftigen. Der alte König riß seinen Unterthanen die Waffen aus den Händen. Er rief ihnen zu: aber niemand hörte auf ihn. Das Geschrey auf dem Lande, und auf den Schiffen war, wie das Geschrey zweyer feindlichen Heere, die sich erwürgen. Die Flotte des T'Siamma kehrte zurück, und flohe und keiner von seinem Gefolge hatte den Muth sich umzusehn, bis sie in dem Hafen von Chickock angelangt waren. Hier versammelten sich die zerstreueten Schiffe. T'Siamma, welcher wohl merkte, daß ihn eine mächtigere Hand hinderte, trat traurig ans Land. Sein Gefolge erwachte, wie von einem unruhigen Traume, und sie wußten nicht, was ihnen wiederfahren war, oder warum sie geflohen waren. Sie schämten sich vor ihren Weibern, sie schlugen die Augen vor ihrem Könige nieder; aber dieser gute König erkannte wohl, daß es nicht ihre Schuld sey. Er richtete sie auf, und unterwarf sich dem Willen der Götter, welcher ihm unbegreiflich war.

Ciongock freuete sich grimmig; denn er sahe die Angst des Königs, welche dieser vor seinem Volke zu verbergen suchte. Seine Verbindung mit der tugendhaften, weisen, und schönen Zizizi war ein zu grosses Glück für den T'Siamma, als daß ihm dieser wütende Zauberer solches ungestört hätte überlassen sollen. Denn er war es, welcher den Sturm erregte, welcher die Nacht über die Schiffe verbreitete, und welcher Wut und Mord unter das Volk hauchte.

Der alte König von Saykock war fromm, aber nicht abergläubisch. Dieser dreyfache Zufall hielt ihn nicht ab, die Unterhandlungen von neuem anzufangen. Das sahe er wohl,

wohl, daß diese Hinderungen kein Werk der Götter wären: er kannte seine Götter, und wußte, daß diese das Vergnügen zwoer tugendhaften Personen, und das Glück zweyer mächtigen Reiche nicht hinderten. Er hielt also alles, was begegnet war, für einen ungefähren Zufall, und wollte, daß die Vermählung vollzogen werden sollte; nur das wollte er nicht zulassen, daß T'Siamma zum viertenmale zu ihm käme. Um deßwillen setzte er sich selbst mit einem kleinen Gefolge in ein Schiff, und landete in Chiekock an, ohne daß sich T'Siamma dessen versah. Man meldete ihm die Ankunft des alten Königs. Er erstaunte, und eilte ihm mit offnen Armen entgegen, den Freund seines Vaters und seine göttliche Zizizi zu umarmen. Er küßte dem Alten den Bart; und als ihn der Alte gesegnet hatte, so übergab er ihm die Prinzeßinn, welche sich zu den Füssen des T'Siamma niederwerfen wollte. Dieser fieng sie in seine Arme auf, und zog ihr, zur Versicherung seiner ewigen Treue, nach der Gewohnheit des Landes, in Gegenwart des Hofs und des ganzen Volks, den Schleyer vom Gesichte.

Man kann wohl glauben, wie heftig sein zärtliches Verlangen war, diejenige zu sehen, welche ganz Morgenland für die schönste Prinzeßinn hielt: aber man stelle sich auch das Schrecken vor, das ihn überfiel, als er die unangenehmste und häßlichste Gestalt vor sich erblickte. Ein übelverwachsener Zwerg mit einem kahlen Haupte, einer gerunzelten und mit Haaren bewachsenen Stirne, triefenden und schielenden Augen, herabhangenden welken Backen, einem spitzigen Kinne, und hervorragenden schwarzen Zähnen; das war die Gestalt der göttlichen Zizizi.

T' Siamma blieb einige Minuten unbewegt vor ihr stehen. Er sahe sie, er sahe ihren Vater, er sahe das Volk an, und warf ihr endlich den Schleyer über das Gesicht. Die unglückliche Prinzeßinn weinte, und wußte die Ursachen dieses allgemeinen Erstaunens, und traurigen Stillschweigens nicht. Der ehrwürdige Greis verhüllte

das graue Haupt in seinen Rock; unter dem Volke erhob sich ein misvergnügtes Murren; und hoch in der Luft hörte man ein lautes Lachen, wie das Lachen eines Riesen ist, der in seiner gewölbten Höhle vom Weine taumelt und jauchzet. Der alte König erkannte diese Stimme des Zauberers. Er enthüllte sein Gesicht, warf den Staub gen Himmel, und rief dreymal den Namen des mächtigen Namu-Amida. Das Lachen des Zauberers verwandelte sich in ein wildes Heulen, welches sich in den entfernten Wolken verlor: aber die unglückliche Prinzeßinn behielt ihre Häßlichkeit, von der sie nichts wußte.

Der alte König nahm sie bey der Hand, und gieng mit ihr, und dem T'Siamma, in das Zimmer, wo er sie also anredete: Ich sehe nunmehr, meine Kinder, daß die alten Drohungen eines der mächtigsten Zauberer erfüllt sind: aber zu meiner Beruhigung weis ich auch dieses, daß ich nur noch wenige Monden lebe, und mit meinem Tode die Zauberey sich endigen wird. T'Siamma, sey großmüthig und gerecht; verstoß meine Tochter nicht; liebe sie, und erwarte bald ein bessres Vergnügen. Und du, meine Tochter, hier umarmte er sie, du wirst nicht immer unglücklich bleiben. Ertrage dein Unglück! Tugend und Weisheit hat dir die Hand des mächtigsten Zauberers nicht rauben können; nur die vergängliche Schönheit war es, die er auf einige Zeit verstören konnte. Hier stellte er seine Tochter vor den Spiegel, damit sie die traurige Verwandlung erfahren sollte. Sie sahe sich, sie erschrack, sie fiel halb ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, und vergoß über den Verlust ihrer Schönheit bittere Thränen, denn sie war ein Frauenzimmer: aber sie faßte sich auch nach einigen Minuten wieder, denn sie war ein vernünftiges Frauenzimmer. Die Hand unsers Feindes, sagte sie, hat eine Zerstörung angerichtet, die ich ohnedem einige Jahre später, vor der Zeit erwarten mußte. Ich werde mich zu beruhigen suchen; aber, du, Prinz, so redete sie den T'Siamma an, du bist von deinem Versprechen befreyt. Ich kehre

re

re wieder mit meinem Vater zurück. Ich liebe dich zu ſehr, als daß ich von dir verlangen ſollte, mich zu lieben. Lebe ohne mich vergnügt.

T'Siamma, welcher Zeit gehabt hatte, ſich von ſeiner erſten Betäubung zu erhohlen, ward durch dieſe Anrede empfindlich gerührt. Er nahm ſie bey der Hand, umarmte ſie, und ſchwur ſie ewig zu lieben. Die feyerliche Vermählung ward vollzogen. T'Siamma bewunderte ſeine Gemahlinn; aber der Pöbel in Chiekock ſang ſpöttiſche Lieder von ſeiner neuen Königinn. Sie erfuhr es, und lachte; denn ein Weiſer lacht mitleidig über den Witz des Pöbels. Sie bemühte ſich, ihrem Gemahle zu gefallen; und dieſer war ſo weiſe und gerecht, daß er ihre Verdienſte bald einſah, und ſie mit Hochachtung liebte. Sie bemühete ſich auch, das Volk von ihrer Tugend und ihrem Verſtande zu überführen; und dieſe Mühe blieb vergebens, denn ſie war häßlich. Lag ſie in den Tempel vor ihren Göttern, und betete andächtig; ſo ſagten die ſtarken Geiſter zu Chiekock, daß ſie, wie der fromme Pöbel, andächtig bete, weil ſie nicht vernünftig denken könne. Redete ſie, wie der weiſeſte Bramine von den Göttern, von der Natur, und von den heiligſten Pflichten der Menſchen; ſo nannte man ſie eine traurige Pedantinn. War ſie gefällig und freundlich gegen die, mit denen ſie ſprach; ſo gab man ihr eine gemeine und niedrige Aufführung Schuld. War ſie freygebig; ſo nannte man es eine übelangebrachte Verſchwendung. Mit einem Worte: Der Pöbel am Hofe, und der Pöbel in der Stadt, fand nichts als Untugenden und lächerliche Fehler an ihr; denn ſie war ſehr häßlich.

Dieſe allgemeine Verachtung war ihr ſehr empfindlich. Sie wußte die Urſachen derſelben, ſie wußte, daß dieſe Urſachen aufhören würden, ſo bald ihre Bezauberung aufhörte. Sie wünſchte aus Liebe zu ihrem Gemahle, zu ihrem Volke, und zu ſich ſelbſt, daß ſie ihre vorige Geſtalt wieder bekommen möchte: aber mitten in dieſem Wunſche hielt ſie inne, und zitterte, wenn es ihr einfiel, daß dieſer Wunſch

nicht

nicht anders, als durch den Tod ihres Großvaters, den sie so sehr liebte, erfüllt werden könnte. Sie wünschte, daß er noch lange leben möchte: und damit dieses desto gewisser geschähe; so verlangte sie, häßlich und ungestaltet zu bleiben.*

Ihr gemeinschaftlicher Feind, der unversöhnliche Tiongock, wußte wohl, daß diese Zauberey durch den Tod des alten Königes aufhören werde; er wußte auch, daß dieser Tod in wenigen Monden erfolgen müsse. Er konnte urtheilen, wie sehr T'Siamma und seine Gemahlinn sich alsdenn lieben würden, da nicht einmal ihre Häßlichkeit diese Liebe hatte hindern können. Ein solches Glück gönnte der Grausame seinem Feinde nicht. Er merkte wohl, daß T'Siamma, so großmüthig er auch war, doch mit Ungeduld auf die Zeit ihrer Verwandlung wartete. Er, als ein Zauberer, war allein vermögend, die stillen Wünsche der Königinn zu entdecken, die sie nach ihrer Schönheit that, so oft ihr die Verachtung des Volks unerträglich ward. Alles dieses sahe er, und spottete ihrer Wünsche; denn er hatte einen grausamen Einfall, den König durch die Schönheit seiner Gemahlinn noch weit unglücklicher zu machen, als er ihn durch ihre Häßlichkeit gemacht hatte.

Es war an einem Morgen, als die Königinn mit Anbruch der Sonne in ihrem Zimmer vor dem Bilde des Gottes Ysum lag, und für die Seele ihres sterbenden Großvaters betete, dessen gefährliche Krankheit man ihr gemeldet hatte. Sie war eben im Begriffe, vom Gebete aufzustehen, als sie von einem Schlage, wie der Schlag eines starken Donners ist, niedergeworfen ward. T'Siamma hörte es; er eilte nach ihrem Zimmer, und fand sie ohnmächtig auf der Erde liegen, aber mit einer Schönheit, die ihn blendete, so schrecklich ihm sonst dieser Anblick war. Er nahm sie in seine Arme, und sie kam in wenigen Augenbli-

* Hier muß ein Fehler im Originale seyn; denn kein Frauenzimmer, wenigstens in Europa keines, wird einen so widernatürlichen Wunsch für das Leben ihres Mannes, geschweige ihres Großvaters, thun.

genblicken wieder zu ſich ſelbſt. Der König war in groſſer Unruhe, wie er ihr dieſe glückliche Verwandlung entdecken ſollte, da er es nicht anders thun konnte, als ihr zugleich die Nachricht von dem Tode ihres Großvaters, den ſie ſo zärtlich liebte, zu entdecken. Sie ſaß noch auf ſeinen Knieen, und zitterte vor Schwachheit. Sie ſahe ihren Gemahl und die Umſtehenden mit einer wilden Unordnung an, wie ein Kranker, der von einem ſchweren Traum erwacht. Endlich erblickte ſie ihre eigne Geſtalt in einem Spiegel. Sie riß ſich aus den Armen ihres Gemahls, drängte ſich durch die Bedienten des Hofs, und blieb einige Minuten unbeweglich vor dieſem Spiegel ſtehen. Ja! ich bin es! rief ſie mit einer ungemäßigten Freude. Sie ſetzte ſich vor dem Spiegel nieder, zog ihre ſchwarzen Haarlocken durch die weiſſe Hand, und bewunderte die Schönheit von beiden. Von ungefähr lächelte ſie, und ſie fand dieſes Lächeln ſchön. Sie wiederholte es, und gab ſich Mühe auf verſchiedne Art zu lächeln, um zu verſuchen, welches Lächeln eigentlich ihrem Munde, und ihren Zähnen am vortheilhafteſten ſey. Sie ward nicht müde, ihre Augen zu betrachten. In einer einzigen Minute machte ſie die Blicke einer Zärtlichen, einer Spröden, einer Gebieterinn, einer Schmachtenden, einer Traurigen, und tauſend Blicke, in welchen ſich der Leichtſinn eines europäiſchen Frauenzimmers vor dem Spiegel übt. Mit einem Worte; ſie buhlte mit ſich ſelbſt, und fand endlich, daß die Blicke der Gebieterinn ihren ſchwarzen Augen am anſtändigſten wären. Mit dieſer Miene wandte ſie ſich um, und erwartete die Anbetung derer, die um ſie waren. Ihr Gemahl, welcher mit Erſtaunen alle dieſe ungewohnten Bewegungen an ihr wahrgenommen hatte, ſtund ganz betrübt neben ihr, ohne von ihr geſehen zu werden. Er nahm ſie bey der Hand; aber ſie zog ihre Hand kaltſinnig zurück, und ſah ihn an. Endlich ſchien ſie ſich zu erinnern, daß er ihr Gemahl ſey. Sie überließ ihm die Hand nachläßig, ohne auf die Zärtlichkeit Acht zu haben, mit welcher er ſie küßte. Er wag-

te

te es endlich, sie an den Tod ihres Großvaters zu erinnern. Der Wille der Götter, sagte er mit einer ängstlichen Miene zu ihr, seine Weisheit, seine Tugend, das Glück der Todten, das schwächliche Alter deines Großvaters . . . Ist er todt? unterbrach sie ihn ganz gelassen. T'Siamma sah traurig auf die Erde. Also ist er todt, wiederholte sie nochmals, und zuckte mit den Achseln. Aber er war alt, und verdrießlich; sein . . . Indem sie dieses sagen wollte, so entdeckte sie im Spiegel, unter ihrem linken Auge, ein kleines fast unmerkliches Blätterchen. Aber, grosse Götter! schrye sie, was ist dieses? Sie ward unruhig, sie verlangte die Aerzte, und sank kraftlos auf einen Sopha nieder.

T'Siamma stand vor ihr, wie ein Träumender. Er sah seine Gemahlinn, als die schönste Person des Morgenlandes, vor sich; aber ohne Zärtlichkeit, ohne Empfindung der Tugenden, die ihr sonst so eigen waren. Er sah einen schön gemalten Körper, welche nur mit sich beschäfftigt war, nur sich liebte, und die Hochachtung der Menschen erwartete, ohne sie verdienen zu wollen. Er schlug an seine Stirne, und bat die Götter, sie möchten ihm diese Schönheit wieder nehmen, welche so viele Tugenden verdrängt hätte: aber die Götter wollten ihn noch nicht hören, und der Zauberer freute sich über seine Verwüstung.

Bey dem Pöbel hatte diese Verwandlung eine ganz andere Wirckung. Er betete ihre Schönheit an. Wenn sie nur die Lippen öffnete, so ward sie bewundert, noch ehe sie redete. Sie redete mit ihrem Papagoy, und was sie mit ihm redete, war Weisheit. Unter diesem Pöbel waren viel Dichter: Sie besungen ihre Schönheit, und die Königinn spendete Reiß unter sie aus. An gewissen feyerlichen Tagen theilte sie ein sparsames Almosen unter die Armen der Stadt, um dem Volke ihre weissen Hände zu zeigen: man nannte diesen eitlen Hochmuth, wohlthätige Tugend, denn ihre Hände waren rund und wohl gemacht. Mit einem Worte: Der Pöbel in Chickock, der die tu-

gendhaf-

gendhafteste Königinn verachtet hatte, weil sie häßlich war, der vergötterte nunmehr ihre Schönheit, und hielt ihre Thorheiten für Tugend.

Der unglückliche Gemahl ward durch diese Schönheit nicht verblendet. Er liebte sie noch: aber weit zärtlicher liebte er sie damals, als sie, zwar häßlich, aber tugendhaft war. Er brachte die Stunden in ihrer Gesellschaft sehr misvergnügt zu; denn gegen alle war sie freundlich, gefällig und aufgeräumt, nur gegen ihren Gemahl nicht. Gegen seine Liebkosungen war sie immer unempfindlich und kalt. Wollte er sie küssen; so klagte sie über Schmerzen am Haupte. Verlangte er, daß sie mit an seiner Tafel speisen sollte; so wendete sie eine Andacht vor, und fastete. Redete er mit ihr, und sagte ihr die zärtlichsten Schmeicheleyen; so spielte sie mit ihrem kleinen Drachen. Redete er nicht mit ihr; so warf sie ihm seine Unempfindlichkeit vor. Was ihm gefiel, tadelte sie. War er aufgeräumt, so vergoß sie Thränen, daß er bey ihrem Kummer noch scherzen könne. In den traurigen Stunden, wenn er seinen Schmerz weiter nicht bergen konnte, machte sie ihm bittre Vorwürfe, und klagte, daß er sie nicht mehr liebe, daß er allemal aufgeräumt, und nur in ihrer Gegenwart immer traurig sey.

Das Exempel der Königinn breitete sich durch die ganze Stadt aus. Die Weiber der Vornehmen ahmeten sie nach. Die Aerzte hielten es für eine Krankheit, aber sie wußten kein Mittel dawider. Sie gaben dieser Krankheit einen gelehrten Namen, und nannten sie: Ongasauwara-Sinano; * das war alles, was sie thun konnten. Unerachtet dieses gelehrten Namens, blieben die Männer bey dem misvergnügten, und sich widersprechenden Eigensinne ihrer Weiber unglücklich. T'Siamma sahe die Zerrüttung

* Der berühmte *Pere du Halde* erzählt eben diese Geschichte, aber nur mit einigen Veränderungen. Er drückt das Ongasauwara Sinano durch sein *Vapeurs* aus, und ich weis nicht, ob er es getroffen hat.

rüttung mit Betrübniß, welche dadurch in den ansehnlichsten Familien verursachet ward. Er gewöhnte sich, gegen seine Gemahlinn gelassen, nachsehend und immer gefällig zu seyn. Die Grossen im Reiche ahmten ihn hierinnen nach. Sie machten dadurch ihren Ehestand erträglich, aber ihre Weiber nicht vernünftiger. Die Chronikenschreiber von Chiekock wollen behaupten, daß sich um diese Zeit die Herrschaft der Weiber angefangen habe; aber der gelehrte T'Sintsia macht diese Gewohnheit noch etliche tausend Jahr älter.

In diesen bekümmerten Umständen lebte T'Siamma etliche Jahre lang, und war endlich so glücklich, sein Elend gewohnt, und ruhig zu werden. Aber auch diese traurige Ruhe gönnte ihm der Zauberer nicht.

Es breitete sich ein Gerücht in Chiekock aus, daß zween mächtige Prinzen in Siam mit einander in Krieg verwickelt wären. Der Schwächste von ihnen war ein Freund, und Bundsgenosse des T'Siamma. Dieser brach mit seiner Armee auf, ihm beyzustehen. Er landete glücklich an, schiffte seine Truppen aus, und fand, daß das ganze Land in Ruhe war. Sein Freund hielt dieses für einen feindlichen Einfall, und ward entrüstet. Er verband sich in Eil mit andern benachbarten Fürsten, und überfiel die Völker des T'Siamma, welcher nicht im Stande war, der Macht zu widerstehen, und mit vieler Noth den Rest seiner Truppen auf die Schiffe flüchten konnte.

Dieser unglückliche Zufall schlug seinen Muth gänzlich nieder. Es war ihm unerträglich, daß er ein Spott der benachbarten Fürsten seyn, und für einen bundbrüchigen Freund angesehen werden sollte. Er eilte nach seinem Lande zurück, um sich vor den Augen der Welt, und seiner Unterthanen zu verbergen.

Er kam an den Hafen, aber er fand seine Unterthanen in den Waffen, welche ihm und den Seinigen den Eingang verwehrten. Der Zauberer, welcher wußte, daß die Götter ihm nur wenige Zeit noch seine Bosheiten ungestraft zulassen

lassen würden, hatte sich vorgenommen, den letzten und empfindlichsten Streich wider den T'Siamma auszuführen. Er hatte, als dieser abwesend war, seine Gestalt angenommen, und das Volk in die Waffen gebracht, da er ausſprengte, daß eine fremde Macht sein Reich überfallen wollte. Das war die Ursache des Widerstandes, welchen T'Siamma fand. Aber sein Muth, und seine gerechte Sache überwanden auch diese Hindernisse. Er trat an das Land. Das Volk sahe ihn, und erstaunte; denn es sahe auch den Zauberer in der Gestalt des T'Siamma. Der Zauberer hatte die Priester durch Geschenke gewonnen. Die unglückliche Zizizi hielt ihn für ihren Gemahl, und liebte ihn seit einiger Zeit wirklich, weil er ihr tausend kindische Schmeicheleyen vorsagte, und ihr alle Stunden neue Gelegenheit gab, ihre Eitelkeit zu beruhigen. Die Weiber der Grossen im Reiche hatten gar zu viel Ursache, auf ihrer Seite zu seyn: sie bedienten sich also der Gewalt über ihre Männer, und nöthigten sie, die Parthey der Königinn zu nehmen. Der Pöbel war ohnedem schon auf ihrer Seite. Also blieben nur noch wenige Tugendhafte und Getreue übrig, welche dem wahren T'Siamma anhiengen. Er verlangte, in Gegenwart seiner Gemahlinn, und des Volks, seinen Feind zu sehen, und mit ihm um sein Recht zu kämpfen. Der Zauberer gieng es ein, da er seiner Macht gewiß genug zu seyn glaubte. Sie begegneten beide einander in einer fruchtbaren Ebene vor der Stadt. Der Zauberer führte die Königinn an der Hand, und ward von einer unzählbaren Menge Volks begleitet. T'Siamma erstaunte nunmehr selbst über die Aehnlichkeit seines Feindes. Er war wütend, daß er seine Gemahlinn an der Hand dieses Räubers sehen sollte. Er zog das Schwerdt, und rief: Göttliche Zoimane! stärke meinen Muth, und diesen Arm! So bald er dieses gesagt hatte, sprang er auf den Zauberer los, welcher ihn aber, ohne aus seiner Gelassenheit zu kommen, zu Boden warf und erwürgen wollte.

In diesem Augenblicke stürzte die göttliche Zoimane,

die Freundinn und Beschützerinn ihres T'Siamma, in einer Wolke von Feuer auf den Zauberer herab. In ihrer linken Hand hielt sie einen Talismann, welchen der eingegrabene Name des Namu-Amida den Gottlosen schrecklich machte. Der Zauberer erblickte diesen Namen, und zitte. Er wollte fliehen, aber er sank zur Erde nieder. Er verwandelte sich in einen schrecklichen Riesen, und war so verwegen, wider die Fee zu kämpfen. Diese hielt ihm den Talismann vor; und er stürzte zum zweytenmale, wie ein Kind, zur Erde. Er verwandelte sich in einen hohen Felsen, um gegen die Kraft des Talismanns unempfindlich zu seyn; aber er schmolz, wie Schnee, zusammen. Noch zum drittenmale versuchte er zu entkommen, verwandelte sich in einen Strom, und riß den unglücklichen T'Siamma, welcher ohnmächtig auf der Erde lag, mit sich fort. Die Fee merkte dieses zu spät. Sie warf sich in den Strom, den T'Siamma zu retten. Durch die Gewalt des Talismanns vertrocknete der Strom, und es blieb nichts übrig, als ein faules stehendes Wasser; aber mitten in demselben lag der T'Siamma ohne Empfindung ausgestreckt, und blieb todt.

Das war das Ende des grausamen Zauberers, welcher noch in dem letzten Augenblicke seiner Wut den tugendhaften T'Siamma zugleich mit in sein Verderben hinriß. Nur die weisen Götter wußten, warum sie dieses geschehen liessen.

Die Fee netzte den Leichnam mit ihren Thränen. Sie wollte der Nachwelt ein Andenken seines grossen Muths, und seiner standhaften Tugend hinterlassen. Sie hielt also den Talismann an seine Stirne, und es erhob sich mitten aus diesem todten See ein Fels von weissem Marmor, welcher den Leichnam des T'Siamma in sich verschloß.

Unter diesem schrecklichen Kampfe der Fee und des Zauberers war das Volk geflohen. Die Königinn lag ohnmächtig an dem Fusse eines Baumes, und wußte von allen

die-

diesen traurigen Veränderungen nichts. Sie ermunterte sich durch ein Wort der Fee, welche ihr das Schicksal ihres Gemahls, die Bosheit des Zauberers, und die Rache der Götter erzählte. Sie legte ihr den Talismann auf die Brust, und in diesem Augenblicke verschwand alle Eitelkeit und Thorheit, welche durch die Zauberey des Ciongock zeither ihren Verstand umnebelt hatte. Sie war vor Bekümmerniß ausser sich. Sie wollte mit den Göttern zanken; aber die Fee erinnerte sie an ihre Gottesfurcht, an ihre Tugend, und an ihre Weisheit. Sie ward ruhig; sie küßte den Namen des mächtigen Namu-Amida, und beweinte ihren Gemahl, ohne ungeduldig zu murren. Die Fee verließ sie. Zizizi baute ihrem Gemahle einen prächtigen Tempel auf dem Marmorfelsen, welcher seinen Leichnam verschlossen hielt. In diesem Tempel war sie die oberste Priesterinn bis an ihren Tod. Das Volk betete ihn an. Er ward der Gott der Unglücklichen, welche ihren Wünschen immer nahe sind, ohne sie jemals zu erlangen, und welche, so lange sie leben, vergebens hoffen.

Sein Tod geschahe, nach der Zeitrechnung der Innwohner zu Chickock, am siebenten des Monden Ni-ada, welcher nach dem europäischen Calender der erste April ist. Dieser Tag war dem Volke besonders heilig. Sie giengen hinaus in die Ebene nach dem Tempel ihres Gottes T'Siamma, und stellten sich, als wenn sie ihn ängstlich suchten. Sie riefen ihn, und wenn sie ihn nicht fanden, so warfen sie Steine in den faulen See Ciongock, um das Andenken des Zauberers zu verfluchen. Die Aeltern sagten an diesem feyerlichen Tage zu ihren Kindern: Gehet hinaus, nnd sucht den T'Siamma, er wird euch etwas schenken: die Kinder giengen, und warfen Steine in den See, wenn sie ihn nicht fanden. Das Weib sagte zu ihrem Manne: Gehe hinaus, und suche den T'Siamma, er wird dir sagen, ob ich dich mehr liebe, als andre Männer: der Mann gieng, und rächte sich an dem See, wenn er ihn nicht fand. Die Mutter sagte zu ihrer Toch-

ter: Gehe hinaus, und suche den T'Siamma, er wird dir den Mann nennen, durch dessen Liebe du glücklich werden sollst: die Tochter gieng, und kehrte traurig zurück, weil sie diesen Mann nicht erfuhr. Der Weltweise sagte zu seinen Schülern: Gehet hinaus, und suchet den T'Siamma, er wird euch eine Weisheit lehren, gegen welche die meinige nur Thorheit ist: sie giengen, und suchten ihn, und klagten es ihrem Lehrer, daß sie keine Weisheit gefunden hätten.

Dieses war die Art, mit welcher die Innwohner das Andenken ihres unvergeßlichen T'Siamma feyerten. Sie fasteten an diesem Tage, und das ganze Land war traurig.

Nach tausend Jahren ward die Religion in Chiekock verächtlich, da das Land einen König bekam, der sich der Religion seiner Väter schämte. Die grossen des Volks waren starke Geister, und nur der arme Pöbel betete noch. Um diese Zeit fiel auch die Hochachtung, die man für das Andenken des T'Siamma hatte. Sein Gottesdienst verkehrte sich in die Völlerey, und pöbelhafte Ausschweifungen. Sie sandten einander noch immer zu dem T'Siamma, aber nicht tugendhaft, nicht weise zu werden, nein, nur ihren Muthwillen zu kützeln. Und fanden sie noch einen, welcher fromm und treuherzig genug war, sich zu dem T'Siamma schicken zu lassen, den hielten sie für einen Narren. Dem Pöbel gefiel endlich dieser Scherz auch, und für den Pöbel gehörte er eigentlich. Er bemächtigte sich dieses Witzes, und behielt ihn bey, nachdem die Vornehmen des Landes anfiengen, sich desselben zu schämen. Diese Gewohnheit breitete sich durch Siam in Japan aus, und ist endlich auch zu uns Europäern herüber gebracht worden.

Nunmehr ist der siebente Tag des Monden Ni-ada ein Fest der Narren in Chiekock; und der europäische Pöbel feyert es zu gleicher Zeit am ersten April.

Zweytes Buch,

enthält

sieben mal sieben Wahrsagungen

vom ersten April.

RIDE. SI. SAPIS. *Mart.*

Warnung
an alle unverheirathete
Frauenzimmer.

So viel Mühe sich der Autor auch gegeben hat, alles zu vermeiden, was den zärtlichen Ohren seiner Leserinnen, und besonders unverheiratheter Frauenzimmer, anstößig seyn möchte; so wenig hat er es doch von der achten bis zur neunzehnten Wahrsagung vermeiden können. Er warnt sie daher wohlmeynend, diese Stellen vorsichtig zu überschlagen. Es würde ihm nahe gehen, wenn sie darinnen etwas finden sollten, worüber sie erröthen, oder empfindlich werden müßten.

Zweytes Buch.

1.

Einem von meinen Lesern sind sieben mal sieben Wahrsagungen verdächtig. So bald er diesen Titel zu Gesichte bekömmt, so bald fällt ihm das Sprüchwort ein: daß Sieben gemeiniglich die Zahl eines Lügners sey; und um deßwillen hat er ein schlechtes Vertrauen zu diesen Wahrsagungen. Sie irren sich, mein Freund; lesen sie weiter: es ist auch für sie eine Wahrsagung darinnen. Sie werden gestehen müssen, daß ich nicht lüge, wenn sie anders sich selbst kennen.

2.

Phäneſt (1) hat an einem feyerlichen Tage die Pracht und die Lustbarkeiten des Hofs mit angesehen; diese Lebensart gefällt ihm. Er versetzt einen Theil seines väterlichen Gutes, kauft sich reiche Kleider dafür, und läßt sich heute um eilf Uhr zum erstenmale bey Hofe sehen. Man bewundert seinen Verstand, und seinen Rock; man sucht seine Freundschaft; man erbietet sich zu allen möglichen Diensten. Der unerfahrne Phäneſt kennt die Sprache des Hofs noch nicht. Er träumt schon von lauter hohen Ehrenstellen, von Gewalt und Reichthume: aber in kurzem wird er merken, daß alles nur ein Traum gewesen ist. Er wird wieder auf sein Landgut flüchten, und suchen, durch eine genau eingeschränkte Wirthschaft in zehn Jahren so viel zu erspahren, als er es sich in einem Jahre hat kosten lassen, dem Hofe lächerlich zu seyn.

3.

Naſidien (2) hat in der Stadt, wo der Hof wohnt, seit zwanzig Jahren ein ansehnliches Vermögen, durch alle nur ersinnliche, sowohl vornehme, als niederträchtige Aus-

(1) Kennen sie den Herrn *V* = = *T* = = nicht?

(2) Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von *N* = = meyne.

schweifungen zerstreut. Weil er für den Prinzen kein besonders Gallakleid, ein anderes für die Gemahlinn des Prinzen, und für einen jeden Vetter und eine jede Muhme des fürstlichen Hauses wenigstens eine reiche Weste gehabt; weil er zwanzig Jahre in der Antichambre müßig geplaudert hat; weil er sich sein Geld bey Hofe hat abgewinnen lassen; weil er seine Gesundheit, in der Gesellschaft einiger Frauenspersonen vom Theater eingebüßt hat: so glaubt er, ein Recht zu haben, von dem Prinzen eine Belohnung seiner treuen Dienste, und eine Schadloshaltung für das ansehnliche Vermögen zu fodern, welches er, nach seiner Art zu reden, im Dienste des Fürsten zugesetzt hat. Er entschließt sich also, diesen Morgen ernstlich um ein Amt, oder, welches bey ihm einerley ist, um eine Pension anzusuchen. Man hört sein Bitten an, und macht ihm ein gnädiges Compliment; er bittet noch einmal, und man verweist ihn zur Geduld; er bittet zum drittenmale, und nunmehr findet man seine Bitte sehr unbescheiden. Man wird ihn fragen, worinnen denn eigentlich die wichtigen Dienste bestehen, die er dem Hofe mit Aufwendung eines so ansehnlichen Vermögens geleistet habe? Dieser Frage hatte er sich nicht versehen. Er geht, misvergnügt über den Hof, zurück, lebt noch einige Zeit in der Stadt von den Wohlthaten seiner Bekannten, von der Leichtgläubigkeit einiger Wucherer, und von seiner eignen Unverschämtheit. Endlich flieht er aufs Land, und füttert sich in etlichen adlichen Familien zu Tode, wo er der gnädigen Frau viel Nachtheiliges von den Hofdamen erzählt, der Fräulein ein paar abgesetzte Operarien vorheult, den Junker die Geographie von allen verdächtigen Häusern der Residenz lehrt, und mit dem alten Ritter, beym Kamine, über die Regierung, und den Undank des Hofs patriotisch seufzet.

4.

Der Prinz wird nach der Tafel einige Minuten mit dem Grafen N. = = (3) am Fenster stehen, sehr vertraut mit ihm reden,

(3) Der Graf E = =, ist ihnen der unbekannt?

reden, und ihm einigemal etwas ins Ohr sagen. Es sind in der That nur gleichgültige Dinge, die er mit ihm spricht, und die Geheimnisse, die er ihm ins Ohr sagt, dürfen alle wissen, nur die Prinzeßin nicht. Gleichwohl macht diese gnadige Vertraulichkeit eine grosse Bewegung am Hofe, und im Gehirne des armen Grafen. Der Hof weis, daß der Prinz den Grafen zu gut kennt, als daß er ihn hoch schätzen, oder ihn seiner Vertraulichkeit würdigen sollte. Man hält ihn für einen Mann, der zu den kleinen Belustigungen des Hofs zu trocken, und zu ernsthaften Verrichtungen zu albern sey; in der That hat der Prinz auch bisher niemals mit ihm geredet, als wenn er nach der Uhr, oder nach dem Wetter fragte. Und gleichwohl redet er itzo mit ihm allein und redete ihm ins Ohr, und klopft ihn auf die Achsel. Nunmehr ändert auch der Hof seine Begriffe, die er sich von dem Grafen machte. Kaum hat ihn der Prinz verlassen, so drängt sich die ganze Antichambre zu ihm. Die Grossen reden vertraut mit ihm, und bitten, daß er morgen mit ihnen speisen möge; die Hofleute von der mittlern Classe lächeln zu allem, was er spricht, finden seine Scherze sehr fein, und zucken die Achseln geheimnißvoll, wenn er seiner Natur die Gewalt anthut, ernsthaft und vernünftig zu reden; die Kleinen weichen ihm ehrerbietig aus dem Wege, damit er desto vornehmer auf und abgehen, und sie desto mehr bemerken könne. Der gute Graf taumelt von diesem ungewohnten Glücke. Er kann es noch nicht begreifen, daß er es ist, dem man alle diese Freundschaft und Hochachtung bezeugt. Endlich läßt er sichs gefallen, und er läßt sichs um so viel lieber gefallen, da er bisher der einzige am Hofe gewesen ist, der an seinen Verdiensten nicht gezweifelt hat. Nun überrechnet er schon sein künftiges Glück, da er gewiß glaubt, daß er der Vertraute des Prinzen sey. Er hat Feinde, und diese will er es empfinden lassen, daß sie seine Feinde gewesen sind. Er hat Schulden; diese will er nicht bezahlen, denn nunmehr würde sich das noch weniger für ihn schicken, als vorher. Aber er will Schätze sammeln,

meln, und was ihn noch beunruhiget, ist die Ungewißheit, welche Güter im Lande er eigentlich an sich kaufen will. Zu seinem guten Glücke ist er noch nicht vermählt. Er läßt in Gedanken alle Fräulein die Musterung paßiren, und bedauert die guten Kinder, daß er nur eine von ihnen heirathen kann. Mit dergleichen angenehmen Träumen beschäftigt sich der arme Graf, und weis nicht, daß es nur Träume vom ersten Aprile sind. Noch an eben dem Tage kömmt er an den Hof zurück. Er nähert sich dem Prinzen mit einer gewissen Vertraulichkeit, zu welcher er sich seit drey Stunden berechtigt zu seyn glaubt. Der Prinz sieht ihn gleichgültig an; er redet mit allen, die um ihn stehen, nur mit dem Grafen nicht. Diese veränderte Scene ist ihm ein Räthsel. Er wagt es endlich, dem Prinzen etwas ins Ohr zu sagen; der Prinz hört es, ohne seine Miene zu ändern, oder ihm zu antworten. Er wiederholt seine stille Frage noch einmal; der Prinz antwortet ihm mit einem unzufriedenen, Nein! und kehrt ihm den Rücken zu. Der arme Graf tritt beschämt zurück; er vergißt alle Schlösser, die er kaufen, und alle Fräulein, die er heirathen wollte. Die Antichambre verachtet ihn eben so sehr, wie gestern. Er steht überall am Wege; man drängt ihn zurück. Er bietet sich an, daß er morgen mit Ihro Excellenz speisen wolle; aber nun besinnen sich Ihro Excellenz, daß sie morgen selbst zu Gaste sind. Er sagt etliche artige Einfälle, und niemand lächelt mehr. Er geht zu denen, die ihm vor drey Stunden ehrerbietig auswichen; sie bleiben stehen, sie merken ihn nicht, und, die ihn noch merken, die sind so vertraut, Tabak von ihm zu fordern. Zum größten Unglücke kömmt der Kaufmann in das Vorzimmer, dem der ganze Hof schmeichelt, weil der ganze Hof ihm schuldig ist. Er hat in seiner Schreibestube von der gnädigen Vertraulichkeit des Prinzen gegen den Grafen gehört; um deßwillen ließ er alles liegen, und eilte nach Hofe, um dem Grafen sein ganzes Vermögen anzubieten, in der Hoffnung, dasjenige wieder zu bekommen, was er ihm bereits schuldig war. Aber

ber schon auf der grossen Treppe erfährt er die geschwinde Veränderung: er geht also in das Vorzimmer, sucht den Grafen, und mahnet ihn trotzig. Der Graf eilt beschämt nach Hause, verflucht den Hof, und den unglücklichen Tag, ohne sich zu besinnen, daß dieser Tag der erste April ist.

5.

Endlich hat Hypsäus (4) den Schritt gethan, den er sich seit langer Zeit zu thun wünschte. Er hat heute das ansehnliche Amt überkommen. Zwarden Verstand hat er nicht, der zu dem Amte erfordert wird; aber den hat er sich auch eben nicht gewünscht. Genug, daß er die Besoldung und den Rang hat. Er wird dafür sorgen, daß er jemanden miethet, der in seinem Namen den Verstand und Fleiß anwendet, den das Amt erfodert. Nunmehr glaubt Hypsäus vollkommen glücklich zu seyn. Aber seine grosse Dummheit, und Nachläßigkeit wird nun destomehr in die Augen fallen, je ansehnlicher der Posten ist, in welchem er stehet. Die Stadt fängt an, öffentlich über ihn zu lachen, da sie ihn vorher nur in Stillem verspottet hat. Die Einkünfte muß er denen abgeben, die für ihn arbeiten. Er wird also auf den ersten April kunftigen Jahres von seiner Ehrenstelle nichts übrig haben, als die Schande, und die Verantwortung.

6.

Sehen sie jenen Mann mit der tückischen und menschenfeindlichen Miene, welcher sich die Stirne wischt, und sich ganz ermüdet auf das Canapee wirft? Das ist Neran! (5) Erst vor einer Minute hat er das grosse Werk zu Stande gebracht, an dem er seit einem halben Jahre gearbeitet hat. Durch die niederträchtigsten Schmeicheleyen, durch Bestechungen, die ihm den dritten Theil seines Vermögens gekostet haben, durch Verunglimpfung der redlichsten Männer, die er für Nebenbuhler hielt, hat er sich diesen Morgen in das Amt gedrängt, bey welchem er hofft, daß man ihm

(4) Der Herr Rath *M* = = mit der wichtigen Miene eines *O* = =
(5) Der Mann ist mir zu tückisch, den mag ich nicht nennen.

ihm eben so niederträchtig schmeicheln werde, als er gethan, und ihn eben so bestechen werde, als er es thun müssen. Hier sitzt er, und dichtet, an welchem von seinen Feinden er sich zuerst rächen will. Schon hungert ihn nach dem Vermögen anderer, welches er, als seine Beute, ansieht. In der That wird er Verschiedne unglücklich machen. Aber der Elende, der heute hier auf dem Canapee von seinem Glücke, und dem Untergange seiner Feinde träumt, weis nicht, daß, ehe noch ein Jahr verläuft, Unschuld und Tugend siegen werden, und er in dem Gefängnisse verschmachten soll.

7.

Wer ist das kleine junge Männchen, welches dort an jener Tafel eine ganze Gesellschaft ehrwürdiger und erfahrner Männer mit einer so unanständigen Lebhaftigkeit zu übertäuben sucht? Und wer ist die ansehnliche Frauensperson, welche dort an der Thüre horcht, und vor Freuden Thränen vergießt? = = = (6) Ist das möglich? Also ist dieser Knabe heute zum erstenmale von dem Prinzen in die Versammlung der Räthe aufgenommen worden? Und gleichwohl ist er schon so weise, daß er denenjenigen unbescheiden widerspricht, die ihn vor zwanzig Jahren auf den Armen trugen? Und das ist seine Frau Mutter? Sie weint vor Freuden, daß der Himmel ihren Sohn mit so vieler Weisheit, und Lunge ausgerüstet hat. Ihre Freude wird nicht lange dauern. Das weise Kind, welches heute vor Gelehrsamkeit bersten möchte, wird in drey Monaten erfahren, daß er ein elender Ignorant sey. Er wird verstummen, und alsdann erst wird er erträglich seyn.

8.

Heute wird der unglückliche Ball seyn, auf welchem so viele zärtliche Thoren den Grund zu ihrem Misvergnügen legen werden.

Der

(6) Viel Glücks, hochweiser N = = d.

Der junge Herr (7) in weissen Strümpfen und mit den reichen Aufschlägen, flattert um seine Schöne, wie die Motte ums Licht. Er sieht ein paar schwarze Augen, er fühlt eine weiche Hand, er schielt nach dem Palatine, und wird so heiß vor Liebe, daß er schmelzen möchte. Morgen wird er seine Göttinn besuchen, und seufzen; übermorgen wird er seine Liebe entdecken; in vier Wochen wird er ihr Mann seyn; und in vier Monaten möchte er sich vor den Kopf schiessen, so oft es ihm einfällt, daß er die Thorheit gehabt hat der Mann eines Frauenzimmers zu werden, dessen unvorsichtige Ausschweifungen ihn vor der ganzen Stadt lächerlich machen.

9.

Selinde, (8) ein stilles, tugendhaftes, und wie man versichern will, fast einfältiges Mädchen, nimmt die Schmeicheleyen des jungen Seladons für Ernst an. Er thut ihr Versicherungen und Schwüre, die sie in dem Hause ihrer Mutter, die eben so stille, tugendhaft, und eben so einfältig ist, niemals gehört hat. Sie nimmt diese Schwüre für Ernst auf, und fängt an, diesen Flatterhaften zu lieben. Die Mutter läßt es geschehen, daß er sie oft und zu allen Zeiten besucht: die zufriedne Tochter küßt der gefälligen Mutter die Hände dafür. Seladon redet von nichts, als von dem Glücke, das er sich wünscht, die Hand eines so liebenswürdigen Kindes ewig zu besitzen. Das einfältige Kind schweigt sittsam, und wünscht es in ihrem Herzen selbst. Die Mutter lächelt, halb andächtig, und halb, als erinnerte sie sich ihrer Jugend, und sagt: wie Gott will, ihr Kinder! Der leichtsinnige hat die Absicht gar nicht, Selinden zu heirathen. Er liebt ihre Schönheit, und will versuchen, wie weit er diesen Roman ausführen könne. Aber die Tugend des Mädchens, und der Mutter

(7) Der süsse Herr S = =, der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.

(8) Arme E = =! du dauerst mich, urd doch weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen ist.

Mutter sind ihm beständig ein unüberwindliches Hinderniß. Man warnt die gute Mutter. Sie bittet ihn, seine Besuche zu unterlassen, welche der ganzen Stadt so verdächtig würden: aber er ist so niederträchtig, daß er sich in öffentlichen Gesellschaften gewisser Vertraulichkeiten berühmt, die den guten Namen der treuherzigen Selinde zweydeutig machen. Sie hoffte, der Ball würde die Gelegenheit zu ihrem künftigen Glücke seyn: aber durch eben diese einfältige Treuherzigkeit hat sie ihren guten Namen verloren, welchen ihre Unschuld nicht retten kann. Seladon ist ein Bösewicht: und einem Bösewichte, der etwas Nachtheiliges von einem Frauenzimmer erzählt, glaubt die lästernde Welt immer lieber, als einem Frauenzimmer, welches seine Unschuld eidlich erhärtet.

10.

Aber Seladon bleibt nicht ungestraft. Er hat an eben diesem Abend eine Bekanntschaft mit der Tochter (9) eines Kaufmanns gemacht, die er nebst der Bekanntschaft mit Selinden zugleich unterhält. Denn ein junger Mensch von Verdiensten, wie Seladon, muß mehr, als ein Mädchen auf einmal betrügen. Und diesesmal wird Seladon selbst betrogen. Die Tochter des Kaufmanns hat nicht Ursache, spröde zu seyn. Ihr Vater hat ausgerechnet, daß er kaum noch ein Jahr lang im Stande seyn werde, seinen ehrlichen Namen vor der Welt zu erhalten. Seladon ist bemittelt genug, ihn noch einige Zeit zu retten. Der Vater räth der Tochter, diese Beute nicht fahren zu lassen. Sie thut alle Anfälle einer verschlagenen Buhlerinn auf ihn, und thut sie mit gutem Erfolge, weil ihr dergleichen Anfälle nicht neu sind. Noch einige Zeit bleibt Seladon ungewiß, weil er sehen will, wie weit er sein Glück bey Selinden treiben könne. So bald aber dieser Roman abgerissen wird, so kann er sich weiter nicht aus dem Netze entwickeln, das ihm die Tochter des Kaufmanns legt Nun ist der Flatterhafte

(9) Die Mademoiselle S = = ist es, die der Himmel geschaffen hat, den ungetreuen Seladon zu bestrafen.

terhafte gefangen; und kurz nach der Hochzeit erfährt er die zerrüttete Wirthschaft seines Schwiegervaters, ja, was noch weit empfindlicher ist, er erfährt, daß seine Frau ihn nicht zuerst geliebt hat. Er muß zu beidem stillschweigen; denn ein Mann, dem sein eigenes Gewissen Vorwürfe macht, wird selten Muth genug haben, seiner Frau dergleichen Ausschweifungen vorzuwerfen, und zwar einer Frau, welche so viel Muth hat, wie diese, ihrem Manne es fühlen zu lassen, daß sie Frau ist. Nun hängt Seladon traurig den Kopf. Er verliert sein Vermögen, welches er in die Hände des Schwiegervaters geben müssen. Er verflucht seine Wahl; aber ganz in Stillem verflucht er sie, damit es seine Frau nicht höre, vor der er sich scheut. Er kann niemals Selinden begegnen, ohne sich zu schämen. Wie unglücklich ist der Ball vom ersten April für den armen Seladon! (10)

T = = (11) und E = = (12) sehen sich diesen Abend zum erstenmale; sie finden in ihrem beiderseitigen Umgange etwas, das ihnen gefällt; sie fangen an, sich zu lieben; noch an diesem Abende entdecken sie einander ihre Liebe. T = = freut sich, und überläßt es aus Bescheidenheit dem Ausspruche ihrer Mutter. E = = ist ein tugendhafter und ehrlicher Mensch; aber er hat kein Geld, kein Amt, und weis auch noch nicht, wenn? und wo? er beides finden soll: T = = hat eben so wenig Vermögen, und kann sich nur sehr kümmerlich mit ihrer Mutter ernähren. Sie lieben sich beide zu aufrichtig, als daß sie einander dieses verschweigen sollten; aber sie lieben sich auch beide zu stark, als daß sie vernünftig nachrechnen sollten, wie viel sie etwan

(10) Der leichtsinnige E = =, er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.

(11) (12) Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen; den T = = und E = = sind zu arm, als daß sie sehr bekannt wären; aber doch dauren sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen.

wan künftig brauchen möchten. Ihre Mutter, ein christliches Weib, und eine grosse Freundinn des Ehestandes, macht ihnen Muth; Sie sollen beten und arbeiten, so wird es ihnen nicht fehlen! Wie sehr beruhigt dieser mütterliche Segen unser zärtliches Paar! Sie heirathen sich, und vor grosser Liebe merken sie in den ersten vier Wochen ihren Mangel nicht. Nun wird ihre jugendliche Liebe etwas ernsthafter. Sie vermissen die unentbehrlichsten Sachen in ihrer Wirthschaft: sie klagen es der Mutter, und diese zuckt die Achseln. Sie beten, und haben doch kein Brodt. Sie wollen arbeiten, und es findet sich keine Arbeit, und kein Amt für ihren Stand. Sie lieben einander noch eben so aufrichtig; aber desto empfindlicher ist ihnen der Mangel, den keines vor dem andern verbergen kann. Sie und ihre Mutter können nicht begreifen, wie daß möglich ist, daß der Himmel eine so aufrichtige Liebe darben läßt: aber sie bedenken nicht, daß die aufrichtigste Liebe unvernünftig seyn kann, und daß der Himmel nicht schuldig ist, unsere Thorheiten zu segnen, wenn wir auch schon diese Thorheiten mit Gebet anfangen.

12.

Kleant = = (13) ich weis nicht, ob ihr ihn kennt? Kleant, der eigennützige Hagestolz, hat selbst keine Verdienste, als das Geld, und also kennt er auch, ausser dem Gelde, keine Verdienste weiter. Man hat immer die Absicht gehabt, sein Vermögen in vernünftigere Hände zu bringen, und um deßwillen hat man sich Mühe gegeben, ihn zu verheirathen. Man schlägt ihm ein Frauenzimmer vor, die sehr tugendhaft ist. Aber hat sie Geld? fragt er. „Sie „ist von einer guten ansehnlichen Familie.„ Aber vielleicht hat sie eben um deßwillen kein Geld? „Sie ist zu allen „denen Künsten und Wissenschaften angeführt worgen, die „ein Frauenzimmer zu einer vernünftigen Mutter, einer „häuslichen Frau, und einer liebenswürdigen Freundinn „machen.

(13) Mit ihrer Erlaubniß, Herr *N* = = *T* = =, daß ich sie ein wenig bekannter mache.

„machen“ Hum! spricht Kleant, aber was bringt sie mit? Dort tanzt dieser Kleant, und zwar tanzt er mit Orimenen, (14) einem Frauen Zimmer von dreyßig Jahren, welche von ihrem Vater die Kunst gelernt hat, bey einem mittelmäßigen Vermögen die Miene eines Frauenzimmers zu behaupten, welches grosse Reichthümer besitzt, und nur aus Bescheidenheit, und guter Wirthschaft diese Reichthümer nicht gestehen will. Mit dieser tanzt er, und mitten im Tanzen rechnet er nach, wie viel er wohl gewinne, wenn er dieses Frauenzimmer zur Frau bekommen könne. Alle ihre Capitalien tanzen vor seinen Augen herum, und wenn er ihr die Hand reicht, so geschicht es mehr mit der Bewegung eines Menschen, der Geld empfangen soll, als der die Hand einem Frauenzimmer zum Tanze giebt. Die Menuet ist geschlössen. Er führt sie an das Fenster, er redet schüchtern mit ihr, sie wird roth; er küßt ihr die Hand, sie neigt sich, und er drückt die Hand mit Entzückung an seinen Mund. Nun sind sie einig. Des Wohlstands wegen will man noch vorher den Vormund darum fragen. Der arme Kleant! er ist seines Glücks gewiß; gleich nach Ostern wird die Hochzeit vollzogen. Nun fragt Kleant nach ihrem Vermögen, und ihr Vermögen besteht in ungültigen Papieren, weitläuftigen Ansprüchen, und in der Hoffnung, einen reichen Vetter in Ostindien zu beerben, wenn er unverheirathet und ohne Testament sterben sollte.

13.

Warum ist Leonore, (15) die Tochter des reichen Kaufmanns, so aufgeräumt? Noch vor einer Stunde saß sie ganz tiefsinnig und unzufrieden, und war gegen alle, die sie zum Tanze auffoderten, frostig und beleidigend, nur gegen den Baron von N = = (16) nicht. Der vergoldete Baron, der eben itzo mit ihr tanzt, hat ihr, oder viel mehr ihrem

(14) Das ist meine Nachbarinn, die kostbare *A* = =.
(15) Die unglückliche *T* = = =.
(16) Zu deutsch, der Herr Baron von *D* = =.

Gelde vor einigen Minuten eine förmliche Liebeserklärung gethan. Leonore ist ein hochmüthiges Bürgermädchen, welches nichts so sehr wünscht, als einen hohen Rang, und den Titel einer Excellenz: der Baron hat beides, aber auch viele Schulden. Sind wohl in der Welt zwo Personen, die sich besser für einander schicken? Die Liebeserklärung von diesem Abende ist der Grund zu einer Vermählung, mit welcher der Baron so geschwind als möglich eilen wird, um eine ruhige Messe zu haben. Nun ist der Baron Herr von ihrem Vermögen, und nun läßt er es die glückliche Leonore empfinden, daß ihre Person, ohne dieses Vermögen, gar keinen Werth hat. Er schämt sich, sie an den Hof zu bringen, an welchen doch zu kommen die eitle Leonore so sehr gewünscht hat. Sie fühlt die Spötterey seiner Familie, und darüber würde sie sich allenfalls trösten lassen: aber das *ist* für sie eine schreckliche Sache, daß sie sich auf ein entferntes Landgut ihres Gemahls begeben soll, um daselbst einsam und unbemerkt, in der Gesellschaft der Weiber ihrer Verwalter und Pachter zu leben, um ihren Mann dadurch von dem schimpflichen Vorwurfe einer ungleichen Heirath zu befreyen. Würde Leonore wohl so lustig tanzen, wenn sie die unglücklichen Folgen dieses Balls voraus wissen sollte!

14.

Was muß wohl dort der Herr Secretär (17) mit der grossen Perucke in seine Tafel schreiben? Er lacht so *laut*, daß man kaum noch den Baß von der Music hört, und läßt sich von der witzigen Kalliste etwas dictiren. Kalliste (18) ist ein Frauenzimmer, welches von allem dem nichts versteht, was man gemeiniglich von der Sorgfalt und dem Fleisse eines Frauenzimmers fodert: aber sie hat viel gelesen, sie ist witzig, und so gelehrt, daß sie in Gesellschaft anderer Frauenzimmer gähnt, und andere Frauenzimmer in ihrer Gesellschaft einschlafen. Der Secretär liest Acten und

(17) Der Herr Secretär *E* = =, ein Mann, dessen ganze Lunge witzig ist.

(18) Die gekrönte *S* = =.

und Zeitungen, und ist gleich so witzig, als er es bey seinem Amte nöthig hat: aber gleichwohl macht er die Mode unsrer Zeit mit. Er bewundert den Witz, wo er ihn findet, und bewundert ihn allemal aus vollem Halse. Kalliste sagt ihm ein Sinngedicht auf eine Frau vor, die das Unglück hat, dem Herrn Secretär zu misfallen. Das ist schon Ursache genug für ihn, diesen Witz zu bewundern. Er schreibt es in seine Tafel; er fragt nach dem Verfasser: Kalliste erröthet. Ha! Ha! schreyt der Secretär, soll mich der Teufel, das Ding haben sie gemacht! Kalliste muß es gestehen. Der Secretär blökt ihr einige Schmeicheleyen vor, und spricht: so eine Frau möchte ich haben, wie sie sind! Gott straf mich, so eine Frau! er läßt es bey diesem zärtlichen Sturme nicht bewenden. Weil aber Kalliste des Wohlstandes wegen ihn noch diesen Abend in Ungewißheit lassen muß, so wird er morgen von neuem ansetzen, er wird auch morgen noch das Jawort, und in vierzehn Tagen Kalisten zur Frau bekommen: aber in vier Wochen möchte er sie gern wieder los seyn. Wenn er zu Bette gehen will, so fehlt Kalisten noch ein Reim: er muß allein schlafen. Wenn er aufsteht, so schläft Kalliste noch, weil sie gestern den Reim sehr spät fand. Wenn er nach Hause kömmt, und essen will; so hat Kalliste über einer schönen Stelle aus dem Voltaire vergessen, die Küche zu bestellen. Geht er wieder in sein Amt, so versammelt sich eine Menge witziger Herren bey seiner Frau, welche sich der schönen Künste und Wissenschaften wegen, allemal in Abwesenheit des Mannes bey seiner Frau versammeln. Er kömmt Abends nach Hause; er findet den Tisch voll Bücher, und wieder kein Essen darauf. Er flucht, und sie erklärt ihm aus dem Seneca eine vortreffliche Stelle vom Zorne. Er fragt: ob sie ihn ganz wolle verhungern lassen? und sie antwortet ihm mit einem gelehrten: natura paucis contenta! Er lärmt über die witzigen Gesellschaften, die seiner Ehre ziemlich zweydeutig wären: aber sie erklärt ihm sehr tiefsinnig, die beruhigende Lehre von der harmonia praestabilita. Er legt sich vor

Verdruß zu Bette, aber die witzige Kalliste weckt ihn wieder auf, und liest ihm ein Sonnet vor. Wie unglücklich wird der unwitzige Secretär mit der witzigen Kalliste leben!

15.

Glauben sie etwan, daß dort im Erker der junge Mensch bey seiner Großmutter sitzt? Nichts weniger. Er sagt einer alten reichen Wittwe (19) zärtliche Schmeicheleyen vor, welche bey ihrem fünf und funfzigsten Jahre noch wollüstig genug ist, sie anzuhören. Die Frau besitzt ein erstaunendes Vermögen, ist immer ungesund, nimmt von drey Aerzten Arzeney, und also wird sie in fünf Jahren gewiß sterben. So rechnet Adrast, (20) welcher geschickt, aber arm ist. In der Hoffnung, daß er sich länger nicht, als fünf Jahre, mit ihr quälen werde, verlangt er ihre Hand, und bekömmt sie, und dieser neue Ehestand gedeiht der alten Frau so gut, daß sie noch in ihrem fünf und siebzigsten Jahre so munter seyn wird, als heuer. Armer Adrast!

16.

Rosamunde (21) steht ganz tiefsinnig unter dem Spiegel. Murner, (22) ein alter Wucherer von zwey und sechzig Jahren, fodert sie zum Tanze auf, und taumelt mit ihr eine Menuet. Dieser verdrießliche Alte wird morgen ihr Bräutigam. Rosamunde wird von ihrem Vater gezwungen, dem Manne, der Tonnen Goldes hat, ihre Hand zu geben. Das gute Kind dauert mich: denn Murner wird noch zehn Jahre nach ihrem Tode leben, welcher in den ersten fünf Jahren ihres Ehestandes vor Verdruß über ihren geitzigen, ekelhaften, und plumpen Mann erfolgt. Aber sie würde mich noch mehr dauren, wenn ich nicht wüßte, daß sie ihren natürlichen Widerwillen gegen den verdrießlichen Alten durch die eigennützige Hoffnung beruhigte, daß er in ein paar Jahren sterben, und sie durch sein Vermögen in den

(19) So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres ersten Mannes C = = nicht.

(20) Der Herr Licentiat *E = = r.*

(21) Dieses Schlachtopfer heißt *N = = in.*

(22) Und dieser ihr Henker heißt = = *D.*

den Stand ſetzen werde, den jungen Erill (23) glücklich zu machen.

17.

Warum eilt Polidor (24) ſo geſchwind, und ſo unruhig nach Hauſe? ... Ich das möglich! ſo iſt ſeine Frau in dieſem Augenblicke geſtorben, welcher er ſeit etlichen Jahren durch tauſend niederträchtige Beleidigungen das Leben bitter, und die Luſt zum Tode angenehm machen wollen! Er findet ſie todt. Wie leicht iſt ihm das Herz! er ſchickt noch dieſen Abend zu Agneſen, (25) die er ſeit einigen Jahren mehr geliebt hat, als ſeine Frau, und läßt ihr den Tod der letztern melden. Agneſe verſteht dieſe Botſchaft, und freut ſich; und Polidor freut ſich noch mehr, da er nun keine Hinderung weiter ſieht, Agneſen öffentlich für ſeine Frau zu erkennen. Was für aufrichtige Thränen würde itzo Polidor über den Tod ſeiner rechtſchaffenen und unglücklichen Frau vergieſſen, wenn er wiſſen ſollte, daß ihn heute über ein Jahr, um eben dieſe Zeit, ſeine Agneſe bey den Haaren zum Zimmer hinausſchleppen wird, weil er ſie in ihrer Einſamkeit mit einem Kaufmannsdiener ſtören wollte, deſſen Glück ſie, durch das Geld ihres Mannes, zu machen denkt!

18.

Florinde (26) war auch auf den Ball gebeten; aber ſie begräbt dieſen Abend ihren alten Mann. Sie geht hinter ſeinem Sarge weit vergnügter, als ſie hier in dieſer muntern Geſellſchaft tanzen würde, wenn ihr Mann noch lebte. Sie hat in drey Jahren viel mit ihm ausgeſtanden; aber er liebte ſie aufrichtig, und zum Beweiſe ſeiner Liebe ſetzte er ſie zum einzigen Erben ein. Nunmehr theilt ſie ihre Reichthümer mit dem Herrn Lieutenant von ..., welcher hier in Garniſon ſtehet, ein irrender Ritter, und ein

(23) Ich habe ihn ſchon genennt; er heißt *Erill*.
(24) Der ungetreue *R...*
(25) Wie geſagt: Agnesen.
(26) *N... a.*, welche dort ſo vergnügt unter ihrem Flohre lacht.

unglücklicher Spieler ist. Wie oft wird sie in drey Jahren an ihren verstorbenen Mann mit Thränen denken, wenn sie bey seinen Freunden um das Gnadenbrodt bitten muß!

19.

N. . wird heute diese Weissagungen in der Stille lesen, ohne sich es merken zu lassen. Ich habe sie auf dem Titelblatte gewarnet, sie solle dieselben vom achten bis zum neunzehnten Artikel überschlagen, weil für das Frauenzimmer, und besonders für unverheirathetes Frauenzimmer, viel anstößige Stellen darinnen wären. Diese Warnung ist Ursache, daß sie den achten und die folgenden Artikel bis zum neunzehnten zuerst gelesen hat. Sie weis gar nicht, was ich will; denn in allen diesen Stellen findet sie nichts anstößiges für das Frauenzimmer. Im Ernste, gar nichts. Desto zufriedner bin ich, meine Schöne! aber doch werden sie hier vieles finden, das ihnen sehr nützlich seyn kann. Hätte ich ihnen gerathen, diese zwölf Artikel wegen ihrer erbaulichen Moral zu lesen, so würden sie dieselben vielleicht gar nicht, oder nach ihrer guten Bequemlichkeit, oder doch mit ihrer gewöhnlichen Unachtsamkeit gelesen haben. Aber da ich bat, sie möchten diese Stellen nicht lesen, da ich sie davor warnte, weil viel Anstößiges darinnen wäre, welches die Ohren der Frauenzimmer beleidigen könnte; mit einem Worte, da ich es ihnen verbot: so schlichen sie sich ganz in der Stille auf die Seite, nahmen mein Märchen vom ersten April, suchten begierig die achte Wahrsagung, und lasen unermüdet, bis hieher. Und nunmehr ärgern sie sich, daß ich das alles voraus gewußt habe. Werden sie nun bald glauben, daß meine Wahrsagungen vom ersten April gegründet genug sind? Stecken sie nur das Buch ein, gehen sie wieder zur Gesellschaft, ich will sie nicht verrathen.

20.

Wie vielerley Wege sucht sich der Mensch aus, zu seinem Glücke zu kommen, und wie selten trifft er die rechten Wege!

Wege! Ich sehe, daß Frontin (27) mit einem kleinen Blättchen Papier sehr vergnügt aus dem Zimmer eines Grossen (28) des Hofs zurücke kömmt, von dem er sein Glück gehofft hat, und von dem er es nunmehro desto gewisser erwartet, da er ihm itzo 6000 Fl. gegen einen Wechsel, geliehen hat. Frontin ist ganz ausser sich über die gnädige und vertraute Art, mit welcher ihm sein Mäcenat ein Amt, und seine ganze Gnade versprochen hat. Aber er wird es ihm noch oft versprechen, und wenn Frontin es sich iemals einfallen läßt, die Interessen, oder das Capital wieder zu fodern, so ist er ohne Hülfe verloren. Er hätte wissen sollen, daß die Wechselbriefe eines Mächtigern weiter nichts sind, als schriftliche Complimente.

21.

Wen muß heute Harpax (29) betrogen haben, daß er dort bey seinem Geldkasten so vergnügt lächelt? Nun weis ich es. Vor einer Stunde hat er die letzten hundert Thaler verdient, die ihm noch an dem ersparten Vermögen von 50000. Thalern fehlten. Nun setzt er sich auf die Geldsäcke, und rechnet. Wir wollen ihm zuhören, ohne ihn zu stören . . . . Das wären also 20. 9. 5. 14. 1. gut! Das wären also 49000. Thaler! Hier in dem Sacke 500. und 300. und 100. und hier in der Hand die 100. Thaler . . . Es ist richtig! Das macht zusammen 50000. Thaler. Gott Lob! Nun will ich nur noch 10000. Thaler darzu verdienen, und hernach mein Alter ruhig beschliessen, und dem lieben Armuthe nach meinem Vermögen Gutes thun, so bald ich diese 60000. Thaler beysammen haben werde. Wie glücklich wird mein Sohn leben! Ich habe mit hundert Thalern angefangen, und höre mit 60000. Thalern auf. Glücklicher Sohn! wie viel kannst du zusammen sparen, da

(27) Sein Vater, der reiche *E* . . hätte sein Geld vorsichtiger ausgelehnt.

(28) Man wird auf verschiedene rathen, aber es ist niemand, als Ihro Excellenz der Graf *M* . .

(29) Marx Israel *O* . .

du mit 60000. Thalern anfängst! Gott erhalte mir nur mein Bißchen Armuth! Ich will es gewiß auch denen genieſſen laſſen, die darben müſſen, wenigſtens nach meinem Tode; denn ſo lange man lebt, weis man nicht, was man ſelbſt braucht, und mein lieber Sohn iſt mir doch der nächſte. . . . Wollen ſie den lieben Sohn kennen lernen? Dort ſitzt er in einem verdächtigen Hauſe, unter der Geſellſchaft einiger Spieler, die ſeine Freunde ſind, und einiger liederlichen Weibsperſonen. In eben der Stunde, da ſein Vater die letzten hundert Thaler ſo andächtig in ſeinen Kaſten ſperrt, ſchreibt der Sohn einen Wechſel auf 4000. Thaler, und bekömmt von einem Wucherer, der faſt ſo ſchlimm, wie ſein Vater, iſt, 1500. Thaler dafür. Von dieſem Gelde wird er mit ſeinen Freunden und Freundinnen, ein paar Wochen vergnügt leben. Der Sohn wird von neuem, und mit noch mehrerm Verluſte borgen, und wird nach und nach ſo viel Schulden häufen, daß nicht einmal die väterliche Erbſchaft zulangt, ſie zu tilgen. Armer Harpax! Wie ſehr haſt du dich heute verrechnet!

22.

Wie zärtlich drücken Aranth (30) und Javolen (31) einander die Hände! Aranth, als ein geſchickter Kaufmann, hat ausgerechnet, daß er 15000. Thaler gewinnen kann, wenn er in der künftigen Meße Bankerutt macht. Aber es iſt eine gewiſſe Vorſicht dabey nöthig, um den Namen eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und zugleich zu vermeiden, daß man mit den Geſetzen keine Händel bekömmt. Er hat die Sache itzt mit ſeinem Advocaten, dem Javolen, überlegt. Der Plan iſt gemacht: die Unglücksfälle ſind alle aufs reine gebracht, und Aranth findet das Unternehmen ſicher genug. In künftiger Meſſe alſo wird er den Streich wagen. Er und ſein Advocat überrechnen ſchon den Vortheil, den ſie machen wollen. Sähen ſie zukünftige Dinge voraus, wie ich ſie voraus ſehe, ſo würden ſie beide die Köpfe

(30) Mich dünkt, er heißt *A* = =
(31) *T* = = *Juris utriusque Doctor.*

Köpfe hängen. Ihre Bosheit wird entdeckt werden. Den Kaufmann wird man auf seine ganze Lebenszeit in den Schuldthurm werfen; und den Advocaten wird man zu einer öffentlichen Handarbeit verdammen. Wie unglücklich ist ihnen der heutige Tag zu diesem Unternehmen! Aber sie sind zu entschuldigen. Haben sie wohl Ursache gehabt, eine so strenge Gerechtigkeit zu befürchten, von welcher man seit funfzig Jahren keine Exempel weis?

23.

Unter allen Tagen im ganzen Jahre ist besonders der erste April der Geldmacherkunst geheiligt: ich würde also Unrecht thun, wenn ich nicht ein paar Worte davon sagen wollte.

Der Mann mit der heitern und ehrlichen Miene, welcher dort vor dem Ofen sitzt, und gedankenvoll das künftige Glück überrechnet, an welchem er so viele Menschen will Antheil nehmen lassen, so bald er die grosse Sache wird zu Stande gebracht haben; dieser Mann verdient unsere Hochachtung, und unser Mitleid. Es sind gestern gleich zwanzig Jahre gewesen, daß er angefangen hat zu laboriren, und allemal unglücklich: aber heute hat er einen Proceß angefangen, der ihm gewiß alle seine Mühe auf einmal belohnen wird. Nun sinnt er nach, was er mit den unsäglichen Schätzen anfangen will, von denen er künftig Herr seyn wird. In seiner Vaterstadt will er eine Stiftung für hundert Arme machen. Unter seinen Verwandten hat er viele, die Noth leiden; denen will er unter die Arme greifen, daß sie Brodt verdienen können. Für die Geistlichen und Schulen setzt er jährlich dreytausend Thaler aus, die er nach seinem Gutbefinden unter sie theilen will. Alle Jahre will er fünf Knaben auf ein Handwerk thun, und fünf armen Mädchen will er eine Ausstattung geben. Er kennt zween Kaufleute, die fleißig und ehrlich, aber in ihrer Handlung unglücklich sind; denen will er ohne Zinsen so viel Geld leihen, als sie brauchen, damit sie für sich und die Ihrigen Brodt erwerben können. Hundert tausend Thaler

ler will er alle Jahre verbauen, damit diejenigen ihren Unterhalt bekommen können, die Lust haben zu arbeiten. So menschenfreundlich träumt Philet! (32) Dieser rechtschaffne Mann ist der einzige, dem ich die Entdeckung eines Geheimnisses gönnen wollte, welcher ausserdem, wenn es zu entdecken, und mehr als einer Person bekannt wäre, das gröste Unglück für ein Land seyn müßte.

24.

Dort sitzt Argyl (33) vor dem Ofen, und bläst, daß ihm Schweiß und Ruß über das Gesicht laufen. Er arbeitet auch an der Erfindung des grossen Geheimnisses: aber wie sehr ist er von dem tugendhaften Philet unterschieden! Argyl hat ein ansehnliches Vermögen auf die niederträchtigste Art verschwendet, und noch viele Leute boshaft um das Ihrige gebracht. Nun macht ihn die Verzweiflung zum Narren. Er ist einem bettelnden Landstreicherin die Hände gefallen, welcher ihn diese wichtige Kunst lehren will. Argyl lechzet nach den versprochnen Schätzen, nicht, daß er tugendhaft leben, andre glücklich machen, und seine Schulden bezahlen will: Keinesweges! Er will Gold machen, damit er eine unerschöpfliche Quelle habe, seine gewohnten Ausschweifungen fort zu setzen. Er hat heute einen neuen Proceß angefangen. Er macht ein grosses Geheimniß daraus; aber ich will ihn verrathen:

„*Rec.* ☽. *fin. solvire* solche *in aquafort.* Ziehe das „*aquafort* davon, und dieses wiederhole zum drittenmale. Nun giesset *destillirten acet.* drauf, und *solviret* „darinnen alles, was sich *solviren* will, ziehet den *acet.* „*destill.* davon, und solches wiederholt auch zum dritten„male: Das hinterbliebene Salz *solvire in aqua pluvia„li, filtrire* und *coagulire* es *ad consistentiam discretam,* „so ist es fertig.„

Nun

(32) Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P = = kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte.

(33) Der Taugenichts R = = k.

Nun hat Argyl alles, was er ſich wünſcht. Aber ich weis es beſſer, was er hat: Er hat = = = = die Narrentinctur.

25.

Blaſewind, (34) ein herumirrender Goldmacher, iſt es, welcher den rechtſchaffnen Philet, und den unartigen Argyl betrügt. Er hat ſich ſchon einige Zeit von ihrer Leichtgläubigkeit ſehr bequem unterhalten. So ungeſchickt und unwiſſend er auch iſt; ſo iſt er doch fein genug, ſich die Schwäche eines jeden zu Nutze zu machen. Mit dem Philet redet er von nichts, als von guten Werken, und mit dem Argyl von nichts, als von den wollüſtigen Tagen, die auf ihn warten. Er hofft an dem Orte, wo er itzo iſt, noch viele zu hintergehen, weil es bey uns noch einige Philete, und unzählige Argyle giebt. Aber Blaſewind betrügt ſich. Die Schulden, die er an andern Orten gemacht, verfolgen ihn. Er hat hier zu ſeinen Ausſchweifungen nöthig gehabt, neue Schulden zu machen? und er flieht. Er ſchmeichelt ſich an einem kleinen Hofe ein, welcher gewohnt iſt, mehr Aufwand zu machen, als die Einkünfte ſeines Landes ertragen: Er verſpricht, dieſem Mangel abzuhelfen. Man hört ihn, man giebt ihm, was er verlangt; aber man giebt auch ſehr ſorgfältig auf ihn Acht. Er wird über einer Betrügerey ertappt, er geſteht noch mehrere, und dort vor dem Thore auf der Höhe rechter Hand der Straſſe, dort wird ein vergoldeter Galgen hingebaut werden, an dem dieſer tückiſche Landſtreicher hängen ſoll.

26.

Moran (35) hat gehört, daß Kleider Leute machen. Bisher haben ihm ſeine Umſtände nicht erlaubt, daß er viel auf die Kleider hätte wenden können; und eben dieſes hat er für die einzige Urſache gehalten, warum er ſo wenig bemerkt, und ſo wenig geſchätzt worden iſt. Nun will er der Welt

(34) = = *A* = =, und wer ihn von Perſon will kennen lernen, der leſe die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird.

(35) *E* = = heißt dieſer prächtige Narr.

Welt die Augen öffnen. Er überlegt diesen Morgen die Sache mit seinem Schneider. Er läßt einige prächtige Kleider verfertigen, und damit ihm diese neue Equipage nicht gar zu kostbar falle, so kauft er ein paar reiche Westen von einem Kammerdiener. Nun bricht er hervor, und läßt sich in allen Spaziergängen, in den Lustspielen, und Antichambern sehen. Er erlangt seinen Zweck. Alle Welt sieht auf diese unbekannte Figur, wie man auf einen unerwarteten Kometen sieht, der einige Zeit unter den Sternen herum irrt. Man fragt, wer er sey? man erfährt es endlich, und in kurzer Zeit weis die ganze Stadt, daß er ein Mensch ohne Erziehung, ohne Wissenschaften, ohne Sitten, mit einem Worte, daß er ein unnützes glänzendes Geschöpf ist. Hätte Moran nicht besser gethan, wenn er in seinem alten Kleide unbemerkt gestorben wäre? Man würde nicht gewußt haben, daß er lebe; aber das würde für ihn sehr vortheilhaft gewesen seyn.

27.

Der heutige Tag ist für die Pracht des Narciß (36) nicht glücklicher. Narciß, nachdem er lange genug sich in sich selbst verliebt hatte, verliebt sich nun auch in ein vornehmes Frauenzimmer, und ist so ungerecht, zu glauben; die Aufmerksamkeit eines Frauenzimmers zu gewinnen, dazu gehöre weiter nichts, als ein wohl gepuderter Kopf, ein kostbares Kleid, seine Wäsche, ein Band im Degen, ein paar kostbare Dosen, eine goldne Uhr, und ein Ring, von dessen Werthe man sich eine Weile unterhalten kann, wenn man sonst nichts zu reden weis. Alles dieses schafft sich Narciß, und borgt es, da er kein Vermögen hat, es zu bezahlen. Er hat das Glück, ein paar Tage in dem Hause des Frauenzimmers gelitten zu werden: aber in Kurzem erfährt der Jubelierer, daß er seinen Ring sehr unsichern Händen anvertrauet habe. Er nimmt ihn zurück; die übrigen

(36) Sein wahrer Name ist C = = und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Jubelierer.

gen Gläubiger folgen ihm nach, und in Kurzem ist Narciß ganz ausgekleidet, und kriecht wieder in seinen alten Rock.

28.

Heute ist in dem Hause des alten Marcilo (37) alles vor Freuden ausser sich; denn eben heute ist sein Sohn aus Paris zurücke gekommen. Im vorigen Jahre reiste er dahin, als ein junger, bescheidener und gesitteter Mensch, ein wenig einfältig, und hieß Hanns: Heute kömmt *Monsieur Jean* zurück, ohne Gesundheit, ohne Sitten, ohne Religion, und sagt seinem deutschen Vater und seiner deutschen Mutter Thorheiten vor, und beide sind vor Freuden ausser sich. *Monsieur Jean* geht in Gesellschaften; alle sehen auf ihn, wie auf ein fremdes Thier. Der Einfältige hält diese Aufmerksamkeit für Beyfall; aber er wird in dieser vergnügten Einbildung nicht lange bleiben. In vier Wochen wird er einen alten, und angesehenen Kaufmann auf dem Caffeehause finden; er wird vor ihm herum gaukeln, und ihn so lange beleidigen, bis dieser ehrliche Mann ihn vor der ganzen Gesellschaft versichern wird, daß *Monsieur Jean* ein Narr sey. Die ganze Gesellschaft wird diese Wahrheit durch ihren lauten Beyfall unterstützen.

29.

Celsus (38) hat diesen Morgen den Grundstein zu einem prächtigen Gebäude gelegt, welches er vor dem Thore aufführen will, um seinem Namen ein ewiges Andenken zu stiften und seinen Nachkommen eine anständige Wohnung zu bauen. Wüßte Celsus, daß ihm dieser Bau sein ganzes Vermögen kosten wird, daß er noch eben so viel aufborgen muß, um nicht die Schande und den Vorwurf eines unüberlegten Unternehmens zu haben, das er nicht aus-

(37) Bisher hat er *E = =* geheissen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Markisinn aussprechen kann, so deutsch klingt er.

(38) Auf seinen Ballen steht ein *D = =*, und über die Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen, und einem heuchlerischen *Soli Deo Gloria* kommen, um zugleich seinen Vornamen, und sein Vaterland auszudrücken.

ausführen kann; wüßte er, daß ihn seine Gläubiger durch die Hand des Richters aus dem Hause werfen werden, so bald er es völlig ausgebaut hat, daß dieser prächtige Palast den Namen eines ganz Fremden und Unbekannten bekommen wird, der itzo nur noch eine kleine verachtete Handlung durch seinen Fleiß und sein Glück unterhält; wüßte Celsus, daß seine unglücklichen Kinder in eben diesem Hause um das Brodt dienen werden: wie traurig würde er seyn, wie sehr würde er sich seines unüberlegten Ehrgeizes schämen!

30.

Argyr (39) hat heute zum erstenmale den unglücklichen Einfall, ein Münzcabinet anzulegen. Sein Vermögen ist geringe, seine Einkünfte sind ungewiß: aber desto gewisser die Ausgaben, die er auf die Erziehung einer starken Familie wenden muß. Das alles hindert ihn nicht. Er hat heute früh das ansehnliche Münzcabinet eines seiner reichen Freunde gesehen; um deßwillen nimmt er sich vor, auch eines anzufangen. Er putzt alle Thaler rein, die er bekommen kann, und, wo er eine Münze findet, die recht glänzt, und neu aussieht, die trägt er in seinen Schatz. In ein paar Jahren wird ein stärkeres Vermögen in dieser Sammlung stecken, als er entbehren kann. Seine Kinder leiden Noth, er sieht es, es jammert ihn, aber er sammelt immer noch mehr in sein Münzcabinet. Er borgt Geld mit sechs pro Cent auf, um schöne Münzen zu kaufen. Endlich drängen ihn seine Schuldner, und da er nicht bezahlen kann, so bemächtigen sie sich seines Cabinets. Der unbedachtsame Argyr! Seine Kinder sind halb verhungert, er selbst hat kein Brodt, und sein schön aufgeputztes Cabinet haben die Goldschmiede.

31.

Das ist heute zum fünftenmale, daß sich Mentor (40) in ein Joch spannen läßt, aus dem er schon viermal, zu seinem grossen Vergnügen, erlöst worden ist. Aber dasmal ist

(39) Wer kann sonst ein solcher Thor seyn, als Herr E = = ?
(40) Und dieser ist mein Freund N = = h.

ist es eine ganz andre Sache; denn der Vater des jungen Menschen, von dem er heute Hofmeister werden müssen, ist einer der Vornehmsten bey Hofe, und hat ihm eine gewisse und anständige Versorgung versprochen. Armer Mentor! Desto schlimmer ist es für dich, wenn der Vater deines Telemachs so vornehm und mächtig ist. Führt sich dieser auf, wie es die Wünsche der Aeltern, und deine unermüdete Sorgfalt verlangen; so ist es nur sein guter natürlicher Charakter, dem man es zu danken hat. Schweift er aus; so ist kein Mensch Schuld daran, als der Hofmeister. Ich habe Mitleiden mit dem rechtschaffenen Manne. Sein Amt ist in vielerley Absicht eines der wichtigsten; und doch ist ein alter Hofmeister immer derjenige, welcher am meisten getadelt, und am wenigsten belohnt wird. Er macht vielleicht einen jungen Cavalier nach dem andern geschickt, sein Glück bey Hofe, und in dem Lande zu finden: aber er bleibt immer Hofmeister; ungefähr so, wie ein alter Fährmann das halbe Land über den Fluß gesetzt hat, und immer auf der Fähre grau wird, und immer nicht viel mehr davon hat, als ein kleines Trinkgeld, und ein nichts bedeutendes: Behüt euch Gott, mein Freund!

32.

Wie lustig geht es dort am Markte in des jungen Lindors (41) Hause zu! Heute ist der feyerliche Tag, an welchem ihn der Prinz mündig gesprochen hat. Er verkündigt dieses Glück der Stadt mit Trompeten und Pauken, und feyert dieses Fest in Gesellschaft einiger nichtswürdigen Leute, die schon lange auf sein Vermögen gelauert haben, und deren Nahrung es ist, die Freundschaft junger Thoren zu suchen, die sich mündig sprechen lassen. Das Recht, das er sich erkauft hat, drey Jahr eher mündig zu seyn, als er es nach der Ordnung der Gesetze seyn sollte, ist nichts anders, als das Recht, drey Jahr eher zum Bettler zu werden.

33.

(41) Der junge T . . . und, wenn es nach ihm geht, in Kurzem der Herr von T . . .

33.

Endlich hat es Polydor (42) so weit gebracht, als er es schon seit vielen Jahren gewünscht hatte, zu bringen, und als es weder sein Vater, noch Großvater haben bringen können. Hier sitzt er im Lehnstuhle, und überdenkt sein Glück, und das Glück seiner Kinder, bis auf die spätesten Urenkel. Seine Frau hängt ihm zärtlich am Halse, und dankt Gott und ihrem Manne, daß sie den heutigen grossen Tag noch hat erleben können. Der glückliche Polydor! Vier Wochen wird das ganze Land von nichts reden, als von ihm. Seine Feinde werden vor Verdruß rasen, und seine Freunde werden stolz seyn, daß sie seine Freunde sind. Er wird auch noch immer ihr Freund seyn, ob es ihm gleich seine Umstände nicht erlauben, so vertraut mit ihnen umzugehen, wie vorher. Er muß den Hof schonen; denn nunmehr giebt der Hof auf alle seine Schritte Acht. Was ist denn das für ein schreckliches Glück, das Polydor heute erlebt hat? Er hat sich für 3000. Gulden Ahnen gekauft.

34.

Nun wird die Sache schon anders gehen. Sempron (43) kömmt eben itzt vom Rathhause, und hat eine Klage übergeben. Sein Nachbar soll es schon erfahren, daß er das Recht nicht hat, in Semprons Hof zu sehen. Wenn er mir folgen wollte; so würde er es ihm nicht verwehren. Aber sein Advocat hat es ihm aus einem grossen Folianten bewiesen, daß er gerechte Sache hat, und daß der Streit in vier Wochen entschieden seyn muß. Auf den ersten April 1775. wird sich Sempron vergleichen, und dem Nachbar erlauben, in seinen Hof zu sehen. Die Unkosten werden aus bewegenden Ursachen compensirt: und damit Sempron den Advocaten bezahlen kann, so verkauft er das Haus. Nun hat er doch so viel erlangt, daß der Nachbar nicht mehr in seinen Hof sieht.

35.

(42) Seit diesem Augenblicke, Ihro Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von F = = Erb-Lehn-und Gerichtsherr auf ꝛc. ꝛc. ꝛc.

(43) Der streitbare S = r.

35.

Das war alles, was man von Philanders (44) Klugheit und Wirthschaft erwarten konnte. Er hat ausgerechnet, daß es ihm sehr viel kosten würde, eine Frau zu nehmen. Er ist zu schlau, als daß er nicht wohl merken sollte, eine Frau würde mehr Herrschaft verlangen, als ihm erträglich sey. Er nimmt also heute eine Magd zu sich, und macht eine Maitresse aus ihr. Ehe noch ein Jahr vergeht, wird ihn diese Magd zur Treppe hinunter werfen, und ehe zehen Jahre vergehn, wird diese Magd sein ganzes Vermögen an sich gezogen haben, und wenn Philander essen will, so ißt er das Gnadenbrodt aus der mildthätigen Hand seiner Magd.

36.

Dort steigt Gurdus (45) vom Wagen, nachdem er vier Wochen ausser Landes gewesen, und von dem Prinzen in einer kleinen Verrichtung gebraucht worden ist. Es waren seine ersten Verrichtungen; darum hielt er sie für sehr wichtig. So lange er abwesend war, bildete er sich ein, daß das ganze Land nur von ihm und seinen Verrichtungen rede. Er kömmt zurück, er wundert sich, daß ihn das Land nicht durch Bevollmächtigte an der Gränze einholen läßt. Er kömmt in die Stadt, und fährt unbemerkt durch die Gassen. Er steigt vor seinem Hause ab, und der Wirth fragt ihn, ob er spatzieren gefahren sey? Also hat nicht einmal der Wirth ihn vermißt? Hätte wohl dem Gurdus der sich alle Wochen in den Zeitungen suchte, eine grössere Demüthigung begegnen können?

37.

Nun wird Cölestine (46) ihre Lebenszeit recht vergnügt zubringen. Sie hat heute den Handel über ein Land-

(44) Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur den alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er *P = = E = =*.

(45) Der Herr von *C = =*, so lange er ausserhalb Landes war, aber bey uns *C = =* schlecht weg.

(46) Wenn es doch *T = =* gestehen wollte, daß sie nur die Eifersucht zu diesem Entschlusse gebracht hat!

gut geschlossen, auf welches sie nach den Feyertagen ziehen, und nicht wieder in die Stadt kommen will. Sie ist die Stadt überdrüßig Man sieht da nichts, als den Himmel und die Gasse. Tag und Nacht ist keine Ruhe; jede Familie ist der Spion der andern. Den besten Freunden darf man nicht trauen, und unter diese besten Freunde gehört Pattine, die den reichen Kaufmann geheirathet hat auf dessen Her; Cölestine eine Hypothek hatte. Mit einem Worte, sie ist die Stadt überdrüßig: aber vor Eintritt des Winters wird sie das Landleben noch mehr überdrüßig seyn. Die Natur ist ihr zu einförmig; die Bäume stehen einen Tag, wie den andern, auf ihren Plätzen. Niemand ist da, der ihren Puß sieht: niemand, der ihr eine Schmeicheley von ihren Händen sagt; und niemand, der sich zärtlich ängstigt, wenn es ihr einfällt, unpaß zu seyn. Sie hat keinen Zeitvertreib. Von wem soll sie Böses reden? Aber der Pfarrer und seine Frau spielen Lombre = = Ja, ja! sie spielen es freylich, aber das Fischchen nur um einen Kreuzer. Die unglückliche Cölestine! wie sehr wird sie der Kauf reuen, über den sie heute so viel Vergnügen bezeigt!

38.

Guten Morgen, Junker Wester, (47) guten Morgen! Was macht die Frau Gemahlinn, die kleine Familie, und ihr Hünerhund? = = Das ist ja recht gut. Ich freue mich über das Wohlseyn der lieben Ihrigen. Aber was haben sie so früh in diesem Hause gemacht? = = Im Ernste? Sie haben also das Haus itzo gekauft, und wollen vom Lande in die Stadt ziehen? Der Verdruß mit ihren Nachbarn, der Proceß mit ihren unruhigen Unterthanen, die Chicanen der Advocaten, die Unredlichkeit der Pachter, und, was das Kläglichste ist, der Verlust der Mitteljagd, das sind freylich Ursachen genug, die ihnen das Landleben verhaßt machen können. Aber werden sie in der Stadt vergnügter seyn? Man wird sie auslachen, wenn sie gestiefelt in Spielgesellschaften

(47) Juncker *A* = = der Fuchsjäger.

schaften gehen wollen. Wenn man von Operarien spricht, so werden sie zeigen, wie der Hirsch auf der Brunst schreyt. Man wird ihnen sagen, daß morgen ein Gallatag ist, und sie werden antworten, daß morgen auch die Jagd aufgeht. Man wird sie fragen, ob sie morgen auf den Abend den Tamerlan mit ansehen wollen; und sie werden sehr neugierig fragen, ob er schon eingehetzt ist? Die ganze Stadt wird über sie spotten, und sie werden glauben, daß die ganze Stadt närrisch sey. Tauschen sie noch heute mit Cölestinen. Ziehn sie wieder aufs Land, und bereden sie Cölestinen, daß sie bey uns bleibt: so ist jedes an seinem Orte.

39.

Timoleon (48) wird heute sein Testament bey den Stadtgerichten niederlegen. Er vermuthet wohl nicht, daß es seine Kinder umstossen werden. Er ist immer ein strenger Vater gegen seine Kinder gewesen; und diese haben mit Zittern seine Befehle befolgt. Aber Timoleon hat vergessen, ihre Liebe zu erwerben: und das ist die Ursache, daß sie nach seinem Tode über keine von seinen Verordnungen halten werden, weil sie weiter nicht Ursache haben, sich vor seiner Strenge zu fürchten. Bey der Unfreundlichkeit, mit welcher er seine Kinder regierte, haben sie keine Gelegenheit gehabt zu lernen, wie man sich gegen einander liebreich bezeigen müsse. Die traurigen Folgen davon werden sich bey der Erbtheilung zuerst äussern. Ein jedes wird nur auf seinen Nutzen sehen, und daraus entsteht ein ungesitteter Zank, der ohnedem unter den Geschwistern immer am heftigsten ist. Dieser Zank erwächst zu einer öffentlichen Verbitterung, und es giebt Advocaten, welche sich diese Uneinigkeit so wohl zu Nutze zu machen wissen, daß sie in zehen Jahren die einzigen Erben dieser reichen Verlassenschaft seyn werden.

(48) Mein Nachbar T ==.

40.

Opim (49) ist nicht glücklicher. Er weis, daß er fremde und lachende Erben hat, die, unerachtet aller legalen Mühe, die er anwenden wird, dennoch seinen letzten Willen nicht sorgfältig genug beobachten werden. Opim ist ein Mann, der bey einem sehr grossen Vermögen viel Ehrgeiz, und keinen Verstand besitzt. Er hat sich niemals Mühe gegeben, sich um seine Mitbürger verdient zu machen: was wird er nach seinem Tode für Nachruhm von ihnen erwarten können? Opim hat einen guten Einfall: er will sich seinen Nachruhm selbst bestellen. Der Bildhauer kömmt; er soll ihm ein marmornes Grabmaal bauen. Ein halb Dutzend steinerne Tugenden sollen um dasselbe herum sitzen, und bittre Thränen vergiessen. Selbst der unerbittliche Tod soll unzufrieden aussehen, daß er den grossen Opim hat von der Erde wegraffen müssen. Die Fama bekömmt auch ihre Rolle. In der Mitte des Grabmaals sollen zween kleine geflügelte Buben, die ganz erbärmlich greinen, das Schild halten, welches sich Opim so groß als möglich bestellt, um seinen ganzen Titel, alle seine Tugenden, und alle seine Verdienste darauf setzen zu lassen, damit die Welt doch sehen möge, daß es auch in unsern Tagen grosse und tugendhafte Männer, und einen Patrioten gegeben habe, der Opim hieß. So macht er es, wie es Alexander mit seinem Lager in Indien machte, welches er so groß und weitläuftig einrichten ließ, daß die Nachwelt glauben sollte, seine Macedonier wären Riesen gewesen. Das Grabmaal wird fertig, und es fehlt nichts, als daß noch die Schrift in das Schild eingehauen werde. Was für ein schweres Ende würde der stolze Opim haben, wenn er wissen sollte, daß seine Erben sich nicht einmal über die Kosten werden vereinigen können, seinen Namen auf das Grabmaal setzen zu lassen! Das prächtige Monument wird unvollkommen stehen bleiben. In funfzig Jahren wird

(49) Der prächtige Name *V . . R . . M . .* würde sich gewiß auf seinem Grabmaale vortreflich ausgenommen haben.

wird man nicht mehr wissen, wer darunter liegt: In hundert Jahren wird es der Magistrat an sich nehmen, und es zu einem Grabmaale seines alten Bürgermeisters brauchen, welcher sehr tugendhaft, aber zu arm war, als daß ihm seine Erben ein so verdientes Denkmaal hätten stiften können.

41.

Nunmehr wird sich der unzufriedene Timon (50) wohl beruhigen; er hat endlich ein ansehnliches und einträgliches Amt bekommen, wie er es schon lange gewünscht hat. Ich zweifle doch noch daran; denn die Unzufriedenheit ist sein Fehler, und vielleicht sein einziger Fehler, weil er ausserdem ein sehr liebenswürdiger Mensch ist. Schon als ein Kind war er unzufrieden. Wenn man ihm erlaubte, zu spielen; so wünschte er sich ein Buch. Wenn er studiren sollte, so setzte er sich auf sein hölzernes Pferd. Der Vater widmete ihn dem geistlichen Stande, und der Sohn hatte Lust dazu; aber mit einem male fiel es ihm ein, ein Soldat zu werden. Er ward es, und wollte studiren. Auch dazu verhalf man ihm, und nachdem er etliche Jahre sehr fleißig studirt, und viel gelernt hatte, so wählte er die Jagd. Auch die gefiel ihm nicht lange, und er versuchte sein Glück am Hofe. Der Zwang des Hofes machte ihm diese Lebensart in den ersten zween Monaten verhaßt; er wünschte sich also ein Amt, wo er Gelegenheit hätte, seine Gelehrsamkeit zu brauchen, und dafür belohnt zu werden. Das hält schwer: denn Rang und Titel kann man bey Hofe immer eher erlangen, als Amt und Belohnung. Endlich hat er beides heute bekommen, und er ist vor Freuden ausser sich. In Kurzem wird er die mühsamen Beschäfftigungen des Amtes überdrüßig seyn. Er wird eine reiche Wittwe heirathen, und sich auf ihr Landgut setzen. Aber mit einem Landgute hat man nichts, als Verdruß: er wird sich dafür ein Haus in der Stadt kau-

(50) Der redliche, aber unzufriedne *A = =*.

sen. Aber in dem nächsten Sommer ist ihm auch die Stadt zu enge. Es fällt ihm einmal wieder ein, daß er ohne Frau vergnügter gelebt hat. Nun wäre er es wohl zufrieden, wenn seine Frau stürbe. Sie stirbt: Timon ist untröstbar? denn er hat sie in der That geliebt. Nun will er wieder heirathen, und ehe ein halbes Jahr vergeht, heirathet er ein junges lebhaftes Mädchen. Der unglückliche Timon! Itzt hätte er wohl Ursache, sich ein besseres Glück zu wünschen: aber der Tod wird ihn überraschen, eben da er den Mund aufthut, etwas zu wünschen.

42.

Sehen sie dort den dicken Bürger, (51) welcher sich am Kamine mit einer kurzen Tabakspfeife auf seinen Bierkrug gelehnt hat? In diesem Augenblicke ist er dahinter gekommen, ob Oßmann wider Rußland, oder wider Persien zu Felde ziehen wird. Sehen sie einmal, mit welcher Zufriedenheit er lächelt! Die Czarinn mag sich wohl in Acht nehmen; denn sie hat an diesem politischen Bürger einen heimlichen Feind. In seinem Handwerke ist er ein ehrlicher Mann; aber ein Narr, so bald er ein Stück Zeitung in die Hände bekömmt. Und daß er heute ein doppelter Narr ist, das macht der erste April.

43.

Beobachten sie einmal die Pharisäermiene, mit welcher Orgon (52) von seinem Fenster herab auf eine Menge armer Bürger sieht, die sich vor seinem Hause versammelt haben, um einen kleinen Theil von denen zwanzig Thalern zu bekommen, die er unter sie ausspenden läßt, und allemal auf den heutigen Tag auszuspenden verordnet hat. Betrachten sie aber auch zugleich seine Aufmerksamkeit, mit welcher er die Fenster der Gasse, und die Gesichter der Vorbeygehenden untersucht: ob sie auch sein mildthätiges Christenthum

(51) Meister *N* = =, Bürger und Zinngiesser allhier.
(52) Dieser lärmende Wohlthäter heißt *T* = =.

thum genug bewundern, und ob sie auch denjenigen am Fenster stehen sehen, aus dessen wohlthuender Hand so viel Segen auf das arme Volk herabträufelt? Wie sehr betrügt sich Orgon, wenn er glaubt, daß er durch diese milde Stiftung die Hochachtung seiner Mitbürger erlangen, und bey den Nachkommen sein Andenken erhalten werde! Die ganze Stadt redet heute von dieser neuen Stiftung, das ist wahr: aber die ganze Stadt erinnert sich auch heute zugleich der Ungerechtigkeiten und der Meineide, mit welchen Orgon sein Vermögen zusammen gescharret hat. Die Nachkommen, so lange sie noch von ihm etwas wissen, werden eben das sagen, und erst alsdann, wenn man seinen Namen ganz wird vergessen haben, alsdann, erst wird dieses Gestifte erbaulich, und von einigem Werthe seyn. Orgon ist nicht ganz ohne Gewissen. Er fühlt seine Bosheiten; er weis, daß er nur wenige Jahre noch leben kann: er erschrickt, wenn er an das denkt, was auf ihn wartet. Was soll er thun? Er will das thun, womit er sich so oft auf dem Rathhause geholfen hat. Um nach dem Tode einen gnädigen Richter zu haben, drückt er heute Gott vier Louisdor in die Hände; denn er hat gehört, man leihe dem Herrn, was man den Armen giebt, und die Armen, die hier vor seinem Hause auf ein paar Kreuzer warten, werden es schon bey ihrem Gott zu rühmen wissen.

44.

Es ist wohl noch niemals ein Mensch sich selbst so ungleich, und in seinem Charakter so widersprechend gewesen, als Chamäleon. (53) Seine Fehler, und seine Tugenden sind übertrieben. Er kauft sich eine prächtig eingebundene Bibliothek, und redet von nichts, als von Gelehrten und von Editionen. Mit einemmale fällt es ihm ein, daß alle Gelehrsamkeit Pedanterey sey; er verkauft alle Bücher, und kauft sich eine Rüstkammer von Flinten und andern

(53) Sein Name heißt F = = =. Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch schon etlichemal verändert hat.

Gewehre. Diese weis er noch weniger zu brauchen, als die Bücher; er kauft sich also Uhren dafür. Von ungefähr sieht er eine prächtige Equipage; sie gefällt ihm, er muß auch eine haben. In vier Wochen jagt er den Kutscher und die Bedienten fort, verkauft seine reichen Kleider an die Juden, und geht ohne Lacken in einem alten Regenrocke durch die Gassen.. Er war einmal in die Gesellschaft eines rohen Engelländers gekommen, und so lange er in dessen Gesellschaft herum schwärmte, so lange that er nichts, als daß er sich in Punch besoff, und die Religion lästerte. Sein alter Onkel, ein abergläubischer Mann, brachte ihn von dieser Ausschweifung zurück, und nun gieng er mit ihm in alle Predigten und Betstunden, sah Gespenster, und that Gelübde. Seit einem Monatte hatte er sich in den Kopf gesetzt, ein alter ehrlicher Deutscher zu seyn. Er redete Vornehme und Geringe mit einer quäkerischen Vertraulichkeit an. Nichts war ihm beschwerlicher, als zu grüssen und zu danken, denn das hielt er für eine französische Tändeley. Er sagte allen Leuten Grobheiten, in der Meynung, daß es Wahrheiten wären. Er ward dadurch verhaßt, man litt ihn in keinen Gesellschaften mehr, und erst gestern hat er eine Verdrießlichkeit gehabt, die ihm sehr empfindlich gewesen ist. Heute hat er sich also vorgenommen, artig und lebhaft zu seyn, und aller Welt zu schmeicheln. Er wird es eben so ungeschickt anfangen; seine Schmeicheley wird noch mehr beleidigen, als seine Grobheit! denn allemal wird er zur Unzeit, und sehr unüberlegt schmeicheln. Einem Kammerjunker wird er sagen, daß er in seinen Scherzen sehr tiefsinnig und gelehrt sey: und an einem Professor wird er den schönen Fuß bewundern, und ihn nöthigen, eine Menuet zu tanzen. Cölimenen wird er sagen, daß sie ein männliches und frisches Gesicht habe: aber an dem Hauptmanne, der neben ihr sitzt, wird er die glatte Haut, und die weichen Hände bewundern. Seinen Beichtvater wird er umhalsen, und zu ihm sagen: der Teufel solle ihn holen, wenn er iemals so einen guten Gesellschafter gefunden

funden habe, als Ihro Hochehrwürden: aber mit dem Schmarozer, den er seit vielen Jahren als seinen gefälligsten Freund um sich hat, wird er über die Bulle Unigenitus disputiren. Das ist die Lebensart, die Chamäleon heute anfängt; in ein paar Monaten wird er sie wieder ändern, weil er sich dadurch noch mehr Feinde, als durch seine Grobheit gemacht hat. Er wird sie wieder ändern; aber er wird nur in neue Ausschweifungen verfallen.

45.

Nun ist er (54) fertig! Das war der letzte Vers. Glückliches Vaterland! Endlich hat einer von deinen witzigen Söhnen ein deutsches Original zu Stande gebracht, dessen sich kein Corneille schämen darf. Was für ein Lärm wird in den gelehrten Zeitungen darüber entstehen! Die Engelländer werden es gleich übersetzen lassen; die Franzosen nicht, denn diese sind auf den deutschen Witz zu eifersüchtig. Noch ist er unschlüßig, auf welchem Theater er es soll aufführen lassen. Koch? = Je nun, ich will es ihm endlich gönnen. = Aber seine Frau muß die Hauptrolle nehmen, sonst mache ich Schönemannen dadurch glücklich. = So denkt der arme Autor, und weis es noch nicht, daß bey der ersten Vorstellung das Parterre lachen wird, und die Logen gähnen werden.

46.

Nun ist er unsterblich! Wer? Unser deutscher Burmann. (55) Er hat es aus einer Stelle des Plautus bewiesen, daß sein Gegner ein Ochse sey. Aber er weis es nicht, daß die Welt mit einer boshaften Freude, auf den Beweis seines Gegners wartet, und daß sie Lust hat, beide für Thoren zu halten, und, ehe fünf Jahre verflossen sind, beide zu vergessen.

47.

(54) Wer sonst, als Er? *Quam pulchrum est, digitis monstrari et dicier: HIC est!*

(55) Der handfeste C = =. *Cur non dictus Hylax?*

47.

Aber Scriblern (56) wird man doch nicht vergessen, welcher für die Nachwelt schreibt? Gewiß wird man ihn vergessen; denn er schreibt für die Würzkrämer, und Stärkeweiber. Was hat denn ihm die Nachwelt gethan, daß er ihr zumuthen will, seine Schmiererey zu lesen?

48.

(57)

49.

Herr Autor! Auf ein Wort! Ihnen muß ich an diesem feyerlichen Tage auch etwas ins Ohr sagen. Also wären sie mit ihren sieben mal sieben Wahrsagungen zu Stande. Und vermuthlich sind sie mit sich selbst wohl zufrieden, daß sie etwas geschrieben haben, welches ganz Deutschland gefallen wird, weil es die Ehre hat, ihnen zu gefallen. Was erwarten sie für ihre Bemühung? Berühmt zu werden? Man weis ja ihren Namen nicht. Gelesen zu werden? Vielleicht. Bewundert zu werden? Sachte, mein Herr Autor, sie verlangen zu viel! Weil sie heute allen wahrsagen, so will ich auch ihnen wahrsagen. Wissen sie, was die Welt von ihrem Werkchen sprechen wird?

(56) Κατ' ἐξοχήν, vom AuTorE.

(57) Damit ich dem Witze meiner Leser etwas zu thun gebe, so will ich hier Platz zu einer Wahrsagung lassen, und ihnen das Vergnügen machen, daß ein ieder an diese Stelle einen seiner Bekannten setze, von dessen lächerlichen Thorheiten er etwas wahrsagen will. Ich weis, die Wahl wird ihnen schwer werden; aber das weis ich noch gewisser, daß keiner von meinen Lesern, ich nehme dreye von ihnen aus, hiebey an sich selbst denken wird. War diese Wahrsagung richtig?

wird? Der deutsche Römer (58) wird es im Buchladen sehen. Hum! wird er sprechen, wieder ein deutscher Wisch! Aber es geht ab, wird der Buchhändler sagen. . . . Ja, ja! es geht wohl ab, aber in zehen Jahren liest niemand dergleichen Quark mehr. Der Rechtsgelehrte (59) wird es in die Hand nehmen; man wird glauben, er lese darinnen: aber eben überdenkt er gewisse Gegenbeweisartikel, die noch morgen übergeben werden müssen. Hier kömmt ein Philosoph! (60) ein Erzautor! Der wird sich gewiß darüber freuen; denn er wird auf die moralische Absicht, und nicht auf die Einkleidung sehen. Was soll das seyn? wird er sprechen. Ein Märchen! Sieben mal sieben! Wie spielt man mit der Moral! Der Autor ist gewiß noch ein Kind, oder er sieht seine Leser für Kinder an. Ganz hinten im Buchladen hat sich ein finsterer Mensch (61) an den Tisch gelehnt, und liest ihre Schrift, und liest sie ganz durch, und schmeißt sie unter den Tisch, und geht verdrießlich hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Wer muß dieser Mensch seyn? Aber hier kömmt ein freundlicher schwarzer Mann, (62) welcher dem Verleger ein ganz neuvermehrtes und durch und durch verbessertes Gesangbuch anbietet. Er blättert in der Auslage; er findet ihr Märchen, er liest es flüchtig durch, und legt es seufzend wieder weg. Darinnen steckt viel Gift! der Verfasser scheint ein Spinosist zu seyn. Ich will nicht richten; aber wenigstens ein Feind der Geistlichen muß er seyn. Sehen sie, spricht er zum Buchhändler, sehen sie einmal die beiden Stellen hier im Märchen. Es sind die letzten Zeiten, gewiß mein Herr, die letzten Zeiten! Madame N . . (63) hat von dieser Schrift ge-

(58) *Clarissimus Dominus R.*

(59) Und zwar Herr *Doctor G . .*

(60) Man darf nur die Quartanten lesen, die seit zehen Jahren herausgekommen sind, so wird man auf den meisten Titeln finden: *Autore O . . P, . . E . .*

(61) Eigentlich heißt er *R . . S . .*: aber der finstre Mensch sieht es nicht gern, daß man seinen Namen nennt.

(62) Ihro WohlEhrwürden Herr *J . .*, *Pastor* zu *U . .*

(63) Madame *S . .*! Ich küsse ihnen die Hände.

gehört; sie läßt sie gleich holen. Das müssen sie wissen, Herr Autor, daß Madame N . . eine artige und lebhafte Frau ist, die von aller Welt Böses spricht, und die sehr empfindlich ist, wenn man etwas sagt, das auf sie gehen kann. Sie liest ihr Märchen, und versteht es nicht. Sie liest die Wahrsagungen, und freut sich, und lacht, und kömmt endlich auf eine Stelle, in welcher sie glaubt, getroffen zu seyn, ob sie gleich auf hundert Personen von ihrem Charakter gehen kann. Sie beißt in die Lippen, legt das Buch weg, und sagt zu ihren Töchtern: Der Autor ist ein Mensch, vor dem man sich hüten muß. Sehen sie, Herr Autor, das wird die Welt von ihrer Schrift sagen, und das wird die Belohnung für ihre Mühe seyn! Wenigstens acht und vierzig Feinde haben sie sich durch ihre Wahrsagungen gemacht. Wie sehr haben sie sich in ihrer schmeichelhaften Hoffnung betrogen! Aber sie hatten vergessen, daß auch sie zu der Welt gehören, die heute den ersten April feyert.

Drittes Buch,

enthält

den Schlüssel

zu den siebenmal sieben

Wahrsagungen.

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO

AT PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO

Persius.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Nach dem Urtheile der meiſten Leſer iſt eine Satire ohne Schlüſſel ein ſehr unnützes und unangenehmes Werk. Dieſes Urtheil würde ungerecht ſeyn, wenn man Satiren ſchriebe, um der Welt eine Verachtung, oder einen Abſcheu vor den Thorheiten beyzubringen, und wenn man Satiren läſe, um ſich zu beſſern. Da wir aber aus der Erfahrung wiſſen, daß nur wenige in dieſer Abſicht Satiren ſchreiben, und faſt niemand in der Abſicht ſie lieſt: ſo ſehe ich nicht, warum ich ein ſolches Urtheil verdammen ſoll. Meine Wahrſagungen werden um deßwillen gefallen, da ich die Originale meinen Leſern ſchon einigermaſſen durch die Anmerkungen kenntlich gemacht habe, und da ich ſie in gegenwärtigem Schlüſſel der ganzen Welt bloß ſtellen will. Wie ſehr wird dieſe Schrift geleſen werden, da ich keinen Menſchen ſchone, und da die ehr-

Die Fortsetzung folgt künftig.

Die versprochene Fortsetzung.

Wenn ein Satirenschreiber die billige Absicht hat, durch seine Schriften nur die schädlichen und unanständigen Thorheiten der Menschen verhaßt, oder lächerlich zu machen, ohne einen Menschen persönlich zu beleidigen: so kann ihm allerdings nichts empfindlicher seyn, als der liebloſe Vorwitz dererjenigen, welche zu allen Charaktern ein Original aufsuchen, und sich mit Fertigung der Schlüssel zu seinen Satiren, ohne Beruf beschäfftigen.

Ich habe mich, gleich bey dem Anfange meiner Schriften sehr weitläuftig über diesen Punct erklärt, und meinen Lesern, so wohl durch eine Aufgabe allgemeiner Abschilderungen, als durch Bekanntmachung verschiedener Briefe über die vermeynten Entdeckungen dieser Abschilderungen, gezeigt (*), wie ungewiß ihre Vermuthungen sind, wie beleidigend eine solche Beschäfftigung, und wie unanständig sie sey.

Das schmeichelhafte Vergnügen, die lächerlichen Thorheiten an andern zu suchen, um selbst desto vollkommener zu scheinen, ist vermuthlich einem grossen Theile meiner Leser zu angenehm, als daß dergleichen Vorstellungen vermögend gewesen wären, sie davon abzubringen. Ich habe sie bey aller Gelegenheit wiederholt, ich habe glimpflich, und auch bitter gebeten, daß sie durch Fertigung ihrer Schlüssel mich nicht verhaßt, und sich nicht lächerlich machen sollten: aber meistentheils habe ich vergebens gebeten.

Da dieser vierte Theil der letzte Theil meiner satirischen Schriften seyn soll, und ich wohlbedächtig den Entschluß gefaßt habe, niemals, so lange ich noch leben werde, einige

(*) S. den Vorbericht vom Misbrauche der Satire, im ersten Theile der satirischen Schriften.

Aufsätze dieser Art der Welt bekannt zu machen (*): so hielt ich es für nöthig, noch einen Versuch zu thun, ob es denn gar nicht möglich sey, meinen Lesern einen Widerwillen gegen diese lieblose Deutungsbegierde beyzubringen, und ob ich sie nicht wenigstens auf diese Art überführen könne, wie ungerecht sich ihr menschenfeindlicher Witz beschäfftige, wenn sie nur aufmerksam sind, Thoren unter ihren Mitbürgern zu suchen, ohne sich selbst zu finden.

Ich ließ vor einigen Wochen das Märchen vom ersten April an einem auswärtigen Orte, unter verstelltem Namen, und auf so eine Art drucken, daß ich gewiß hoffte, unerkannt zu bleiben. Die sieben mal sieben Wahrsagungen, welche in der That nichts, als ganz allgemeine Charaktere enthalten, bezeichnete ich in den Anmerkungen durch willkührliche Buchstaben, und sagte meinen Lesern in das Ohr, wie etwan die Originale heissen möchten. Im dritten Buche versprach ich einen deutlichern Schlüssel dazu zu geben, und brach eben da ab, wo ich glaubte, daß die deutende Neugier gewisser Leser am stärksten seyn würde.

Ich habe dadurch alles erlangt, was ich suchte, und noch mehr, als ich zu erlangen wünschte. Ich habe erfahren, daß bey nahe keine Hoffnung mehr übrig sey, diesen Lesern eine Schoosssünde abzugewöhnen, die ihrer Neugier und ihrer Eigenliebe so angenehm ist. Viele haben sich die wenige Wochen hindurch beschäfftigt, theils abgeschmackte, theils lächerliche, theils gefährliche Auslegungen zu machen, nachdem einer oder der andere von ihnen abgeschmackt, lächerlich oder boshaft war. Und am meisten haben sich diejenigen mit Fertigung der Schlüssel den Kopf zerbrochen, von denen ich doch mit gutem Gewissen nicht einmal verlangen kann, daß sie denken sollen. Viele haben ihre Vermuthungen aus dem Formate, andre aus einer gewissen Art der Orthographie, und noch andere von dem Drucke und Papiere abgeleitet. Man hat den Verfasser an verschiednen

(*) S. den Vorbericht zum vierten und letzten Theile der satirischen Schriften.

ſchiednen Orten geſucht, und ich habe das Vergnügen gehabt, unbemerkt, hinter meinem ausgeſtellten Bilde gute und böſe, gegründete und unvernünftgie Urtheile, von Schuſtern und von Kennern zu hören. Ich werde keine von allen beantworten: aber das iſt mir nahe gegangen, daß ich habe erfahren müſſen, wie man rechtſchaffne und unſchuldige Männer, die ich zum Theil vorher niemals gekant habe, durch dergleichen ungerechte Auslegungen lächerlich zu machen, und zu beſchämen geſucht hat.

Dieſer ehrenrührige Muthwille einiger meiner Leſer nöthigt mich, nicht länger verborgen zu bleiben. Sie werden ſich ſchämen, wofern es anders nicht zu ſpät iſt, dergleichen von ihnen zu hoffen, wenn ich ihnen den Schlüſſel zu denen Anmerkungen gebe, die den Charaktern in den ſieben mal ſieben Wahrſagungen untergeſetzt ſind. Sie werden nunmehr finden, und ich wünſchte, ſie fänden es zu ihrer Demüthigung, wie ſehr ſie ſich übereilt haben, wenn ſie glaubten, den ſüſſen Herrn S = = zu kennen, welcher dort rechter Hand wohnen ſollte, wenn man nach dem Markte zu geht. a) Sie werden ſich wundern, daß der eigennützige Hageſtolz N = = T = = derjenige nicht iſt, an den ſie dachten. b) Sie werden es dem Herrn Secretär E = = abbitten, daß ſie ihm Liebe zum Witze Schuld gegeben haben, welches doch ſein Fehler gar nicht iſt. c) Der Clariſſimus Dominus R. kann vielleicht ein Pedant ſeyn: aber ich kenne ihn nicht, und verlange nicht, ihn zu kennen, und doch dauert er mich, weil ich nicht ihn, ſondern alle Pedanten gemeynt habe. d) Herr I = = Paſtor zu V = = e) iſt eine Wohlehrwürden in der Luft; ich weis von ihm nicht ein Wort, und der ehrliche Mann, den man dafür ausgeben wollen, hat es bloß der Uebereilung eines ſeiner Collegen zu danken, der vielleicht

a) S. in den ſiebenmal ſieben Wahrſagungen, Anmerk. 7.
b) Ebendaſ. Anmerk. 13.
c) Ebendaſ. Anmerk. 17.
d) Ebendaſ. Anmerk. 58.
e) Ebendaſ. Anmerk. 62.

leicht eifersüchtig ist, daß er sich nicht auch durch Verstümmelung eines Gesangbuchs in seinem Marktflecken hat verewigen können. Die übrigen Auslegungen übergehe ich mit Stillschweigen; theils sind sie mir zu empfindlich, theils kann ich nicht glauben, daß man sie wirklich gemacht hat, und viele habe ich auch wegen der kurzen Zeit, seit welcher das Märchen bekannt worden ist, noch nicht erfahren. Aber daß sie alle ungegründet sind, das will ich gleich erweisen.

Auf dem Titelblatte zum dritten Buche steht der Vers:

VT. NEMO. IN. SE SE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO

AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO

Persius.

Setzt man nun aus den sieben mal sieben Wahrsagungen die Buchstaben, welche, wie die Anmerkungen sagen, die Anfangsbuchstaben von den Namen der geschilderten Originale seyn sollen, zusammen; so kömmt dieser Vers in seiner richtigen Ordnung heraus. Das ist der Schlüssel! Ich will ihn hier ganz einrücken, damit ich meine Ausleger ganz beschäme.

1. Kennen sie den Herrn V = = T = = nicht?	V
2. Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N = = meyne.	T. N
3. Der Graf E = =, ist ihnen der unbekannt?	E
4. Der Herr Rath M = = mit der wichtigen Miene eines O = =.	M O.
5. Der Mann ist mir zu tückisch, den mag ich nicht nennen.	I
6. Viel Glücks, Hochweiser N = = d.	N.
7. Der süsse Herr S = =, der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zu geht.	S

8. Arme

8. Arme E = =! du dauerſt mich, und doch weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen iſt. E

9. Die Mademoiſelle S = = iſt es, die der Himmel geſchaffen hat, den ungetreuen Seladon zu beſtrafen. S

10. Der leichtſinnige E = =, er iſt unglücklich, aber er hat die Strafe verdient. E.

11. 12. Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen; denn T = = und E = = ſind zu arm, als daß ſie ſehr bekannt wären; aber doch dauern ſie mich, daß ſie nunmehr bekannt werden ſollen. T E

13. Mit ihrer Erlaubniß, Herr N = = T = =, daß ich ſie ein wenig bekannter mache. N T

14. Das iſt meine Nachbarinn, die koſtbare A = =. A

15. Die unglückliche T = =. T

16. Zu deutſch, der Herr Baron von D = =. D

17. Der Herr Secretär E = =, ein Mann, deſſen ganze Lunge witzig iſt. E

18. Die gekrönte S = =. S

19. So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres erſten Mannes C = = nicht. C

20. Der Herr Licentiat E = = r. E

21. Dieſes Schlachtopfer heißt N = = in. N

22. Und dieſer ihr Henker heißt = = D. D

23. Ich habe ihn ſchon genennet; er heißt Erill. E

24. Der ungetreue R = =. R

25. Wie geſagt, AgnEſen. E.

26. N = = a, welche dort ſo vergnügt unter ihrem Flohre lacht. N

27. Sein Vater, der reiche E = =, hätte ſein Geld vorſichtiger ausgelehnt. E

28. Man wird auf verſchiedene rathen; aber es iſt niemand, als Ihro Excellenz, der Graf M = =. M

29. Narr Iſrael O = =. O.
30. Mich dünkt, er heißt A = =. A
31. T = =, Juris utriusque Doctor. T.
32. Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P = = kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte. P
33. Der Taugenichts R = = k. R
34. = = A = =, und wer ihn von Perſon will kennen lernen, der leſe die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird. A
35. E = = heißt dieſer prächtige Narr. E
36. Sein wahrer Name iſt C = =, und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Jubelierer. C
37. Bisher hat er E = = geheiſſen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, dieſen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Markiſinn ausſprechen kann, ſo deutſch klingt er. E
38. Auf ſeinen Ballen ſteht D = =, und über der Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen, und einem heuchleriſchen Soli Deo Gloria kommen, um zugleich ſeinen Vornamen, und ſein Vaterland auszudrücken. D
39. Wer kann ſonſt ein ſolcher Thor ſeyn, als Herr E = = = . E
40. Und dieſer iſt mein Freund N = = h. N
41. Der junge T = =, und wenn es nach ihm geht, in Kurzem der Herr von T = = T
42. Seit dieſem Augenblicke, Ihro Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von I = =, Erb-Lehn- und Gerichts-Herr auf ꝛc. I.
43 Der ſtreitbare S = =. S
44. Seine gebietende Magd wird ihm zwar nur den

alten

alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er P = = E = =. P E.

45. Der Herr von C = =, so lange er ausserhalb Landes war; aber bey uns C = = schlecht weg. C

46. Wenn es doch T = = gestehn wolte, daß sie nur die Eifersucht zu diesem Entschlusse gebracht hat! T

47. Junker A = =, der Fuchsjäger. A

48. Mein Nachbar T = =. T

49. Der prächtige Name V = = R = = M = = würde sich gewiß auf seinem Grabmaale vortrefflich ausgenommen haben. V R. M

50. Der redliche, aber unzufriedene A = =. A

51. Meister N = =, Bürger und Zinngiesser allhier. N

52. Dieser lärmende Wohlthäter heißt T = = T

53. Sein Name heißt I = = Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch schon etliche mal verändert hat. I

54. Wer sonst als Er? Quam pulchrum est, digitis monstrari, et dicier: HIC est!

55. Der handfeste C = =. Cur non dictus Hylax? C

56. Κατ' ἐξοχὴν, vom AuTorE. A. T

57. = = = = E

58. Clarissimus Dominus R. R

59. Und zwar Herr Doctor G = =. G

60. Man darf nur die Quartanten lesen, die seit zehen Jahren heraus gekommen sind, so wird man auf den meisten Titeln finden:
Autore O = =
P = = E = = O. P

61. Eigentlich heißt er R = = S = =; aber der finstre Mensch sieht es nicht gern, daß man seinen Namen nennt. E R S

62. Ihro Wohlehrwürden Herr I = =, Pastor zu U. I U

63. Madame S = =! Ich küsse ihnen die Hände. S.

Also liegt der Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen in den Versen des Persius:

Vt nemo in sese tentat descendere, nemo!
At praecedenti spectatur mantiça tergo!

Damit mich auch diejenigen verstehen, welche der lateinischen Sprache nicht kundig sind, und vielleicht die meisten Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen gefertigt haben; so will ich ihnen, zu ihrer Erbauung sagen, was diese Verse heissen;

Wie thöricht sind wir Menschen, daß wir niemals in unsern eignen Busen greifen, niemals unsre eignen Fehler sehen wollen; und daß wir nur alsdenn scharfsichtig sind, wenn wir die Fehler unsrer unschuldigen Mitbürger ausspähen!

Abbitte

und

Ehrenerklärung.

Da ich itzt von meinen Lesern mit dem ernstlichen Vorsatze Abschied nehme, niemals wieder einige satirische Schriften der Welt bekannt zu machen: so betrachte ich mich als einen Sterbenden, der seinen umstehenden Freunden die Hand giebt, und diejenigen von ihnen beweglichst um Verzeihung bittet, von denen ihm sein erwachendes Gewissen sagt, daß er sie beleidigt habe.

In den vier Theilen meiner satirischen Schriften ist nicht eine Seite, wo nicht zum wenigsten Ein Thor in seiner angenehmen Eigenliebe, und der beruhigenden Zufriedenheit über seine Verdienste gestört worden ist. Ich habe ihm nichts, als nur Wahrheiten gesagt: aber auch schon das ist heut zu Tage ein unverantwortliches Verbrechen! Hätte ich Vernünftige und Tugendhafte beleidigt, so würde die Anzahl meiner Feinde vielleicht noch zu übersehen seyn: aber ich spottete der Thoren, und die halbe Welt ward erbittert. Ich erschrecke, wenn ich itzt mit gelassenem Gemüthe an die Verwegenheit gedenke, die ich gehabt habe. Was soll ich anfangen? Das einzige Mittel, welches noch übrig ist, meine Fehler zu verbüssen, ist eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung, die ich denenjenigen thun will, an welchen ich mich mit meinen beleidigenden Wahrheiten versündigt habe. Die Messe ist zu nahe, und mein Verleger zu ungeduldig, als daß ich bey allen denjenigen, welche meine Satire gegeisselt hat, um Vergebung bitten könnte. Es mag itzt bey einer Probe sein Bewenden haben, die ich von meinem reuigen Autorgewissen, und von dem ernstlichen Verlangen geben will, das ich habe, mich mit allen Thoren auszusöhnen. Ich hoffe, sie sollen nicht unerbittlich seyn; und erlange ich durch diesen Versuch die gewünschte Vergebung, so soll es eine von meinen ersten und wichtigsten Beschäfftigungen seyn, allen denenjenigen Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, die ich in gegenwärtiger Abhandlung nicht habe nennen können.

Meine

* * *

Meine Spöttereyen über diejenigen Mäcenaten, welche nur der Misbrauch, und der Hunger unsrer Schriftsteller zu Mäcenaten macht, sind ungerechte Spöttereyen gewesen. Was habe ich nöthig gehabt, ihnen ihre Unwissenheit, ihren schlechten Geschmack, und ihre Härte gegen die nothleidenden Musen vorzuwerfen, da alles dieses so vornehme Fehler sind, welche die Mode rechtfertigt? Nicht an ihnen liegt die Schuld, sondern an ihren bettelnden Clienten. Wer heißt denn diesen, einen Mann zum Mäcenaten zu machen, der vielleicht ein guter Mäkler ist? Von schönen Wissenschaften hat er gar keinen Geschmack; aber fragt ihn etwas von reichen Stoffen, von Spitzen, von einer Tracht, von Aufputzung der Zimmer, von Einrichtung der Equipage, von einem Lotterieplane; ihr werdet über seinen Geschmack erstaunen! Gegen die Musen ist er hart; aber warum können die Musen nicht bellen und wiehern? Denn gegen seine Hunde und Pferde ist er sehr großmüthig. Mit einem Worte: die Schuld liegt nur an unsern Scribenten, welche bey der Wahl ihrer Gönner so unvorsichtig, und eigennützig sind. Wenn sie einen reichen Mann finden, den macht ihr Hunger gleich zum Mäcenaten. Dieser erschrickt, er widersetzt sich, er schämt sich, er will es nicht seyn; aber er muß es schlechterdings werden, denn er kann es bezahlen. Das heißt Mäcenaten pressen, wie man Matrosen preßt. Ist es ihre Schuld, wenn sie ungeschickte und unwissende Mäcenaten sind?

* * *

Ich gestehe es, an unsern Dichtern habe ich mich oft versündigt: ich würde untröstbar seyn, wenn ich es an guten Dichtern gethan hätte; aber ich habe mich nur an unsern Reimern versündigt. Ich habe sie für niederträchtige Schmeichler gehalten, für Leute, welche die göttlichste der schönen Wissenschaften, den Vornehmen und dem Pöbel verächtlich machen; ich hielt sie für übermüthig, und

diesen

dieſen Uebermuth für deſto lächerlicher, da es gemeiniglich nur der Stolz eines ſchmuzigen Bettlers war; mit einem Worte, ich lachte über ſie; und eben das geht mir nahe: ich hätte über ſie weinen ſollen. Kann wohl irgend ein Menſch eine traurigere Rolle zu ſpielen haben, als ein Poet von dieſer Art? Ungeachtet des zuverſichtlichen Stolzes, welcher ihn von ſeiner eignen Gröſſe überzeugt, kriecht er vor den Füſſen eines kargen Wohlthäters herum. Nectar und Ambroſia iſt die tägliche Koſt, womit er ſich an der Tafel ſeiner Götter ſpeiſt; und doch ſingt er um einen Biſſen Brodt, vor der Tafel ſeines Mäcenaten. Die Schätze beider Indien ſind in ſeinen großmüthigen Augen eine verachtungswürdige Laſt für den, der ſie beſitzt; nur die Tugend macht reich: das hat er heute früh einem reichen Wucherer zum Geburtstage vorgereimt; und nun wartet er vor der Thüre deſſelben ſchon vier Stunden lang vergebens, und mit hungriger Ungeduld auf einen Louisdor. Wie empfindlich muß es dieſen unglücklichen Creaturen ſeyn, die muthig auf die Unſterblichkeit trotzen, und gleichwohl ſchon itzt unbemerkt, und ungeleſen ſterben! Und doch habe ich ſo lieblos ſeyn können, über dergleichen preßhafte Perſonen zu ſpotten! Es reut mich, und die nachdrücklichſte Abbitte und Ehrenerklärung wird dieſe ſeyn, wenn ich ſie verſichere, daß ich den Frevel, mit welchem ich mich an ihrem Lorber vergriffen, nunmehr eben ſo ernſtlich verabſcheue, als ſie den Eigennutz, den Hochmuth, die Wolluſt, und die bettelnde Niederträchtigkeit verabſcheuen.

* * *

Wie ungerecht die Spöttereyen über den Geizigen ſind, das kann man auch daraus abnehmen, daß über ſeinen Geiz niemals die nächſten Erben, es müßten denn junge Verſchwender ſeyn, ſondern nur Fremde ſpotten, für die er nicht geizig iſt. Ich habe ſchon bey einer andern Gelegenheit geſagt, daß eine mehr als ſtoiſche Tugend dazu gehört, wenn ein Geiziger ſeine ganze Lebenszeit hindurch ſorgen,

ſich ängſtigen, an den nothdürftigſten Sachen Mangel und Gebruch leiden ſoll, und dieſes nur darum, damit er ſein Geld einem Fremden, den er oft nicht einmal kennt, überlaſſen möge, und damit dieſer Fremde deſto ruhiger und vergnügter lebe, und mitten in ſeinen Verſchwendungen über den alten Narren lachen könne, den er beerbt hat. In meinen Augen verdient jener weiſe Thor, welcher, um ruhig zu ſeyn, ſein Geld ins Waſſer warf, die Bewunderung bey weitem nicht, welche dieſer Geizige verdient, der Reichthümer zuſammen ſcharrt, um zu verhungern: denn darüber iſt gar keine Frage, welcher von beiden am meiſten verdient, ein Patriot zu heiſſen. Aber man thut ſehr unrecht, wenn man glaubt, daß ein Geiziger gar kein Vergnügen habe. In der ganzen Welt kann, wie ich mir gewiß vorſtelle, kein Vergnügen gröſſer ſeyn, als das Vergnügen eines Geizigen in dem Augenblicke iſt, wenn er vor dem Kaſten kniet, und die gefüllten Säcke anſieht. Hier überſieht er in einem engen Raume alle Pracht, allen Rang, alle Wolluſt, alle Verdienſte, alle Freundſchaft. In dieſem Kaſten voll verpfändeter Jubelen fährt eine Excellenz mit ſechs Pferden, zwölf Bedienten, und einem breiten Bande. Hier bindet er einen Sack auf, und ſieht darinnen den unausgebildeten Stoff zu einem Barone. Sechs Rittergüter liegen darneben in etlichen andern Beuteln. Hinter jenen Wechſelbriefen eines groſſen Hofmanns guckt deſſen Fräulein Tochter, ein liebenswürdiges Kind, hervor, die der Vater gewiß gegen dieſe Wechſelbriefe vertauſchte, wenn unſer alte Geizige ſich entſchlieſſen wollte, Rang und Güter zu kaufen, und die Hand ſeiner Tochter an ſich zu handeln. Gärten, koſtbare Kleider, Muſik, und Gaſtereyen ſtecken alle in dieſem einzigen Sacke. Wenn er jenen Beutel mit tauſend Ducaten daran wagen will: ſo ſchaffe ich ihn für vier hundert Ducaten zum Vater des Vaterlandes; vier hundert Ducaten will ich einer gewiſſen ehrwürdigen Geſellſchaft geben, und in Kurzem ſoll er der heilige Harpax ſeyn; für hundert und acht und achtzig

Duca-

Ducaten will ich ihm ein Dutzend Zueignungsschriften gewähren, die ihn, ungeachtet seiner Barbarey, zum Beschützer der Musen, ungeachtet seiner Dummheit zum Mäcenaten, ja, wenn er es verlangt, zum Apoll machen sollen, ob er schon beynahe weiter nichts, als zählen, schreiben, und lesen kann. Zwölf Ducaten sind von diesem Sacke noch übrig; was fange ich damit an? Gut! für zwölf Ducaten soll ihn der fliessendreimende Bav verewigen, und ihm einen Theil seiner Unsterblichkeit abtreten. Alle diese Glückseligkeiten sieht Hapax vor sich in seinem Kasten liegen. Er könnte sie geniessen; er lächelt auch in der That schon, welches er seit der letzten Messe nicht gethan hat. Sehe ich recht? Er bindet wirklich schon einen kleinen Sack auf, und nun wird der reiche Hapax anfangen, großmüthig, mildthätig, vernünftig zu seyn; nun wird er doch endlich einmal sein Geld mit Verstande geniessen! - - O, nein! Er nimmt nur einen halben Gulden heraus, um sich die Schuhe besolen zu lassen. Er sieht seinen halben Gulden freundschaftlich an, nimmt mit traurigen Blicken auf ewig von ihm Abschied, schließt den Kasten sorgfältig zu, und bittet den Himmel, daß er ihm sein Bißchen Armuth behüten, und nicht zulassen wolle, daß er noch in seinem hohen Alter Noth leiden müsse. Wie viel glückliche Vorzüge hat dieser Geizige, welche diejenigen nicht wissen, oder nicht wissen wollen, die ihn für einen Thoren halten!

* * *

Die Ordnung, meine Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, trifft nun den Erben des Geizigen, den Verschwender. Da ich ihn itzt recht betrachte, so finde ich so viel Gutes an ihm, als ich an vielen kaum finde, die man doch für Vernünftige hält. Nur aus Hochachtung für seinen Geizigen, rechtfertigt er dessen Thorheiten durch weit größre Thorheiten. Durch unsinnige Verschwendung verbüßt er den sündlichen Wucher seines Erblassers, und stößt die erpreßten Reichthümer von sich. Er wagt Ehre und Glück

daran, um ein Märtyrer der groſſen Wahrheit zu werden, daß heut zu Tage das ganze Verdienſt der Menſchen im Gelde beſtehe. Denn ehe er noch erbte, war er unbekannt, und verachtet; itzt zieht er die Augen der ganzen Stadt auf ſich, und alle, die ſchmeicheln und verdauen können, ſind ſeine Freunde! aber in Kurzem wird er arm, und alſo wieder eben ſo unbekannt, und verachtet ſeyn, wie vorher. Alle ſeine Handlungen, die uns ſo raſend ſcheinen, ſind unumſtößliche Beweiſe, daß er denkt, wie ein Philoſoph. Er kennt die Flüchtigkeit des Lebens; er weis, daß alles Vergnügen ungewiß und vergänglich iſt, daß derjenige ſein Alter am höchſten gebracht hat, welcher nicht eine Minute ungenützt, und ohne Vergnügen verſtreichen läßt; er weis, daß allemal das Andenken der vergangenen Wolluſt ſtärker und empfindlicher iſt, als das Vergnügen des gegenwärtigen Genuſſes: das alles weis unſer Philoſoph, und eben das iſt die Urſache, warum er heute ſo lebt, als ob er morgen todt ſeyn würde. Wie viel ungerechte Urtheile würde ich vermieden haben, wenn ich alles dieſes ſo überlegt hätte, wie ich es itzt überlege! Meine Uebereilung gieng ſo weit, daß ich dieſen Verſchwender in das Hoſpital bringen wollte, nach welchem er doch ſelbſt mit ſtarken Schritten zueilt! Damit er ſehen ſoll, daß dieſe Abbitte und Ehrenerklärung mir ein Ernſt ſey, ſo will ich ihn mit meiner Aufmerkſamkeit, bis an die Thüre des Hoſpitals begleiten, und alsdenn will ich der einzige von ſeinen Freunden ſeyn, der ihn bedauert.

* * *

Ich habe Unrecht gethan, daß ich die herumirrenden Goldmacher für Betrüger angeſehen, die ſich von der Leichtgläubigkeit derer ernähren, die von ihren hungrigen und bettelnden Händen Reichthümer hoffen. Warum giebt man ihnen den verhaßten Namen eines Betrügers, da ſie nichts thun, als was man in den artigſten und anſehnlichſten Geſellſchaften täglich thut, da ſie nämlich nur andern

dern etwas versprechen, das sie nicht halten können, da sie andre etwas lehren wollen, das sie selbst nicht verstehen; und da sie von ihrer Unwissenheit, und der Leichtgläubigkeit anderer sich ein wollüstiges und bequemes Leben zu verschaffen wissen? Ihro Gnaden borgen, sie versprechen Interessen zu geben, das Capital richtig wieder zu bezahlen, sie nehmen dabey Gott zu Hülfe, und noch über dieses thun sie ihren treuherzigen Gläubigern tausend gnädige Versicherungen: aber Ihro Gnaden bezahlen weder Interessen noch Capital; die gnädigen Versicherungen verwandeln sich in einen unversöhnlichen Haß, sobald der Gläubiger ungesittet genug ist, sein Geld wieder zu fodern. Der treuherzige Thor, welcher so viel von der Gnade seines Schuldners hoffte, büßt seine Hoffnung, und sein baares Geld ein. Ich will ihm nicht rathen, daß er so verwegen sey, seinen Schuldner das zu nennen, was er ist: wenn er mir folgen will, so soll er hingehen, ihm die Weste küssen, und sich zu gnädiger Protection empfehlen. Meine Leser, die zu leben wissen, werden dieses billig finden. Aber warum finden sie es denn nicht auch billig, daß man die Betrügerey des elenden Goldmachers entschuldigt, den nur der Hunger zum Betrüger macht, da im Gegentheile unser vornehmer Schuldner die armen Gläubiger an den Bettelstab bringt, nur um seine Wollust und Pracht, noch einige Zeit zu unterstützen; da dieser Schuldner seinen Gläubigern an einem einzigen Gallatage mehr kostet, als der Goldmacher seinen Freunden in einem Jahre? Dieser ist noch so billig, und entflieht dem Galgen, so bald er merkt, daß seine Betrügereyen entdeckt sind: aber jener rollt trotzig mit seiner prächtigen Equipage durch die Gassen, sein verarmter Gläubiger, der eben ißt an dem Laden eines Kaufmanns um ein Almosen bittet, springt auf die Seite, um von den Pferden nicht zertreten zu werden; er bückt sich demüthig vor seinem Schuldner, und wird kaum angesehen. Mich dünkt, dieses Exempel, so wahr es ist, so deutlich und so überzeugend ist es auch, daß man künftig einen herumstreichenden Gold-

macher so gar einen ehrlichen Mann nennen wird, sobald man sich auf Ihro Gnaden besinnet.

* * *

Es ist ein paar mal geschehen, daß ich diejenigen getadelt habe, die sich von den Gaukeleyen der herumirrenden Goldmacher verführen lassen, und von einem nackichten Bettler unsägliche Schätze hoffen. Ich habe die Sache besser überlegt, und nun glaube ich, daß sie zu entschuldigen sind. Ihr ganzer Fehler besteht darinnen, daß sie hoffen: ein Fehler, der uns Menschen so natürlich, und so schmeichelhaft ist! Kleant hofft Schätze von seinem Goldmacher zu erlangen; und Arist hofft nunmehr zwanzig Jahre auf sein Glück bey Hofe. Patin, ein künstlicher Erbschleicher, überhäuft seinen alten Nachbar nun schon in das zehnte Jahr mit Geschenken, und weis nicht, daß sein alter Nachbar ohne Testament sterben wird. Wie viele Schriftsteller durchwachen ihr ganzes Leben, schreiben sich hypochondrisch, schimpfen, und machen sich lächerlich, und erwarten die Belohnung von dem Beyfalle der Nachwelt; aber schon zehen Jahre vor ihrem Tode sind sie vergessen! Entschuldigt man die Hoffnung des Arists, des Patins, und unsrer grossen Gelehrten, und will doch die Hoffnung des ehrlichen Kleants nicht entschuldigen?

* * *

Kein Mäkler, der von einem unmündigen Verschwender fünf und zwanzig pro Cent genommen hat, kann so ängstliche Gewissensbisse empfinden, als ich itzt empfinde, da ich diejenigen Stellen übersehe, wo ich von dem Frauenzimmer mit einer Art geredet habe, die freylich einer Schmeicheley nicht gar zu ähnlich sieht. Itzo fühle ich erst, Madame, wie gerecht die Vorwürfe gewesen sind, welche sie mir oft darüber gemacht haben. Ich sehe sie, als eine Bevollmächtigte ihres ganzen Geschlechts an; und eben um deßwillen werfe ich mich vor ihnen auf meine Kniee, bezeu-

ge

ge ihnen die bußfertigste Reue, küsse ihre Hände, und bitte um Vergebung. Könnte man wohl eine verwegnere Lästerung erdenken, als die war, da ich sagte, daß man den Frauenzimmern wenigstens die Hälfte der menschlichen Fehler vorwerfen könne, da sie die Hälfte des menschlichen Geschlechts ausmachten? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu sagen, daß Selinde eitel genug ist, auf ihre Schönheit stolz zu seyn; daß Orimene die Verdienste anderer nur nach dem äusserlichen Putze schätzt; daß Leonore von der ganzen Stadt Böses spricht; daß Celsa durch ihre Rangstreitigkeiten die freundschaftlichsten Familien in Uneinigkeit verwickelt; daß Alcimedore durch ihren unüberlegten Aufwand den Mann an den Bettelstab, und ihre Kinder um das Brodt bringt; daß die fromme Agneſe unversöhnlich wütet, sobald sie beleidigt wird; daß es bey Rosamunden ein Theil ihres Gottesdienstes ist, wenn sie sich geputzt in der Kirche sehen läßt; daß Florinde sich weder der Wirthschaft, noch der Erziehung ihrer Kinder annimmt, welche doch gewisser ihre, als ihres Mannes Kinder sind; daß Kalliste pedantisch stolz ist, weil sie noch etwas mehr versteht, als das Kochen; daß eine Frau aus der grossen Welt zu heirathen, für viele ein gewisser Schritt zum Hospitale ist; daß Gurda eine Thörinn ist, weil sie noch so eitel seyn kann, ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen.

Das alles, und vielleicht noch mehr zu sagen, habe ich die Verwegenheit gehabt! Ich erschrecke über dieses Sündenregister! Es ist alles wahr, was ich gesagt habe; es ist vielleicht nur der dritte Theil von dem, was ich hätte sagen können; ich habe nur eine Gurda genennt, und doch kenne ich in der Stadt, wo ich itzt wohne, zweyhundert Schwestern von ihr, und hundert in der Stadt, wo ich sonst gewohnt habe: aber alles dieses rechtfertigt mich nicht. Hätte ich nicht überlegen sollen, daß man einem Frauenzimmer niemals verdrießliche Wahrheiten sagen darf, daß man ihnen nur schmeichelt, daß eine Schmeicheley von die-

ser Art bey vielen das einzige Mittel ist, ihre Freundschaft zu erhalten, daß man ihre Thorheiten wenigstens entschuldigen muß, wenn sie gar zu merklich sind, als daß man sie ganz übersehen könnte? Und wie unbesonnen habe ich gehandelt! Wie viel würden wir Mannspersonen verlieren, wenn das Frauenzimmer durch dergleichen Vorwürfe und lehrende Satiren anfienge, seine Fehler zu erkennen! Den Augenblick darauf würden sie auch unsere Fehler kennen, und die Hälfte der Anbeter würde von ihren Nachttischen verscheucht werden, wenn sie durch die Erkenntniß ihrer eigenen Fehler lernen sollten, daß die Hälfte ihrer Anbeter lächerliche Thoren sind. Was für Verwüstungen hätte ich in der galanten Welt anrichten können! Tausend Mannspersonen hätte ich grausam um ihre Verdienste gebracht, deren ganze Verdienste in einer feinen Manschette, in einem wohlzugeschnittenen Kleide, in neumodisch gekräuselten Haaren, in einer unverschämten Lebhaftigkeit, und in einem allerliebstartigen Faseln bestehen.

Gnade, Madame! Ich will mich auf den Mund schlagen. Nur noch das einzigemal wirken sie mir bey ihrem Geschlechte Vergebung aus. Sehen sie meine Wahrheiten für unüberlegte Jugendfehler an. Seit gestern bin ich älter geworden; heute denke ich viel gründlicher, und und weit gefälliger. Dieses ist meine Abbitte; sind sie damit zufrieden? = = Auch noch einen Widerruf wollen sie haben? Gut! Hier haben sie eine förmliche Palinodie: Fragen sie Kallisten, was das heisse?

* * *

Hatte Selinde nicht Ursache, auf ihre Schönheit stolz zu seyn, da diese Schönheit ihren ganzen Werth ausmacht, und da sie alle Tage hört, daß man nichts, als diese Schönheit an ihr bewundert? Schon in ihren ersten kindischen Jahren, ward sie darau gewöhnt, daß man sie ein allerliebst schönes Kind nannte. In den Jahren, wo die Mädchen anfangen, die Aufmerksamkeit der Mannsperso-

nen

nen zu verstehen, verdoppelten sich diese Schmeicheleyen. Einer von ihren Anbetern zerschmolz vor den feurigen Blicken ihrer stralenden Augen; ein anderer besang ihren Mund; der dritte küßte ihre runde Hand mit einer ehrerbietigen Entzückung; alle bewunderten ihre Schönheit, und keiner sagte ein Wort von ihrem Verstande, oder ihrer Tugend. Wahr es wohl anders möglich, als daß Selinde sich von Jugend auf gewöhnen mußte, zu glauben, der ganze Werth eines Frauenzimmers bestehe in der Schönheit, und daß sie Verstand und Tugend, als einen sehr entbehrlichen Nebenumstand ansahe, da Mannspersonen, welche sich das Recht anmassen, vom Verstande und von der Tugend zu urtheilen, davon gegen sie niemals, und nur einigemal gegen ihre alte Mutter etwas erwähnten. Daß sie Kleantens Frau geworden ist, das hat sie weder ihrem Verstande, noch ihrer Tugend, sondern bloß ihrer reizenden Miene, und einem wohlgewählten Anputze zu danken, welcher vor etlichen Jahren auf einem Balle ihrem Manne so gefährlich war. Noch itzt, da ihr Mann, welcher zu leben weis, sie, als seine Frau, weiter nicht liebt, noch itzt findet man sie von einer Menge Männer, und unverheiratheter Mannspersonen belagert, von denen sie weiter nichts, als Lobsprüche ihrer Schönheit hört. Verstünde Selinde diese eigennützigen Schmeicheleyen der Mannspersonen, so würde sie dadurch sehr gedemüthigt werden; denn sie würde sehen, daß diese Schmeichler aus eiteln, und gemeiniglich unanständigen Absichten, sehr flüchtige, und zufällige Vorzüge an ihr bewundern, und daß ein jedes Lob, welches man nur ihrer Schönheit giebt, nichts anders, als ein stillschweigender Vorwurf ist, daß man sie in zehn Jahren, und vielleicht noch eher, mit Verachtung ansehen werde. Mit einem Worte: Nur wir Mannspersonen sind Schuld daran, daß die schöne Selinde eine eitle Thörinn ist. Und doch bin ich so ungerecht gewesen, ihr einen Vorwurf zu machen, der nur auf uns Mannspersonen zurück fallen sollte! Versichern sie Selinden, Madame, daß mir

dieſe Uebereilung ſehr nahe geht, und daß ich aus wahrer Reue ein Gelübde gethan habe, alle Leute zu verſichern, daß ſie anfange, häßlich, aber auch vernünftig zu werden. Wird Selinde wohl mit dieſer Schmeicheley zufrieden ſeyn? Was glauben ſie davon, Madame?

* * *

Sonder Zweifel erwartet Orimene eben dergleichen Abbitte und Ehrenerklärung von mir, da ich ihr Schuld gegeben habe, daß ſie die Verdienſte anderer nur nach ihrem äuſſerlichen Putze zu ſchätzen gewohnt ſey. Wenn ſie zwar dieſen Vorwurf unpartheyiſch überlegen will, ſo wird ſie geſtehen müſſen, daß ich Recht habe: aber auch nicht einmal gegründete Vorwürfe ſoll man dem Frauenzimmer machen, da die meiſten nur Schmeicheleyen von den Mannsperſonen verlangen. Es iſt wahr, Orimene, welche das Unglück hat, nicht gar zu ſchön zu ſeyn, iſt den ganzen Tag über beſchäfftigt, den Mangel ihrer Schönheit durch einen wohlgewählten und in die Augen fallenden Anputz zu verbergen. Sie ißt und trinkt, ſie ſchläft, ſie putzt ſich und unterſucht den Putz anderer; das iſt ſeit funfzehn Jahren ihr Beruf, den ſie mit ſolcher Sorgfalt beobachtet, als wenig Leute ihren Beruf in Obacht zu nehmen pflegen. Sie ſteht mit einer kunſtrichterlichen Miene am Fenſter, und läßt alle Weſten und Manſchetten, alle Andriennen und Kopfputze die Muſterung paſſiren. Der junge Herr, welcher dort die Allee herunter getanzt kömmt, hat eine reiche Weſte und dergleichen Aufſchläge, von einem ganz neuen und ſehr guten Geſchmacke. Sie kann gar nicht begreifen, warum der Hof dieſem liebenswürdigen Menſchen die Präſidentenſtelle abgeſchlagen hat. Wer iſt der finſtre Mann in dem abgetragnen Sammetkleide, und der altväteriſch geſtickten Weſte, welcher dort in der Hausthüre mit zween armen Bürgern, ſo gelaſſen und freundſchaftlich ſpricht? — Iſt das möglich! Alſo iſt dieſer der würdige Präſident, an welchem der Hof ſo viele Verdienſte gefunden hat? Was iſt

das

das für eine Perucke! Unfehlbar muß er diese Perucke auch an statt der Nachtmütze brauchen; denn sonst könnte sie unmöglich so verwirrt aussehen. Und die Manschetten! Ganz gewiß sind das noch Erbstücken von seinem seligen Vater. Sehe ich recht? Unmöglich! Doch wahrhaftig, ja! Zwey Löcher hat er in den schwarzen Strümpfen! Gerechter Himmel! Und einen solchen Mann macht der Hof zum Präsidenten! Das arme Land! Auf diese Art beurtheilt Orimene die Verdienste der Menschen, wenn sie in ihrem Erker Gericht hält; auf diese Art theilt sie Aemter aus, und setzt andere von ihren Aemtern ab; auf diese Art prüft sie ihre Freunde und Freundinnen; sie lobt und tadelt auf diese Art. Aber thut Orimene etwas anders, als was wir alle Tage thun? Bey dem ersten Anblicke eines Menschen ist sein Anzug der entscheidende Umstand, ob wir ihn hoch schätzen, oder verachten sollen. Sind diese Vorurtheile übereilt, so wird gemeiniglich viel Zeit, und ein genauer Umgang erfodert, wenn wir diese übereilten Vorurtheile ändern sollen. Ein vernünftiger Mensch wird die Gelegenheit zu dergleichen Vorurtheilen wider sich vorsichtig vermeiden, und nach seinen Umständen den äusserlichen Putz sorgfältig einrichten, weil dieser allemal eher in die Augen fällt, als sein Verstand, den man erst suchen muß. Und doch will man Orimenen es übel nehmen, daß sie es ihre einzige Beschäfftigung seyn läßt, den Anputz zu untersuchen, und nach solchem die Verdienste der Menschen zu bestimmen? Ist dieses ein Fehler von ihr, so sind auch an diesem Fehler nur die Mannspersonen Schuld. Alle, die mit ihr umgegangen sind, haben sich mehr von Spitzen und Stoffen mit ihr unterhalten, als von ernsthaften Sachen. Ein jeder hat darinnen des andern besondern Geschmack zu übertreffen gesucht: und weil ein jeder Eigenliebe genug gehabt, Orimenen zu versichern, daß er Verstand und Verdienste besitze; so hat endlich Orimene glauben müssen, daß in dem äusserlichen Anputze, und in der Kunst, selbigen zu beurtheilen, Geschmack und Verdienste bestehen. Sind also wir Mannspersonen nicht die

unglückliche Urſache, daß Orimene alle ihre Tugenden dem Schneider und der Putzmacherinn zu danken hat, und daß ſie ganz ohne Verdienſte iſt, ſo bald ſie ſich ausgekleidet hat?

* * *

Leonore, welche von der ganzen Stadt Böſes ſpricht, hat es bloß meinem zerknirſchtem Gewiſſen, und meiner übertriebnen Buſſe zu danken, daß ich auch ihr eine Abbitte und Ehrenerklärung thue, da ſie doch von mir ſelbſt ſo oft, und ſo viel Böſes geſprochen hat. Der nachdrücklichſte Widerruf, den ich thun kann, wird dieſer ſeyn, wenn ich die Urſachen anzeige, warum ſie von der ganzen Welt in einem Tage mehr Böſes ſpricht, als die ihr ſo fürchterlichen Satirenſchreiber in zwanzig Jahren nicht können drucken laſſen. Leonore hat Witz; ſie fühlt ihn, und wünſcht, daß dieſer Witz bemerkt und bewundert werden möge. Iſt dieſes ja ein Fehler, ſo iſt es doch ein männlicher Fehler, den ſie mit vielen Gelehrten, und mit allen witzigen Scribenten gemein hat. Duns ſpottet der Religion, um geleſen, und von andern Narren bewundert zu werden. Puff ſchmiert die gröbſten Spöttereyen wider die Prinzen, wider die Regierung, wider ſeine Obern, und wider alle, denen er Hochachtung und Ehrfurcht ſchuldig iſt: warum? *Um* geleſen und von andern Narren bewundert zu werden. Und Leonore redet von der ganzen Stadt Böſes, damit ſie in Geſellſchaften gehört und ihr Witz bewundert werde. Wie viele Sittenlehrer predigen Tugend, ohne die Tugend zu kennen! Unendliche Vorzüge vor ihnen hat Leonore, welche alle Ausſchweifungen, alle lächerlichen Fehler, alle Thorheiten, die ſie von andern erzählt, ſelbſt, und aus der Erfahrung ſehr genau kennt. Niemand weis die kleinen Hahnreyhiſtorien ſo gut, wie ſie, zu erzählen; aber auch niemand weis ſo gut, wie ſie, was dazu gehört. Der Hochmuth ihrer Nachbarinn iſt für ihre Spötterey eine unerſchöpfliche Quelle: aber dieſe hochmüthige Nachbarinn hat

ihr

ihr den Rang ſtreitig gemacht. Wollen ſie Leonoren recht lebhaft und beredt ſehen, ſo bringen ſie nur ſelbige auf Henriettens Spielſucht; denn Henriette hat ihr in voriger Woche zwanzig Ducaten abgewonnen. Die Frau Doctorinn iſt ein eitler, lächerlicher und bettelſtolzer Affe: warum? Leonore hat mirs geſagt; denn die Frau Doctorinn hat ihr den reichen Stoff vorgekauft, mit dem ſie bey dem letzten Balle ſich ſelbſt ausputzen wollte. Habe ich alſo nicht recht geſagt, daß Leonorens Spöttereyen weit erbaulicher ſind, als alle moraliſche Tugendpredigten unſrer finſtern Sittenrichter, da Leonore alle Thorheiten ſelbſt kennt, und aus eigner Erfahrung über ſie ſpottet? Aber Leonore gewinnt bey dieſen bittern Spöttereyen ſehr viel. Wenn ſie mit dem Finger auf einen Thoren weiſt, ſo ſieht jedermann auf dieſen Thoren, und auf ſie niemand. Wie ruhig kann nunmehr Leonore ihre eignen Fehler genieſſen! Ich habe ſchon oben geſagt, daß Leonore vornehmlich um deßwillen ſo viel Böſes von andern ſpricht, damit ſie ihren Witz zeigen könne: es fällt mir gleich ein, daß dieſe Entſchuldigung darum ſehr erheblich iſt, weil man niemals aufmerkſamer iſt, und niemals mit mehrerm Beyfalle lacht, als wenn ſie Böſes ſpricht. Zwingt ſie ſich aber ja einmal, und redet von ihren Nachbarn Gutes, ſo wird ſie nicht bemerkt, am wenigſten bewundert: denn Seladon pfeift gedankenlos, ohne auf ſie zu hören; Narciß legt die Falten ſeiner Manſchetten in Ordnung, und trellert; der fürſtliche Rath gähnt, und ſeine alte Gemahlinn ſpricht mit einer verdrießlichen Beyfälligkeit, wenn ſie hört, daß Leonore ſo viel Gutes von ihrer Freundinn erzählt: Iſt das möglich; Hum! Ja, es mag eine ganz ehrbare Frau ſeyn. Je nun! man muß zu allen Sachen das Beſte reden! Aber es iſt heute erſchrecklich ſchwüles Wetter; wir kriegen auf den Abend gewiß ein liebes Gewitter. Können ſie es Leonoren, die auf ihren Witz ſo ſtolz iſt, wohl verdenken, wenn ſie durch Spöttereyen die Aufmerkſamkeit und den Beyfall der Geſellſchaft zu erhalten

halten ſucht, da ſie beides verliert, wenn ſie von ihrem Nächſten Gutes ſpricht? Hat ſie ja Unrecht, ſo fällt die Hälfte der Verantwortung auf ihre Geſellſchaft, welche die Verleumdung liebt. Ich bitte ſie, Madame; ſagen ſie es Leonoren, wie vortheilhaft ich ihre ungerechte Sache vertheidigt habe. Es iſt gewiß Schade, daß ich kein Advocat geworden bin!

* * *

Aber wie werde ich es machen, daß die hochmüthige Celſa auf ihren unterthänigſten Wurm herabſieht, da ich ſie mit der unehrerbietigen Wahrheit beleidigt habe, daß daß ſie durch ihre Raugſtreitigkeiten, auch die freundſchaftlichſten Familien in bittre Feindſchaft verwickelt? Dieſen Ehrgeiz werde ich nicht beſſer entſchuldigen können, als wenn ich die Urſachen getreu erzähle, welche Celſen zu dieſen Feindſeligkeiten bewegen. Celſa hat das ſeltne Glück, ſich ſelbſt zu kennen; und dieſes hat ſie von ihren Vorzügen dergeſtalt überzeugt, daß ſie die Pflichten gegen ſich ſelbſt verletzen würde, wenn ſie nicht dieſen Vorzügen ihr Recht wiederfahren laſſen wollte. Da ſie es einmal ſo weit gebracht hat, von ihren eignen Vollkommenheiten überführt zu ſeyn; ſo iſt, wie man leicht glauben kann, dieſes eine von ihren angenehmſten Beſchäfftigungen, daß ſie täglich neue Vollkommenheiten an ſich ausſpähet, und ihrem Schöpfer die Ehre thut, ſich zu bewundern. Dieſe eigne Bewunderung würde für ſie nur halb ſo angenehm und erbaulich ſeyn, wenn ſie nicht mit einer bittern Aufmerkſamkeit die Unvollkommenheiten anderer unterſuchte. Aus dieſer Unterſuchung kann nichts anders, als Mitleid, oder Verachtung kommen; denn alle Perſonen, die ſie noch zur Zeit hat kennen lernen, ſtehen ſo unendlich weit unter ihr, daß ſie es bloß der unerforſchlichen Langmuth des Himmels zuſchreibt, daß dergleichen unedle Geſchöpfe mit ihr in die Welt geſetzt ſind, und mit ihr leben. Sie will, ſo viel möglich, dieſes Verſehen der Natur wieder gut machen;

chen; sie entzieht sich daher des Umganges mit diesen verächtlichen Geschöpfen, die sich auch Menschen nennen, gänzlich, oder, wenn sie das nicht thun kann, so will sie doch ihre Vorzüge vor ihnen behaupten. Sie weis das Sprüchwort, daß man nicht mehr Ehre hat, als man sich selbst giebt; sie giebt sich also so viel Ehre, als sie ihren Vollkommenheiten schuldig zu seyn glaubt. Und da diese freylich andern Leuten so deutlich nicht in die Augen fallen, so behauptet sie diese Vorzüge mit Zank und Heftigkeit: und wenn jemand so verwegen ist, ihr zu widerstehen, so ist ihr Mann, wenn er anders ihrer nicht unwürdig seyn will, allerdings schuldig, sie zu vertheidigen, und ihr durch den Beystand des Richters Gerechtigkeit zu verschaffen. Das nennen ihre Feinde Rangstreitigkeiten: aber sie nennt es eine Pflicht gegen sich selbst. Wem alle diese Entschuldigungen ein wenig zu tiefsinnig, und metaphysisch vorkommen möchten, dem will ich noch deutlichere Ursachen angeben, die allerdings mehr in die Augen fallen. Wollen wir es etwan der Celsa verdenken, daß sie mit feindseligem Sturme, und mit Beleidigung anderer einen Rang behauptet, der ihr, wie sie überzeugt ist, gehört? Wie viel hat es sich Celsa kosten lassen, in diesen Stand zu kommen, in dem sie itzo lebt! Sie überließ ihre Hand einem Manne, welcher wie der Pöbel dachte, und wie der Pöbel lebte. Durch seine Ausschweifungen war sein gebrechlicher Körper noch ekelhafter, und seine dicke Seele, noch dümmer geworden. Er hatte sich in eine drückende Last von Schulden gesteckt, die er nicht bezahlen konnte: aber seine Geburt, und sein Amt gaben ihm einen gewissen Rang, welcher Celsen so ansehnlich vorkam, daß sie ihm alle seine Mängel und Untugenden verzieh, und auch ihre Reichthümer ihm überließ. Ist es wohl unbillig, daß sie sich dafür bezahlt macht, und den Rang mit Gewalt behauptet, dem sie ihren Geschmack, und ihr Vermögen aufgeopfert hat? Noch eins: ihr Vater war der niederträchtigste Wucherer in der Stadt; um sich einen kleinen Vortheil zu

ver-

verschaffen, war ihm keine Erniedrigung zu schimpflich: diesen Fehler ihres Vaters muß sie wieder gut machen. So oft sie einen Rangstreit anfängt, so oft glaubt sie das Andenken ihres Vaters aus dem Staube zu erheben, und einen Theil ihrer kindlichen Pflicht zu erfüllen. Sehen sie, gebietende Celsa, wie viel Gewalt ich mir, und der Wahrheit anthue, ihren Ehrgeiz zu vertheidigen! Verzeihen sie mir meinen Autorfehler, den ich begangen habe. Ich lege mich zu ihren Füssen, und schwöre ihnen bey ihnen selbst, daß ich es künftig keinem Menschen wieder sagen will, daß sie eine hochmüthige Thörinn sind, welche den Mangel eigner Vollkommenheiten dadurch verbergen will, wenn sie andern ihre Vorzüge streitig macht.

* * *

Ich kann es nicht läugnen; ich habe gesagt, daß Alcimedore durch einen unüberlegten Aufwand ihren Mann an den Bettelstab, und ihre Kinder um das Brodt bringt: aber ich hätte bedenken sollen, daß dieses ein sehr gemeiner Fehler ist, der Alcimedoren bey der heutigen Welt eben so viel Ehre bringt, als nachtheilig er ihr vor hundert Jahren gewesen seyn würde. Ihr Mann heirathete sie, weil er sie für reich hielt: er verlangte also von ihr Geld, nicht aber, daß sie eine vernünftige Frau, eine vorsichtige Wirthinn, oder eine sorgfältige Mutter seyn sollte. Was er verlangte, hatte sie ihm gegeben; also kann er weiter nichts von ihr fodern. Ihr Vermögen war bey weitem so ansehnlich nicht, als er glaubte. Dem ungeachtet hat sie als Frau ein Recht, noch zehnmal so viel aufzuwenden, als ihr Vermögen beträgt. Wird ihr Mann bankrutt, was kann das ihr schaden? Desto vortheilhafter wird es für sie seyn. Ja, wenn man die Sache genau und recht unpartheyisch ansehen will, so ist ihre Verschwendung nichts, als eine Art von guten Werken, zu denen sie ihre Pflicht und ihr Gewissen verbindet; denn sie bringt dasjenige Vermögen wieder unter die Leute, das ihr Mann auf so vielerley

ley unverantwortliche Art zusammen wuchert. Aber sie bringt doch ihre unschuldigen Kinder um das Brodt! Was für ein altväterischer Gedanke! Sorgt denn bey uns die Mutter für das Brodt der Kinder, oder muß das der Vater thun? Bey dem vertrautesten Umgange mit ihrem Manne, und ihres Mannes Freunden, ist das niemals ihre Hauptabsicht gewesen, Mutter zu werden: da nun die Kinder wider ihren Willen leben, können sie der Mutter wohl zumuthen, daß sie für ihr Leben sorgen soll? Mit einem Worte: Alcimedore verschwendet; sie bringt ihren Mann an den Bettelstab; sie stürzt ihre Kinder in die verächtlichste Armuth: aber Alcimedore ist eine Frau, die zu leben weis.

* * *

Daß die fromme Agneſe unversöhnlich wütet, wenn sie beleidigt wird; das ist auch eine von den unüberlegten Wahrheiten, die mir itzo viel Gewissensunruhe machen. Agneſe hat gute Ursachen, sich sehr leicht zu erzürnen. Sie weis ihre tugendhaften Vollkommenheiten, die ihr einen so ansehnlichen Rang über alle sündige Menschen verschaffen. Ist es nicht eine Verwegenheit, wenn ein Mensch, der kaum halb so viel betet, sich unterstehen will, sie zu beleidigen? Das Andenken ihrer jugendlichen Ausschweifungen muß ihr empfindlich seyn, wenn man sie daran erinnert, und sie dadurch in der schmeichelhaften Einbildung einer heiligen Vollkommenheit stört. Wer sie beleidigt, der beleidigt die ganze Kirche. Sie ist ihre unversöhnliche Wut der Religion schuldig, um andere abzuschrecken, daß sie diejenigen nicht verwegen antasten, welche der Religion so viel Ehre machen. Agneſe verdammt mit einer lieblosen Zuversicht: aber sie versäumt keine Kirche. Sie ist neidisch über das unverdiente Glück anderer Menschen: aber sie hat eine Predigt gestiftet. Es ist wahr, sie wuchert mit Pfändern, und drückt ihre armen Schuldner unbarmherzig: aber sie hat auch der Kirche einen kostbaren Schmuck

geschenkt. Sie läßt die Dürftigen hungern, und preßt einem armen Bettler durch ihre grausamen Verwürfe Thränen aus, ehe sie ihm ein trocknes Stück Brodt zuwirft: aber sie fastet alle Wochen einmal. Sie ist rachsüchtig, und wütet unversöhnlich, wenn sie beleidigt wird: aber sie ist fromm.

* * *

Ich will es gestehen, es ist von mir ein grosser Leichtsinn gewesen, daß ich Rosamunden Schuld gegeben habe, es sey ein Theil ihres Gottesdienstes, wenn sie sich geputzt in der Kirche sehen läßt. Rosamunde thut in der Kirche mehr nicht, als was andre Frauenspersonen, an ihrem Nachtische, thun. Sie bewundert sich, und läßt sich bewundern. Ein jeder, von welcher Secte er auch sey, verdient eine gewisse Hochachtung, wenn er das, was er in seiner Religion glauben soll, mit Ueberzeugung, und mit einem bescheidnen Eifer glaubt: und diese Hochachtung verdient Rosamunde doppelt. Sie hat es der Unterweisung ihrer Mutter, deren völliges Ebenbild sie ist, zu danken, daß sie von der Religion überhaupt sehr bequeme Begriffe, und insbesondre vom Sonntage diesen hat, daß er nichts anders sey, als ein gewisser Tag in der Woche, wo das Frauenzimmer zwo Stunden eher aufsteht, als an den andern Tagen, um sich die Haare auf das sorgfältigste frisiren zu lassen, und ein Kleid anzulegen, welches die andächtige Aufmerksamkeit der Nebenchristen auf sich ziehen kann, in deren Gesellschaft man drey Stunden lang stille sitzt, um bewundert zu werden, und andre zu richten. Rosamunde glaubt, daß nur zu diesem Ende der Sonntag erdacht sey, und das glaubt sie mit einer so lebhaften Ueberzeugung, daß sie seit ihrem vierzehnten Jahre nicht einen einzigen Sonntag ausgesetzt hat, ihren Gottesdienst auf diese Art zu verrichten. Hätte man ihr bessere Begriffe von der Religion beygebracht, so würde sie eben so wohl im Stande seyn, sich nach diesen bessern Begriffen mit Eifer

zu

zu richten. Aber, da sie nur das erbauende Exempel ihrer wertheſten Mama vor ſich gehabt hat, da alle, die mit ihr reden, nur von Göttinn und Anbetung reden: So kann man es ihr gar nicht verdenken, daß Exempel und Schmeicheley ſie, bey ihrer natürlichen Eigenliebe, zu einer ſolchen Abgötterey gegen ihre kleine Perſon gebracht haben. Das muß man wohl bedenken, wenn man billig ſeyn will; und ſo billig hätte ich auch ſeyn ſollen!

* * *

Wie werde ich es bey Florinden verantworten können, von der ich geſagt habe, daß ſie ſich weder der Wirthſchaft, noch ihrer Kinder annehme, welche doch gewiſſer von ihr, als von ihrem Manne ſind? Vielleicht hat ſie es nicht einmal übel genommen; denn Florinde kennt die Welt. Die Zucht ihrer Kinder überläßt ſie dem Geſinde. Sie würde es für einen ſehr empfindlichen Vorwurf halten, wenn ich ihr nachrühmen wollte, daß ſie eine gute Wirthinn ſey, weil ſie wohl weis, daß dieſes eine ſehr bürgerliche Tugend iſt. Und am allerwenigſten wird ſie darüber empfindlich, wenn man ihre Treue gegen den Mann in Zweifel zieht, da dieſes nur ein deſto ſtärkerer Beweis ihrer Schönheit, ihrer Verdienſte, und der Hochachtung iſt, welche die Welt für ſie hat. Und alſo hat ſie vielleicht meine Wahrheit nicht einmal übel genommen! Aber geſetzt auch, es wäre geſchehen, ſo weis ich ein Mittel, ſie wieder zu beſänftigen. Bey der nächſten Gelegenheit will ich ihr eine Schmeicheley auf Unkoſten anderer Frauenzimmer ſagen; ich will ſie mit boshaften Neuigkeiten von ihrer Freundinn verſehen, damit ſie in Zuſammenkünften Gelegenheit habe, witzig zu ſeyn; allenfalls ſpiele ich mit ihr, und laſſe ſie gewinnen; und wenn ſie bey aller dieſer Buſſe noch unverſöhnlich bleibt, ſo will ich die Rolle eines Anbeters nehmen, damit ich die Zahl ihres zärtlichen Troſſes vermehre, und

ihr das Vergnügen mache, mich verachten zu können. Denn das wünscht ihr Ehrgeiz, daß sich die Anzahl ihrer Anbeter vermehre, und daß sie einige darunter habe, bey welchen es ihr nicht schwer ankömmt, grausam zu seyn. Ich glaube, ich bin gedemüthigt genug, wenn ich mich dieser Strafe unterwerfe.

* * *

Kalliste ist bedantisch stolz, weil sie etwas mehr versteht, als das Kochen. Ich habe das gesagt, es ist wahr: aber wenn auch Kalliste diesen Fehler hat, so ist sie wenigstens zu entschuldigen. Und am meisten müssen wir Mannspersonen sie entschuldigen, weil wir nur an diesem Fehler, wie an den meisten Fehlern der Frauenzimmer, Ursache sind. Wir fürchten uns zu sehr vor dem fähigen Verstande und Witze des weiblichen Geschlechts, als daß wir uns Mühe geben sollten, ihren Verstand und Witz sorgfältig zu bilden, und sie an dem Ruhme der Gelehrsamkeit Antheil nehmen zu lassen. Sie würden uns einen gewissen Vorzug entreissen, welcher beynahe der einzige noch ist, den wir vor ihnen behaupten. Wir sind schon eifersüchtig genug, daß für sie die Schönheit ein vorzügliches Geschenk der Natur ist: ich nehme unsre männlichen Puppen zu Zeugen, daß wir auf dieses Geschenk eifersüchtig sind. Schon der natürliche Verstand unsrer Frauenspersonen ist so durchdringend, daß es für unsre angemaßte Herrschaft doppelt gefährlich seyn würde, wenn wir diesen natürlichen Verstand durch Fleiß, Bücher und gelehrte Bemühungen noch mehr ausbilden wollten. Es ist dieses ohnedem nur noch der Schatten der Herrschaft, mit der wir uns brüsten, da wir alle andre Arten der Herrschaft, schon seit undenklichen Jahren an das weibliche Geschlecht verloren haben. Wir ersticken daher mit einer tyrannischen Vorsicht alle Begierde, welche das Frauenzimmer bewegen

könnte

könnte, ihren Verstand durch Schriften und Gelehrsamkeit noch mehr auszubilden. Und weil wir es nicht wagen dürfen, den Frauenzimmern solches ernstlich zu verbieten, da sie, als Frauenzimmer, gewohnt sind, dasjenige am eifrigsten zu thun, was ihnen am schärfsten verboten wird: so wissen wir sie schon durch andere Beschäfftigungen zu zerstreuen. In vorigen Zeiten ließ man sie für den größten Theil der Wirthschaft sorgen, und übergab ihnen die Erziehung der Kinder; und die zwo Beschäfftigungen waren weitläuftig genug, sie von der gelehrten Neugierde abzuhalten. Da in neuern Zeiten die meisten unsrer Weiber auf den beqvemen Einfall kamen, die Last der Wirthschaft, und der Kinderzucht auf ihre niedrigsten Bedienten zu legen: so waren die Männer so sinnreich, ihnen Tonnen vorzuwerfen, mit denen sie sich bey ihrem Müßiggange beschäfftigen sollten. Man gab ihnen bunte Karten in die Hände, und war so glücklich, ihnen diesen Zeitvertreib so angenehm zu machen, daß sie gar keine Bücher weiter, als diese, verlangten, und daß viele von ihnen ganz ausser Stande waren, bey einer andern Gelegenheit, als beym Spielen, zu denken. Durch eine übertriebene Schmeicheley über ihre Schönheit, brachte man ihnen von ihrer ersten Jugend an die eiteln Begriffe bey, daß ihr ganzer Werth nur in der Schönheit bestehe. Die Folge davon war natürlich: ihre Bemühung zog sich von allen andern Beschäfftigungen ganz ab, und gieng bloß auf die Erhaltung dieses Vorzugs. Weil aber doch die Mannspersonen nicht im Stande waren, bey allen Frauenzimmern die Begierde zu schönen Wissenschaften zu unterdrücken; so fiel man auf ein sehr boshaftes Mittel. So bald ein Frauenzimmer nur ein wenig mehr verstund, als man wollte, daß ein Frauenzimmer von der Gelehrsamkeit verstehen sollte; so machte man sie durch übertriebne Lobsprüche schwindlicht, und beredete ihre Eigenliebe, welche schon vorhin geneigt genug war, es sich bereden zu lassen, daß sie das witzigste,

gelehrteſte, vollkommenſte Frauenzimmer, und wo nicht gar Minerva, doch zum wenigſten eine zehnte Muſe ſey. Dadurch benahm man ihr den Gedanken, weiter zu gehen, welches ſie bey ihrer Vollkommenheit nunmehr für überflüßig hielt. Sie blieb an dem Fuſſe des Parnaſſes ſtehen, beſchäfftigte ſich mit witzigen Tändeleyen, und wurde von dem verrätheriſchen Lobe der Mannsperſonen trunken. So iſt es Kalliſten gegangen. Habe ich alſo etwas unrechtes geſagt, wenn ich behauptete, daß ihr pedantiſcheu Stolz ein Fehler der Mannsperſonen ſey? Verſtünde Kalliſte dieſe Sprache unſrer Schmeicheley, ſo würde ſie darüber ſehr kleinmüthig werden. Man erſtaunt, daß ſie ein wenig von Gelehrſamkeit, und wohl gar Verſe plaudern kan: So wie man einen Papagoy bewundert, welcher menſchliche Töne nachplaudern kann, ungeachtet ihn die Natur nur zu einem Papagoy erſchuf. Könnte für Kalliſtens Stolz wohl etwas demüthigender ſeyn, als dieſer beleidigende Beyfall?

* * *

Daß ich behauptet habe, eine Frau aus der groſſen Welt zu heirathen, ſey für viele ein gewiſſer Schritt zum Hoſpitale; das iſt das Wenigſte, was ich von den Ehen Nachtheiliges geſagt habe. Aber doch erkenne ich mein Unrecht. Und damit ich die Welt von meiner Reue recht nachdrücklich überzeuge, ſo will ich mir öffentlich alles das Böſe vorhalten, das ich, von den Ehen zu ſagen, die Verwegenheit gehabt habe. Ich habe über Männer geſpottet, welche, weder nach Verſtande, noch Tugend, noch Erziehung zu fragen, ſich auf ewig mit Frauenzimmern, bloß wegen ihrer Schönheit verbanden, von welchen ſie wiſſen konnten, daß ſie nach einem Jahre nicht mehr, wenigſtens für ſie nicht mehr reizend ſeyn würden. Aber Greif ließ ſich von keiner Schönheit blenden. Zwar Verſtand, und

Tugend,

Tugend, und Erziehung waren das auch nicht, was er verlangte: er suchte Geld; und doch hielt ich ihn für einen Thoren. Ein Mann, der, zu dem gemeinen Besten, in seinem funfzigsten Jahre ein feuriges Mädchen von funfzehn Jahren heirathet, war vor meinem Spotte eben so wenig sicher, als eine Frau von funfzig Jahren, welche sich einbildet, daß die Schmeicheleyen ihres jungen Bräutigams ihr, und nicht ihrem Gelde gemacht werden. Ich hatte angemerkt, daß Frauenzimmer, so bald sie ihrem Manne die ewige Treue zugeschworen, sich mit einem male von dem jungfräulichen Zwange des Wohlstandes losrissen, und ohne Vorsicht alle Ausschweifungen begiengen, die sie vorhin nur im Stillen gewünscht, oder mit der größten Behutsamkeit begangen hatten. Zuweilen stellte ich sehr erbauliche Betrachtungen an, wie es kommen müsse, daß wir Mannspersonen allen Frauenzimmern mit aller nur ersinnlicher Höflichkeit begegnen, und allen offenbare Schmeicheleyen sagen, nur unsern Weibern nicht: und ich glaubte, gefunden zu haben, daß sich Mann und Frau vornehmlich um deßwillen so kaltsinnig begegnen, weil es unter ihnen eine heilige Pflicht ist, sich zu lieben. Der Aufwand, den heut zu Tage der Wohlstand, oder welches einerley ist, der Hochmuth vieler Weiber erfodert, schien mir eine sehr gegründete, und beynahe die vornehmste Ursache zu seyn, daß die ansehnlichsten Häuser am meisten in Schulden stecken. Eine Frau von dieser Art zu heirathen, war in meinem Augen der deutlichste Beruf, bankerutt zu werden. Ich zittere, wenn ich die Verwegenheit überdenke, die ich gehabt habe, so viele Bitterkeiten von den Frauenzimmern, und von der Ehe zu sagen! Es würde sich entschuldigen lassen, ja gewisser massen wäre es meine Pflicht gewesen, dergleichen zu sagen, wenn es Frauenzimmer von dieser Art in der Welt gäbe. Aber da bekannt ist, daß kein Frauenzimmer, welches schön ist, nicht auch zugleich Verstand, und Tugend, und Erzie-

hung habe; daß eine Frau, welche ihren Mann reich macht, ihn auch durch Bescheidenheit, und anständige Wirthschaft glücklich mache; daß ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, welches einen abgelebten Mann heirathet, den Wohlstand, und ihre Pflicht niemals vergißt; daß eine alte Wittwe ihren jungen Bräutigam nicht aus Wollust, sondern nur aus Freundschaft liebt; daß unsre Frauenzimmer, so bald sie verheirathet sind, beynahe noch vorsichtiger und tugendhafter leben, als vorher, da sie wohl wissen, daß eine unbedachtsame Aufführung nicht allein die schändlichsten Vorwürfe über ihr ganzes Haus bringt, sondern auch ihren eignen Anbetern verächtlich ist; da es bekannt, wenigstens bey uns ausgemacht ist, daß die Weiber durch eine gefällige Freundlichkeit sich nur ihrer Männer Liebe und Hochachtung zu erhalten suchen, ohne um den Beyfall anderer Mannspersonen zu buhlen; daß in vornehmen Häusern die Weiber bey ihrem Aufwande niemals vergessen, was sie dem ehrlichen Namen ihrer Männer, und dem künftigen Wohle ihrer Kinder schuldig sind; Da alles dieses bekannt ist, da man nicht ein einziges Exempel anführen kann, welches meine Vorwürfe und Spöttereyen rechtfertigen könnte: so weis ich meine Verleumdung mit gar nichts zu entschuldigen; ich habe nicht einmal das Herz, um Vergebung zu bitten.

* * *

Gewiß, Burda, sie hätten keinen vortheilhaftern Augenblick, als diesen, erwarten können, eine Abbitte und Ehrenerklärung von mir darüber zu verlangen, daß ich sie für eine Thörinn erklärt habe, weil sie noch so eitel sind, ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen. Ich bin itzo so zerknirscht, und niedergeschlagen, daß ich nicht einmal diese Wahrheit zu vertheidigen Muth genug habe. Ich will es ihnen abbitten. Ich will sagen, daß

ihre

ihre dürren Hände die Wolle, den Schnee, und ich weis selbst nicht was, übertreffen; daß die Blicke ihrer Augen noch eben so reizend und gefährlich sind, wie sie vor vierzig Jahren gewesen seyn mögen; daß ihr alter Mund bezaubert, wenn er lächelt, daß . . . mit einem Worte, ich will sie so unverschämt loben, daß sie es selbst für eine Unwahrheit halten sollen, so groß auch sonst ihre Eigenliebe ist. Können sie wohl mehr von mir verlangen?

* * *

Sehen sie, Madame, ich habe mein Wort redlich gehalten. Sind sie mit diesen Abbitten und Ehrenerklärungen zufrieden? Mich dünkt, sie können es wohl seyn. Ich will noch mehr thun, damit ich mich mit ihnen, und ihren Freundinnen ganz aussöhne. Der fünfte Theil meiner satirischen Schriften soll von nichts, als von dem Lobe der Frauensversonen handeln: Aber ich ersuche sie, Madame, die Gütigkeit zu haben, und ihre Freundinnen dahin zu vermögen, daß mir eine jede von ihnen ein ausführliches Verzeichniß ihrer Jugenden und Vollkommenten einsende, weil ich vielleicht selbst nicht scharfsichtig genug seyn möchte, solche bey allen wahrzunehmen, und weil ich weis, daß viele von ihren eignen Vorzügen weit mehr überzeugt sind, als sich ein Fremder davon überzeugen kann. Madame, ich küsse ihnen die Hände!

* * *

Daß in meinen Augen die Heuchler so abscheuliche Creaturen waren, daran ist niemand Schuld, als meine fromme Mutter, welche mir immer vorsagte, daß in einem Heuchler der Stoff zu einer jeden Art von Schelmen liege. Ich danke es dem Umgange mit der grossen Welt,

daß ich itzt billiger von den Heuchlern urtheile. Und warum soll ich nicht billiger urtheilen, da ein Heuchler nichts thut, als was alle diejenigen zu ihrem guten Nutzen, und mit grossem Beyfalle thun, die zu leben wissen? Sie verstellen sich, sie halten eine Maske vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, sie wollen die Welt bereden, daß sie gewisse Vollkommenheiten besitzen, die ihnen wirklich fehlen; das thun die Heuchler, es ist wahr: aber sind sie um deßwillen so verabscheuungswürdig? Dort vor dem Zimmer des Prinzen umarmen sich zween vornehme Freunde. Sie versprechen einander eine Freundschaft, dergleichen man seit den Zeiten des Orest nicht gehört hat; sie werden diesen Mittag mit einander trinken, und sich küssen, und ewige Treue schwören: und morgen wird einer von ihnen den andern stürzen. Thut ein Heuchler mehr, als diese thun? Der Mann, der nur von Tonnen Goldes spricht, dessen fürstliche Pracht der Pöbel bewundert, und sein Gläubiger beseufzet; dieser Mann hat die grosse Absicht, noch mehrere zu betrügen, und alsdenn mit einer guten Art Bankerutt zu machen: hat man wohl viel Exempel von Heuchelern, die ihre Gläubiger auf diese Art betrügen? Und was soll ich von der Verstellung derjenigen Gelehrten sagen, die ihre Dummheit unter einer weisen Miene verbergen? Soll ich von den Großsprechern etwas gedenken, die den Hut trotzig in die Augen drücken, und zittern? Wie gefährlich heuchelt ein Geliebter! Wie verführend ist die Heucheley einer ungetreuen Frau, die ihren Mann mit zärtlichen Liebkosungen einschläfern will! Und alle diese Laster, alle diese Thorheiten entschuldigt man, oder belacht sie wohl gar: aber unerbittlich verdammt man den frommen Heuchler, der Almosen giebt, mit bußfertiger Miene durch die Gassen schleicht, knieend und mit Thränen vor dem Angesichte der Gemeine betet, und ein Schelm ist. Macht ihn vielleicht nur das vor andern so verhaßt, daß

er

er mit der Religion spottet? Das will ich doch nimmermehr hoffen! Vielleicht möchte es vor hundert Jahren die Ursache gewesen seyn: aber itzt denkt unsre aufgeklärte Welt schon anders, und man weis besser, als damals, zu welchem Ende die Religion erdacht ist. Man bewundert ja diejenigen, als starke Geister, die mit der Religion spotten: ist es wohl billig, daß man diejenigen, als Schandflecke der Natur verabscheut, die mit der Religion heucheln?

* * *

Unglückliche Leute noch mehr zu kränken, ist gewiß eine der grausamsten Ungerechtigkeiten, die ein Mensch begehen kann. Und doch = = ich schäme mich es zu gestehn! = = Und doch habe ich diese Ungerechtigkeit begangen, und zwar habe ich sie an den erbarmenswürdigen, unglücklichen, und elenden Menschen begangen, die man Freygeister nennt. Dieses sind die mitleidenswürdigen Menschen, welche, um zwanzig Jahre lang von wenigen wegen ihres scharfen Verstandes bewundert zu werden, von den übrigen verabscheuet, und ewig unglücklich werden wollen. Sie wenden viehe Mühe an, sich eine Hoffnung auszureden, von welcher sich ein vernünftiger Mann, ich will gar nicht sagen, ein Christ, mit so vieler Mühe zu überzeugen sucht. Sie haben beständig mit den innerlichen Widersprüchen ihres eignen Gewissens zu kämpfen, welches sie zu ihrem grossen Verdrusse immer daran erinnert, daß sie vernünftige Geschöpfe sind. Sie haben Ehrgeiz genug, in der Welt eine Rolle spielen zu wollen, die bemerkt wird: weil es ihnen aber am Verstande und Willen fehlt, so rasen sie, um starke Geister zu heissen. Die Ausschweifungen ihrer Jugend sind mit nichts zu entschuldigen: sie ge-

rathen also auf den albernen Einfall: sich und andere zu bereden, daß es keine höhern Gesetze gebe, welche diese Ausschweifungen verdammen; und bey diesem Einfalle haben sie eben die sichere Beruhigung, die ein Dieb haben mag, welcher sich zu bereden sucht, daß keine Gesetze sind, die den Diebstahl verbieten, und welcher diesen Unsinn gegen andere so lange behauptet, bis er unter dem Galgen steht. Gemeiniglich ist eine schimpfliche Armuth die Folge ihrer jugendlichen Ausschweifungen; und alsdenn sind diese starken Geister, welche so stolz von ihrem Witze denken, doch niederträchtig genug, Schmarozer zu werden, und sich durch ihren witzigen Unsinn an die Tafel junger reicher Thoren zu drängen. Diese Elende, welche Verzweiflung und Hunger zu Narren macht, habe ich so oft verspottet: wie ungerecht, und lieblos habe ich gehandelt! Wäre es mein Ernst gewesen, sie zu retten, und hätte ich es wirklich gut mit ihnen gemeynt: so hätte ich die Barmherzigkeit an ihnen erzeigen, und sie in das Tollhaus einkaufen sollen.

* * *

Die Abbitte und Ehrenerklärung, die ich hier den starken Geistern thue, bringt mich ganz natürlich auf ihre Antipoden, die abergläubischen Seelen. Auch an diesen habe ich mich versündigt: denn Abergläubische zu verspotten, ist eben so unrecht, als einen Wahnwitzigen zu verspotten, der immer Gespenster sieht. Diese Unglückliche werden ohnedem schon unbarmherzig genug von gewissen Tyrannen gepeinigt, deren Eigennutz, unter dem frommen Vorwande, die heiligen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen,

sie

sie immer mit neuen Larven schreckt, und ihnen immer den Verstand verdächtig macht, damit sie ihr Joch nicht fühlen; welche sich und der Religion zu Ehren, diese Milzsüchtigen in einer andächtigen Dummheit erhalten; mit einem Worte, welche eher nicht ruhen, als bis sie aus einem vernünftigen Wesen ein betendes Vieh gemacht haben. Es wäre billiger von mir gewesen, wenn ich diesen elenden Sclaven Muth gemacht hätte, sich von ihren Banden loszureissen; an statt daß ich ihres Aberglaubens spottete. Sie dauren mich, so oft ich an sie denke. Alles Vergnügen der Welt ist ihnen ein Abscheu. Der Frühling ist ihnen schrecklich, weil im Frühlinge die erwachende Natur lächelt, und den Menschen von neuen belebt: nur der Winter ist ihnen noch erträglich, und dieses blos wegen seiner langen und traurigen Nächte. Sie stehen seufzend von ihrem Bette auf, wachen den Tag über mit Angst, mit Thränen legen sie sich nieder, und ihr schwarzes Geblüte macht ihnen auch die Träume schrecklich. Das einzige wahre, und beruhigende Vergnügen, welches sie empfinden, ist dieses, wenn sie andere verdammen. Verdienten diese Abergläubische mein Mitleiden nicht?

* * *

So weit geht die Probe der versprochenen Abbitte und Ehrenerklärung! Ich werde nicht einen Augenblick versäumen, die Fortsetzung bekannt zu machen, wenn ich finde, daß sich durch diese Probe diejenigen versöhnen lassen, die ich im Vorstehenden genannt habe; und daß

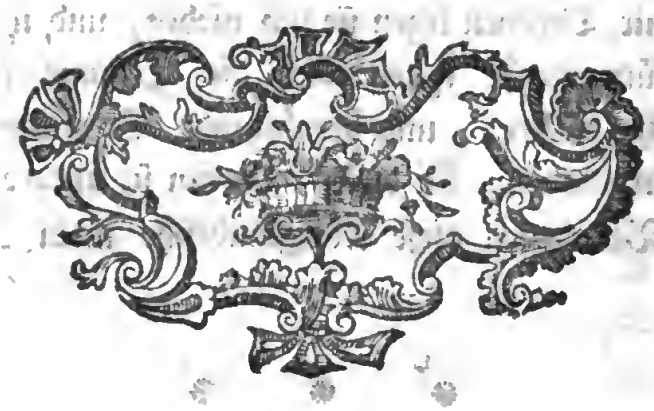
diejenigen, welche ich hier noch nicht genennet, eine Abbitte und Ehrenerklärung von dieser Art verlangen.

E N D E

des vierten und letzten Theils.

VALEAT. RES. LVDICRA. SI. ME
PALMA. NEGATA. MACRVM. DONATA.
REDVCIT. OPIMVM

Horat.



Ver-

Verzeichniß

der

in diesem vierten und letzten Theil enthaltenen Stücke.

Vorbericht.

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern

Zueignungsschrift an des grossen Sancho Panßa grossen Esel S. 3-16

Abhandlung über das Sprüchwort: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; nebst einem Vorberichte 19-37

Kleider machen Leute 38-46

Ehrlich währt am längsten; nebst einem Vorberichte 46-73

Alte Liebe rostet nicht 73-88

Eine Hand wäscht die andere 88-97

Jung gewohnt, alt gethan 98-141

Gut macht Muth 141-149

Ehen

Ehen werden im Himmel geschlossen S. 149=182

Gedanken sind zollfrey 182=276

Beweis, daß die Begierde Böses zu reden weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre; an die königliche Academie zu Pau in Bearn 277=310

Das dazu gehörige, von dem Verleger verfertigte Realregister 311=328

Das Märchen vom ersten April; aus dem Holländischen in das Hochdeutsche übersetzt

Art Beuzelaars von Saerdam Zuschrift an seine liebe Amme 331=332

Erstes Buch; enthält das Märchen vom ersten April 333=356

Zweytes Buch; enthält sieben mal sieben Wahrsagungen vom ersten April 357=398

Drittes Buch; enthält den Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen, nebst der versprochenen Fortsetzung 399=410

Abbitte und Ehrenerklärung 411=444

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN